This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

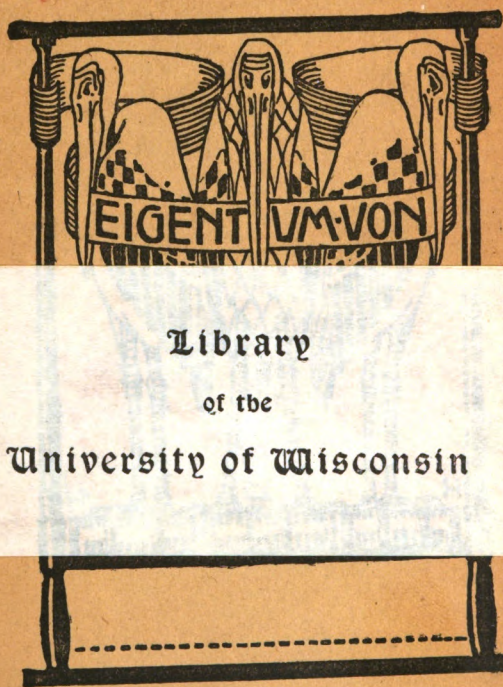
DMJE
.B63

H. Boehmer

Die Jesuiten

Zweite Auflage

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Library
of the
University of Wisconsin

Ein … Sammlung „Aus Natur
und … m Schluß dieses Bandes.

ANuG a…

Digitized by Google

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht wie die anderer Sammlungen stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

So sind denn die schmucken, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind
in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Ausführlicher illustrierter Katalog unentgeltlich.

Leipzig. **B. G. Teubner.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
49. Bändchen

Die Jesuiten

Eine historische Skizze von

H. Boehmer
Professor in Bonn

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1907

Digitized by Google

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Digitized by Google

163437
MAR 26 1912
DMJE
B63

Inhalt.

Seite

1. **Der Stifter** . . . . . 1—26

Der Gefangene von Pamplona 1. Die Bekehrung 3. Innere Kämpfe 6. Die Persönlichkeit des Ignatius 9. Lehr- und Wanderjahre 13. Sammlung der Jünger 16. Die geistlichen Exerzitien als Ertrag und Spiegel der inneren Entwickelung des Ignatius 18. Originalität und Wert des Buches 23. Lebensideal des Ignatius 25.

2. **Die Entstehung der Kompagnie Jesu** . . . . . 26—46

Die Studentenverbindung für Muhammedanermission von 1534 26. Umwandlung derselben in eine Priestergesellschaft für innere Mission 28. Überblick über die Tätigkeit des Ordens in den Jahren 1544 und 1554 32. Umwandlung in einen Schulorden 36, in einen antiprotestantischen Kampforden 37. Die Ordensverfassung als Niederschlag dieser Entwickelung 39. Charakteristik derselben: die Rekrutierung 40, die Ausbildung 41, die Organisation der Truppe 42. Maßregeln zu Aufrechterhaltung der inneren Einheit und Schlagfertigkeit: das Berichtwesen und die Disziplin, die Subordination und der Kadavergehorsam 43. Die Unabhängigkeit nach außen als Voraussetzung der Schlagfertigkeit 44. Die weltgeschichtliche Perspektive 45.

3. **Der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa** 46—93

Rom, Wittenberg, Genf um 1540 46. Das Papsttum und seine Bundesgenossen 47. I. Die Jesuiten und das allgemeine Konzil 49. II. Die Jesuiten in Südeuropa, Italien 50, Portugal 52, Spanien 53. III. Mitteleuropa als Hauptkriegsschauplatz des Ordens 54. Die Kämpfe in Frankreich 55, in Deutschland und seinen Nachbarländern 65. Musterbeispiele der kontrareformatorischen Tätigkeit des Ordens: 1. Bayern 70, 2. Österreich-Ungarn 74, Wirksamkeit des Ordens nach dem Dreißigjährigen Kriege 81. Die Jesuiten in Polen 83. Versuche auf Rußland 87. IV. Kämpfe des Ordens in Nordeuropa, Schweden 88, England 89. Ergebnisse 92.

4. **Die Eroberungszüge der Kompagnie Jesu in den heidnischen Ländern** . . . . . 93—130

Umblick 93. Die Persönlichkeit Javiers 94. Javier als Missionar 97. Asiatische Unternehmungen: Robert de Nobili in Madura 100. Die Missionare im Reiche des Großmoguls 101. Alexander Rhodes in Tonkin und Kochinchina 102. Die Jesuiten auf den Molukken, Philippinen, in Japan 103, in China 105. Unternehmungen in Afrika und gegen den Islam 107. Der

Digitized by Google

Seite

Flottenplan des Ignatius 107. Die Jesuiten in Abessynien, Angola und Loanda 108. Die Conquista der Neuen Welt. Die Arbeit an den Weißen und den schwarzen Sklaven 108. Die jesuitische Lösung der Indianerfrage 110. Brasilien als erstes Versuchsfeld der jesuitischen Missions- und Kulturpolitik 112. Die conquista espiritual im spanischen Kolonialreich: Gründung des Jesuitenstaates 115, der Missionen in Chile, Westargentinien, Bolivia, Peru, Ekuador, Venezuela, Guajana, Mexiko 116. Der Jesuitenstaat in Paraguay als Muster einer jesuitischen Kolonie 117. Vorzüge und Nachteile des jesuitischen Systems 125. Missions- und Kolonialpolitik der Jesuiten in Neufrankreich 126. Summarium 129.

5. **Machtbereich und Machtmittel der Kompagnie Jesu auf der Höhe ihrer Wirksamkeit** . . . . . 130—152

Das Gemälde des ersten Jahrhunderts 130. Statistik 132. Machtbereich des Ordens 133. Machtmittel: 1. Entstehung und Verwaltung des Ordensvermögens 133. 2. Das Katheder 136, Charakteristik der Jesuitenschule 137, literarische, künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeit des Ordens 141. 3. Der Beichtstuhl: die sogenannte Jesuitenmoral 143. Der Beichtstuhl und die Politik 147. 4. Die Kanzel und die innere Mission unter den Massen, das jesuitische Vereinswesen und die Pflege der volkstümlichen Frömmigkeit 150. Summarium 152.

6. **Verfall, Aufhebung, Neugründung** . . . . . 152—179

Innere und äußere Kämpfe unter Aquaviva 153. I. Der Verfall. Desorganisation der Verfassung 155. Auflösung der Disziplin; Umgehung des Armutsgelübdes 155, Handelsgeist und Erwerbssucht 156, Insubordination gegen die Generäle 157, gegen die Kurie 158. Herrschsucht, Verfall der Ordenstätigkeit 159. II. Die Aufhebung. Der Orden im Spiegel der öffentlichen Meinung 160. Der Traktatkrieg 162. Unterdrückung des Ordens in Portugal 163, in Frankreich 164, in Spanien, Neapel-Sizilien, Parma, Malta, 166. Dominus ac redemptor noster 167. III. Neugründung. Fortdauer des Ordens in Preußen und Rußland 169. Sollicitudo omnium 170. Entwickelung des Ordens im 19. Jahrhundert 171. Machtstellung an der Kurie 172. Kämpfe mit dem liberalen Bürgertum 173. Übersicht über die Zweige der Ordenstätigkeit 174. Verhalten zu den Staatsgesetzen in Frankreich 174. Das deutsche Jesuitengesetz von 1872 und die Verordnungen vom 8. März und 23. Januar 1904: 177. Summarium 178.

Übersicht über die wichtigsten Quellen und Hilfsmittel 180

Digitized by Google

1.

Der Stifter.

Im März des Jahres 1515 fand zu Pampluna in Navarra zwischen dem bischöflichen Offizial und dem Vertreter des Corregidors der Provinz Guipuzcoa eine lebhafte Verhandlung über einen jungen Ritter statt, der im Kerker des Bischofspalastes seit den letzten Tagen des Februar seiner Aburteilung harrte. Der jugendliche Missetäter hatte in der lustigen Fastnachtszeit in Gemeinschaft mit einem Kleriker nächtlicherweise mehrere „enorme Delikte" in der Provinz Guipuzcoa begangen, war dann aber vor dem gestrengen Corregidor nach Navarra geflohen und behauptete nun plötzlich, daß auch er ein Kleriker sei und demzufolge beanspruchen dürfe, nicht von dem königlichen, sondern von dem milderen geistlichen Gerichte abgeurteilt zu werden. Allein der Corregidor konnte nachweisen, daß der Inkulpat ein durchaus ungeistliches Leben geführt, über Jahr und Tag weltliche Kleider und Waffen, lange Haare und keinerlei Tonsur, seis auch nur von dem bescheidenen Umfange eines päpstlichen Bleisiegels, getragen habe. Er verlangte daher von dem Offizial sehr energisch die Auslieferung des Flüchtlings. Dem Offizial blieb kaum etwas anderes übrig, als dieser Forderung zu willfahren. Aller Wahrscheinlichkeit nach — die Akten brechen hier ab — ward der Gefangene an das weltliche Gericht ausgeliefert und hart bestraft. Denn die weltliche Gewalt statuierte damals noch gerne ein Exempel an den Herren vom Adel, insbesondere wenn sie so gröblich herausgefordert wurde, wie es in diesem Falle geschehen war.

Konflikte zwischen weltlichen und geistlichen Gerichten sind damals nicht selten und nächtliche Ausschreitungen junger Leute kommen auch heute noch in der Zeit des Karnevals häufig

Digitized by Google

genug vor. Gleichwohl sind jene Akten doch in besonderem Maße des Studiums wert, denn es kommt in ihnen zum ersten Male ein später viel genannter Name vor. Don Inigo Lopez de Recalde de Onaz y de Loyola heißt der junge Ritter, dessen Aburteilung Staat und Kirche einander streitig machen, und Don Pedro Loyola der Kaplan, der ihm so treulich bei seinen „enormen und hinterlistigen Delikten" geholfen hat. Worin jene Delikte bestanden haben, darüber schweigen die Akten. Aber das eine beweisen sie unwiderleglich, daß Don Inigo damals noch kein Heiliger war noch auch darnach trachtete, ein Heiliger zu werden. Wie hätte er auch damals schon auf so hohe Gedanken kommen sollen? Zwar ist es nicht ausgeschlossen, daß sein Vater, Don Beltram Loyola, ihm einst eine kleine Tonsur hatte scheren lassen. Denn Don Beltram hatte nicht weniger als 13 Kinder. Der Gedanke, auch Don Inigo, dem jüngsten der acht Söhne eine kirchliche Pfründe zu verschaffen, lag also sehr nahe, zumal der ältere Pedro auf diese Weise schon anständig untergebracht worden war. Aber wenn der Plan überhaupt je ernstlich bestand, so hatte Don Beltram ihn jedenfalls später aufgegeben. Denn schon in zarter Jugend begegnet uns Inigo als Page am Hofe des König Ferdinand des Katholischen von Aragon. Dieser Hof genoß einigen Ruf als Pflanzstätte höfisch-ritterlicher Bildung, die in Spanien noch immer in schönster Herbstblüte stand, aber durch „heilig mäßigen" Wandel zeichnete er sich so wenig aus, daß die jungen Pagen, die ihm anvertraut waren, schwerlich je in Versuchung gerieten, sich zu Heiligen auszubilden. So begreifen wir, daß Don Inigo im Jahre 1515, obgleich er bereits im 23. Lebensjahre stand, noch ein sehr weltliches Leben führte. Die Minne und die Ehre waren die Gottheiten, denen er immer noch mit ganzem Herzen und Gemüte diente. Daß er auch auf seinen katholischen Glauben stolz war, die Neuchristen tief verachtete und vor Begierde brannte, mit den Ungläubigen im Glaubenskriege das Schwert zu kreuzen, verstand sich bei einem spanischen Ritter von selber. Auch hatte er natürlich seinen Lieblingsheiligen und ermangelte nicht, diesen Heiligen, den hl. Petrus, in gebührender Weise, gelegentlich sogar in Versen, zu verherrlichen. Aber nichts verriet in seinem Wesen und Auftreten ein besonders lebendiges religiöses Interesse. Wohl aber bemerkte man frühe an ihm ein ungewöhnliches Geschick, die Menschen nach seinem Willen zu

Digitized by Google

lenken und schwierige Verhandlungen zu leiten. In der Familie galt es daher für ausgemacht, daß er es einmal weiter bringen würde, als die älteren Brüder, welche die ritterliche Laufbahn ergriffen hatten, und doch hatten schon diese würdig genug auf den Schlachtfeldern Unteritaliens und bei der Eroberung der neuen Welt die Ehre des Hauses Loyola vertreten. Vorerst jedoch war er nur ein junger Offizier, der wenig zu tun und auch wenig Aussicht auf ausgiebige Beschäftigung hatte. Kein Wunder, daß da das heiße Blut sich noch in allerlei rohen Streichen austobte, daß er, da er nichts Besseres mit sich anzufangen wußte, mit Eifer den Don Juan spielte und manche Stunde mit Versemachen, Romanlesen und anderer standesgemäßer Kurzweil höchst unnützlich hinbrachte.

Doch auch für diese ungebrauchte junge Kraft kam endlich die Stunde der Bewährung. Im Mai 1521 rückte plötzlich ein französisches Heer über die Pyrenäen um in letzter Stunde noch Kaiser Karl V. den Sieg über die aufständischen Städte Castiliens streitig zu machen. Der Überfall gelang so vollständig, daß die spanischen Truppen sofort ganz Navarra räumten. Nur auf der Zitadelle zu Pampluna blieb eine kleine Besatzung zurück. Aber man war auch hier für den Ernstfall so wenig vorbereitet, daß im Kriegsrate alle Offiziere für sofortige Kapitulation stimmten. Ein einziger nur widersprach, Don Inigo Loyola. Nicht Übergabe, sondern Krieg bis aufs Messer lautete die Losung, die er mit feuriger Beredsamkeit empfahl. Und so stark war der Eindruck seiner Worte, daß der unvernünftige Vorschlag angenommen wurde. Aber nun zögerte auch der französische Kommmandant nicht, einen ernsteren Ton anzuschlagen. In der Frühe des 21. Mai eröffnete er den Sturm auf die Festungswerke. Schon eine der ersten Kanonenkugeln riß in die Mauer, auf der Don Inigo, geistlich durch Gebet und Beichte wohl vorbereitet, den Feind erwartete, eine Bresche, eine zweite zerfleischte dem tapferen Verteidiger das rechte Bein, während ein losgerissenes Mauerstück gleichzeitig das linke schwer verletzte. Er fiel und mit ihm fiel die Zitadelle, das letzte Bollwerk Karls V. in Navarra.

Der edelmütige Sieger ließ den Schwerverwundeten sorgfältig verbinden und, sobald sein Zustand es erlaubte, auf einer Sänfte nach der Burg Loyola bei Azpeitia geleiten. Allein der Transport bekam dem Kranken schlecht. Auch stellte es sich

Digitized by Google

bald heraus, daß der erste Verband seine Schuldigkeit nicht getan hatte. Das rechte Bein mußte daher noch einmal gebrochen und noch einmal eingerichtet werden. Nach dieser Operation verschlimmerte sich das Befinden Inigos so sehr, daß man ihm am 28. Juni die Sterbesakramente reichte. Allein um Mitternacht, zu Beginn des Tages des hl. Petrus, dem der Kranke immer besonders zugetan gewesen war, trat unerwarteterweise eine Wendung zum Besseren ein. Inigo erholte sich langsam wieder. Auch die Knochen begannen schon wieder zusammenzuwachsen, als er eines Tages mit Schrecken wahrnahm, daß sein rechtes Bein kürzer geworden sei als das linke und unter dem Knie sich ein überaus häßlicher Auswuchs gebildet habe. Die ungeschickten Chirurgen hatten offenbar ein Stück Knochen völlig einzurichten vergessen! Untröstlich über dies Mißgeschick entschloß sich Inigo alsbald zu einer zweiten schweren Operation. Das Bein wurde noch einmal gebrochen, und dann monatelang mit Streckmaschinen und Salben behandelt. Aber obgleich der Kranke alle diese Martern mit der Standhaftigkeit eines Indianers ertrug, trat doch der erwünschte Erfolg nicht ein: das Bein blieb nicht nur kürzer, sondern auch noch monatelang völlig gebrauchsunfähig. Statt wieder hinausziehen zu können zu Krieg und Abenteuer, mußte der ungeduldige Ritter noch lange Zeit das Bett hüten und zugleich mehr und mehr sich mit dem trüben Entschlusse befreunden, die ritterliche Laufbahn aufzugeben. In diesem peinlichen Zustande begehrte er zu seiner Erheiterung und Unterhaltung den gewöhnlichen Krankentrost: Bücher, aber selbstverständlich Ritterromane, Novellen und ähnliche Unterhaltungslektüre. Allein im Schloß Loyola war solch leichte literarische Ware nicht zu haben. Man konnte ihm nur 2 Andachtsbücher in romanischer Sprache geben, an denen sich bisher wohl in der Regel nur die Frauen des Hauses erbaut hatten: eine Heiligenlegende und „Das Leben Christi" des Karthäusers Ludolf von Sachsen. Inigo vertiefte sich sofort in die ungewohnte Lektüre. Aber er fühlte sich bald sehr enttäuscht. Weder die Geschichten von den Kasteiungen und Wundern der Heiligen noch die mystischen Betrachtungen des frommen deutschen Mönches vermochten ihn auf die Dauer zu fesseln. Lieber lag er ruhig da und träumte mit wachen Augen, oft 3, 4 Stunden nacheinander von Germaine de Foix, der Dame seines Herzens. Aber in der Langeweile des Krankenlagers vertiefte er sich dann

Digitized by Google

doch wieder in die beiden Bücher. Er gewöhnte sich mehr und mehr an die fremdartigen Gestalten, die sie ihm vor Augen stellten, und fühlte sich schließlich doch von den sonderbaren Geschichten gepackt. Da nun aber alles, was seine Phantasie nachhaltig beschäftigte, auf sein Gemüt sofort als ein Appell zur Tat wirkte, so verbanden sich damit alsbald Gedanken, die seinen Ehrgeiz in eine ganz neue Bahn wiesen: „wie, wenn du ein Heiliger würdest wie Franziskus und Dominikus, ja Franziskus und Dominikus noch an Heiligkeit überträfest?" Indes vorerst spielte er nur mit diesen Ideen ebenso wie mit jenen süßen Minneträumen, bis er eines Tages mit Verwunderung feststellte, wie verschieden beide auf seinen Gemütszustand wirkten: den weltlichen Wahnbildern folgte alsbald Abspannung und Trübsinn, den geistlichen Zukunftsträumen eine nachhaltige Erquickung. Diese Erkenntnis machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Schon jetzt ahnte er dunkel die geheime Ursache jenes Unterschiedes: Gott und der Satan warben in geheimnisvoller Weise um seine Seele, und aus dieser vorerst noch sehr unklaren Vorstellung ergab sich ihm alsbald eine wichtige Regel der Lebensführung: nur solchen Plänen, Gedanken und Gefühlen fürder sich hinzugeben, die sein Gemüt in eine so nachhaltig freudige Spannung versetzten.

So verblaßten allmählich jene trügerischen Bilder von weltlichem Ruhme und weltlicher Minne. Als er nun gar einmal in schlafloser Nacht die Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Arme vor sich zu sehen glaubte, da war der Kampf entschieden. Die Madonna war fortan die Dame seines Herzens, das Heldentum der Kirche fortan sein Ideal. Mit dem Entschlusse ein Heiliger zu werden wie Franziskus und Dominikus verließ er im Frühling 1522 für immer die Burg seiner Väter. Jerusalem war sein nächstes Ziel. Nach der Rückkehr gedachte er in die Karthause von Sevilla einzutreten oder auch als wandernder Büßer von Ort zu Ort zu ziehen. Aber das Blut seiner Ahnen war, obgleich er schon wie ein Mönch sich Nacht für Nacht geißelte, noch so mächtig in ihm, daß er unterwegs beinahe einen maurischen Ritter wegen unziemlicher Rede über die hl. Jungfrau zum Zweikampfe herausgefordert hätte, hätte nicht das Orakel, das er befragte, sein Maultier, ihn davon abgebracht. Dies unvernünftige Tier, dem er die Entscheidung überließ, zog ruhig an dem Orte vorbei, in den der Maure sich

Digitized by Google

gewandt hatte, und trug seinen Reiter langsam nach dem größten Heiligtume Kataloniens, dem Monserrat. Dort setzte Inigo zunächst eine Generalbeichte auf, das nahm 3 volle Tage in Anspruch. Dann entledigte er sich am Abend des 24. März in aller Heimlichkeit seines ritterlichen Gewandes, zog den Pilgerrock an, ließ sein Maultier abführen, sein Schwert und seinen Dolch am Altare der Gottesmutter aufhängen und begab sich in die Kirche. Denn wie er es von den Rittern des Amadis von Gallien gelesen, so wollte auch er durch eine Waffenwacht zu seinem neuen Rittertume sich weihen. Bald knieend, bald stehend brachte er daher im Gebete die lange Nacht vor dem wundertätigen Bilde zu. In der Frühe nahm er das Abendmahl und machte sich in aller Stille auf den Weg nach Barcelona. Aber er kam vorerst nur bis Manresa. Dort beschloß er einige Tage im Hospitale der hl. Lucia zu rasten. Aber aus einigen Tagen wurde fast ein ganzes Jahr. Denn in Barcelona herrschte die Pest, der Hafen war geschlossen, der Verkehr mit den großen italienischen Seestädten, welche die Schiffahrt nach dem Morgenlande noch immer ausschließlich besorgten, unterbrochen. Wiederum ein Zufall von weltgeschichtlicher Bedeutung! Zum Stilliegen gezwungen, ergab sich der ungeduldige Pilger in Manresa unverweilt einem andächtigen Büßerleben, um sich als ein werdender Heiliger gleich gründlich in geistlichen Heldentaten zu erproben. Er ging nicht nur täglich dreimal zur Kirche und las täglich während der Messe die Leidensgeschichte, sondern betete auch täglich 7 Stunden, geißelte sich dreimal jeden Tag, erhob sich regelmäßig um Mitternacht zur Andacht, genoß in der Woche weder Fleisch noch Wein, nahm allsonntäglich das Abendmal, ließ Haar und Nägel wild wachsen und zog Tag für Tag in dem Städtchen umher, um Almosen zu sammeln. Diese plötzliche und gewaltsame Änderung seiner Lebensweise versetzte ihn zunächst in einen Zustand nervöser Erregung, der ihn am hellen lichten Tage Gesichte sehen ließ, aber zugleich den peinigenden Zweifel wachrief, ob er dies Heldentum der Askese sein Leben lang aushalten könne. Kaum hatte er diese Versuchung überwunden, so geriet sein Seelenleben gleichsam in einen Zustand labilen Gleichgewichts. Bald fühlte er sich von aller Freudigkeit verlassen, daß er weder im Gebet noch im Gottesdienste Erquickung fand. Bald erfaßte ihn plötzlich eine ganz unbegründete Heiterkeit, daß alle Trauer „wie ein

Digitized by Google

drückendes Gewand von ihm genommen schien". Dieser Stimmungswechsel beunruhigte ihn so, daß er darüber einige fromme Leute, mit denen er verkehrte, um Rat fragte. Aber selbst die berühmte Beata (Prophetin) von Manresa konnte ihm nicht helfen. Ihr Ausspruch, „o daß doch Christus dir einmal erschiene", machte zwar sogleich den tiefsten Eindruck auf ihn und galt ihm später als ein Beweis dafür, daß diese Frau ungewöhnlich tief in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt eingeweiht gewesen sei, aber zurzeit steigerte sich dadurch nur seine Unruhe. Mehr und mehr aber ging die Unruhe über in einen Zustand dauernder Beängstigung. Er glaubte durch seine Generalbeichte auf dem Monserrat endgültig mit seiner schuldbefleckten Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Aber schon als er an den ersten Sonntagen danach zur Beichte ging, fiel ihm ein, daß er einige seiner Sünden damals vergessen habe. Sofort holte er das Versäumte nach. Allein er fand nicht den ersehnten Frieden. Auf den Rat eines Predigers setzte er nun noch einmal eine Generalbeichte auf. Aber statt zu schwinden, wurden die Skrupel immer ärger. Und dabei fühlte er doch, daß sie unnütz seien, ja ihm schadeten. Denn an der Macht des Beichtvaters, die Sünde zu vergeben, zweifelte er nie ernstlich. Eben darum wünschte er auch aufs innigste, daß ihm sein Beichtvater kurzweg verböte, immer wieder mit jenen alten längst absolvierten Sünden zu kommen. In der Tat entschloß sich dieser eines Tages unaufgefordert hierzu. Aber er wußte doch den Seelenzustand Inigos entschieden nicht ganz recht zu beurteilen. Sonst hätte er ihm nicht befohlen, nur das zu beichten, worauf er sich ganz klar besinnen könne. Denn Inigo erschien alles klar und deutlich. So stürzte ihn dieser Rat nur in neue Seelenkämpfe. Er fand gegen die furchtbaren Gewissensängste, wie er sagt, Hilfe bei keiner Kreatur. Vielmehr steigerte sich seine Not von Tag von Tag. Schließlich war er soweit, daß er eines Sonntags nach der Kommunion sich versucht fühlte, durch einen Sprung aus dem Fenster seinem Elende gewaltsam ein Ende zu machen. Allein er kam noch rechtzeitig zur Besinnung: er hatte für gewöhnlich in der Nähe des Fensters gebetet. Dessen entsann er sich jetzt im Moment der höchsten Erregung und sogleich löste sich die tiefe Erschütterung seiner Seele in dem heißen Gebete: „Herr, ich will nicht tun, was dich beleidigt." Während er aber so betete, erinnerte er sich plötzlich einer seltsamen Ge-

Digitized by Google

schichte aus dem Leben der Heiligen. Ein Heiliger hatte Gott dadurch bezwungen, daß er so lange nicht aß, bis er erhört wurde. Dieses Mittel beschloß auch er jetzt zu versuchen. Eine volle Woche aß er keinen Bissen. Aber so tief wurzelte in ihm der Gehorsam gegen die Kirche, daß er am folgenden Sonntage auf Befehl seines Beichtvaters wieder Speise zu sich nahm, obwohl er sich noch durchaus nicht dem Hungertode nahe fühlte. Und es schien wirklich, als sei der sonderbare Versuch geglückt: 2 Tage lang fühlte er sich völlig frei von Skrupeln. Aber als er am Diestag wieder im Gebete vor Gott trat, packte ihn plötzlich die Gewissensangst von neuem mit ungeheurer Macht. Die Erinnerung an eine Untat weckte die Erinnerung an andere. „Von einer Sünde zur andern wurde sein Geist geschleppt." Nichts schien ihm gesühnt. Alles glaubte er noch einmal beichten zu müssen. Dieser ungeheuren Erregung folgte alsbald eine tiefe Abspannung: „ein Ekel vor diesem qualvollen Büßerleben und zugleich der Drang es aufzugeben." Aber auf einmal war ihm plötzlich, als ob er aus schwerem Schlafe erwache. Er erinnerte sich der merkwürdigen Erfahrung, die er einst auf Schloß Loyola bei jenem träumerischen Spiele mit weltlichen und geistlichen Zukunftsplänen gewonnen hatte. Wie damals zog er jetzt den Schluß: die Gedanken, welche das Gemüt ängstigen und verstimmen, stammen vom Teufel, diesem Schlusse folgte aber sogleich der Entschluß, nie mehr in der Beichte etwas von jenen längst vergebenen Sünden zu sagen. Und von Stund an fühlte er sich frei und froh. Der Kampf war aus, der neue Mensch unter Schmerzen endlich geboren.

Die späteren Jünger Inigos lieben es, seiner Entwickelung die Entwickelung Luthers gegenüberzustellen. Inigos Seelenkampf in der Zelle des Dominikanerklosters zu Manresa und der Seelenkampf Luthers in der Klosterzelle zu Wittenberg — das ist in der Tat ein sehr lehrreicher Gegensatz. Was beide Männer in so gewaltige Verstörung versetzt, ist im Grunde dasselbe: die Sehnsucht nach persönlicher Gewißheit in betreff der Sündenvergebung. Bei beiden versagen in diesem Zustande durchaus die Tröstungen und Gnadenmittel der Kirche. Aber Inigo wird dadurch doch nicht so in der Tiefe seines Wesens gepackt wie Luther. Er zweifelt nie an der Macht des Priesters, Sünde zu vergeben. Ja, er ist sich in ruhigen Augenblicken

Digitized by Google

klar bewußt, daß er sich unnütz quäle. Er empfindet dann jene Beängstigung nicht als die naturgemäße Folge seiner Verschuldung, sondern als einen unnatürlichen, krankhaften Zustand, als Eingriff einer fremden Macht, die wider seinen Willen von ihm Besitz ergreift. Daher gelangt er auch nicht wie Luther durch ein Wort der heiligen Schrift zum Frieden, sondern durch den merkwürdigen Schluß: diese Skrupel sind vom Teufel. Dieser Schluß erscheint auf den ersten Blick als etwas völlig Willkürliches, als eine Annahme, die man ergreift, weil man will, nicht als eine Überzeugung, der man sich unterwirft, weil man muß. Aber er hat sich doch Inigo mit der Gewalt einer Überzeugung aufgedrängt. Denn er ist einfach einer Konsequenz der Weltanschauung, in der er groß geworden war.

Danach erscheint es nicht eben wunderbar, daß Inigo in seinen Entschlüssen und Überzeugungen fernerhin nicht wie Luther durch die Schrift, sondern durch Gesichte und Erleuchtungen sich leiten und bestimmen läßt. Durch ein Gesicht wird er zunächst bewogen, wieder Fleisch zu essen, durch eine ganze Fülle von Gesichten dann in die Geheimnisse des katholischen Dogmas eingeführt, so daß er das Dogma förmlich erlebt. So schaut er in Gestalt dreier Tasten eines Clavichords die Dreieinigkeit, in Gestalt eines unbestimmten lichten Etwas, aus dem leuchtende Strahlen hervorbrechen, das Geheimnis der Weltschöpfung, in Gestalt von Lichtstrahlen, welche in die Hostie gerade in dem Moment herabsteigen, wo der Priester sie zur Anbetung emporhebt, das geheimnisvolle Herabkommen Christi im Abendmahle, in Gestalt eines weißen Körpers die Menschheit Christi und die Jungfrau Maria, in Gestalt eines schlangenartig schillernden Etwas — „gleichsam viele geheimnisvoll funkelnde Augen" — den Satan. Diese Visionen wiederholen sich zum Teil in späterer Zeit. Besonders häufig schaut er bis in seine letzten Jahre Christus in Gestalt „eines großen, runden, goldig leuchtenden Etwas", in Gestalt „einer Sonne", nicht selten auch die Dreieinigkeit in Gestalt einer leuchtenden Kugel, oder auch den heiligen Geist in der Gestalt einer „feurigen Flamme", Gott Vater, die Jungfrau Maria. Weit seltener hört er Stimmen. Sehr häufig hat er dagegen „Erleuchtungen", Zustände besonderer Gehobenheit des Gefühls und besonderer Helligkeit des Intellekts ohne begleitende Vision. Eine solche wird ihm z. B. einst in Manresa an einem Kreuze am Ufer des Cardoner

Digitized by Google

zuteil, während er in frommes Sinnen verloren das Auge auf den in der Tiefe dahinrauschenden Fluß heftet. Viele Geheimnisse des Glaubens und der Wissenschaft werden ihm da auf einmal licht und klar, so daß er später meinte, durch alles Studium habe er nicht soviel Erkenntnis gewonnen, wie er sie in diesen wenigen Augenblicken besessen. Und doch wußte er gar nicht anzugeben, um *welche* Geheimnisse es sich dabei gehandelt habe. Nur eine *dunkle* Erinnerung daran war ihm geblieben, nur ein wunderbares Nachgefühl, als sei er in diesem Momente „ein anderer Mensch mit einem anderen Intellekte" gewesen.

In Manresa haben, wie man sieht, diese Erleuchtungen und Gesichte meist einen *belehrenden* Inhalt. *Ein Katechismusunterricht erteilt von Gott*, so charakterisiert sie Inigo selber. In späterer Zeit erlebt sie Inigo immer, wenn er Trost bedarf oder vor einer schweren Entscheidung steht. An ihrer Realität hat er nie gezweifelt. Er jagt den Satan mit einem Stocke fort, wie einen bösen Hund, er spricht mit dem heiligen Geiste, wie mit einer wirklich geschauten Person, er legt Gott Vater, der Dreieinigkeit, der Madonna seine Entschlüsse zur Bestätigung vor, und er zerfließt in dem Momente des Schauens immer in Freudentränen. Denn in diesen Augenblicken erlebt er einen Vorschmack der Seligkeit. Der Himmel tut sich ihm auf. Die Gottheit steigt zu ihm fühlbar, sichtbar, hörbar hernieder. Sie offenbart sich ihm in aller ihrer Fülle und Kraft, Majestät und Gnade. Kein Wunder daher, daß er sich gedrungen fühlt, über diese Gesichte nach Art der alten Propheten förmlich Buch zu führen. Ja er übertrifft darin fast noch die alten Seher: so pünktlich notiert er Tag und Stunde und so genau schildert er den Verlauf seiner Visionen!

Der Historiker darf sich nicht mit einer bloßen *Schilderung* dieser Erlebnisse begnügen: er muß sie dem Scheidewasser der *Kritik* aussetzen. Dabei erkennt er sofort, daß zwischen der *sinnfälligen Form* jener Offenbarungen und ihrer *Deutung* fast nie ein logischer Zusammenhang besteht. Es handelt sich meist um Lichterscheinungen, die an und für sich alle möglichen Deutungen erlauben. Oft sind es, wie es scheint, ganz alltägliche Spiegelungen des Sonnenlichtes, die der Schauende wahrnimmt, bisweilen phantastische Illusionen, wie sie auch ganz gewöhnliche Menschen in Momenten starker Er-

Digitized by Google

regung bei sich beobachten können. Jedenfalls erscheint die Deutung, die Inigo ihnen gibt, immer als das Ergebnis einer willkürlichen Wahl und immer bedingt durch den Umstand, daß seine Phantasie ganz im Vorstellungskreis des katholischen Dogmas lebt. Damit hat sich uns zum Teil das Geheimnis der Persönlichkeit des Ignatius erschlossen. Wir blicken in eine Seele, die noch ganz in der Weltanschauung des Mittelalters lebt, jede ungewöhnliche Gemütsbewegung als Geisterwerk, jeden ungewöhnlichen Sinneseindruck als Wunder betrachtet. Ein Mystiker und Visionär steht vor uns, aber doch ein Visionär von ganz besonderer Art, ein Visionär, der es versteht, das Walten seiner Phantasie der Disziplin eines eisernen Willens und der Kontrolle eines außerordentlich scharfen Verstandes zu unterwerfen. Denn schon in Manresa gibt sich Inigo keineswegs ohne Kritik seinen Erleuchtungen und Gesichten hin. Er beurteilt ihren Wert nach ganz festen Kriterien: 1. nach der Wirkung, die sie auf sein Gemüt ausüben, 2. nach den äußeren Umständen, unter denen sie eintreten. Folgt ihnen alsbald Beängstigung oder Niedergeschlagenheit oder überkommen sie ihn plötzlich zur Zeit der Nachtruhe oder später in den Schulstunden, stören sie also seine Tagesordnung oder seine Lebenspläne, so erblickt er in ihnen nur Versuchungen oder Kundgebungen böser Geister. Auf Grund dieser Annahme bildet er sich dann eine förmliche Theorie über himmlische und höllische Offenbarungen, gute und verwerfliche Erleuchtungen, und danach diszipliniert er dann mit eiserner Energie sein Innenleben, bis er endlich, wie er sagt, „Gott findet, wann es ihm beliebt", d. i. bis er himmlische Offenbarungen erlebt, wann immer er danach Verlangen trägt. Als pünktlicher Militär diszipliniert er aber schließlich sogar dies Verlangen. Er gibt ihm später in der Regel nur statt während der täglichen Meßfeier. Und sogar diese hat später bei ihm ihr Gesetz: sie muß pünktlich in einer halben Stunde erledigt sein!

Weit mächtiger als die Phantasie ist somit bei diesem Visionär zweifellos der Wille und der Verstand. Der Verstand: denn Inigo kontrolliert und beobachtet kritisch alle Regungen seines Seelenlebens, so daß er schließlich das geheimnisvolle Walten seines Ichs durchschaut bis in dessen verborgenste Tiefen; der Wille: denn wie er seinen Leib, seine Gebärden, seine Zunge völlig beherrscht, so daß er die furchtbarsten Operationen, die

Digitized by Google

heftigsten Gallenstein- und Zahnschmerzen lautlos erträgt, daß ihm nie ein unbedachtes Wort entschlüpft und sogar jedes Zucken seines Auges seinen Jüngern beabsichtigt erscheint, so kommandiert er auch förmlich seine Affekte und schließlich selbst seine visionäre Kraft. Er *wird* geradezu, was er *will*. Er formt und bildet sein Selbst mit bewußter Energie nach einem bestimmten Ideal genau so wie der Künstler aus weichem Tone die Statue schafft, deren Bild ihm in unbestimmten Umrissen vor Augen schwebt.

So erscheint als eigentümlichste Gabe dieses Visionärs nicht wie bei anderen Visionären eine besonders lebendige und fruchtbare Phantasie, sondern eine ganz ungewöhnliche, ja einzigartige Stärke des Willens. Menschen, die den Zorn kommandieren können, sind zwar nicht selten, aber Menschen, bei denen das ganze Spiel der Affekte so völlig durch den Willen gebändigt erscheint, wie bei Inigo, sind selbst unter den typischen Willensmenschen, den großen Asketen und Herrschernaturen, kaum zu finden, dagegen war Inigos Phantasie von Haus aus offenbar arm und schwach, denn sein Bildervorrat ist sehr dürftig und wenig originell und seine Visionen zeichnen sich durch eine außerordentliche Einförmigkeit aus. Aber er hat es verstanden, seine Phantasie so zu schulen, daß sie ihm schließlich gleichsam aufs Wort gehorchte und alles zum Bild und Erlebnis machte, was sein Gemüt nachhaltig beschäftigte. Auch das ist eine Eigentümlichkeit, für die sich kaum eine Parallele findet. Es bekundet sich darin vielleicht am stärksten jene fast unheimliche Macht über das eigene Selbst, in der vielleicht Inigos höchste Leistung und Gabe zu sehen ist und in der zugleich die beste Erklärung liegt für die außerordentliche Wirkung seiner Person auf Mit- und Nachwelt.

In alter Zeit versuchte man den Charakter wie das Schicksal eines Menschen aus der Konstellation der Gestirne in der Stunde seiner Geburt zu erklären, in neuerer Zeit hat man den Charakter oft nur als ein Produkt der Umgebung aufgefaßt. In allerneuester Zeit hält man die Rasse oder Rassenmischung für den wesentlichsten Bildungsfaktor. So ist für Houston Stewart Chamberlain das Urteil über die Person wie das Lebenswerk Inigos damit gegeben, das Inigo kein „Germane", sondern Baske von Herkunft war und sich nicht entblödete, bei Semiten, nämlich bei muhammedanischen Derwischen in die Schule zu gehen. Denn dieser Rhapsode der Rasse hält den Einfall des Franzosen *Müller*, daß der Jesuitenorden ein Produkt islamitischen Einflusses auf dem Boden des Christentums sei, noch für ernstlich diskutierbar

Digitized by Google

Aber seine Rassentheorie wird dadurch doch in diesem Falle nur zum Teil ad absurdum geführt. Hat er nicht vielleicht in der Hauptsache, in der Betonung der baskischen Herkunft Inigos, Recht? Inigo stammte in der Tat aus einer baskischen Provinz. Aber damit ist nicht gesagt, daß er reiner Baske war, ja nicht einmal, daß baskisches Blut in seinen Adern rollte. Denn die Loyolas gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern von Guipuzcoa. Sie können daher sehr wohl, wie der ganze nordspanische Adel, westgotischer also germanischer Herkunft sein. Eine ganz sichere Auskunft werden wir jedenfalls über diese Frage nie erhalten. Also ist der Rekurs auf die Rasse auch in diesem Falle ein recursus ad indefinitum, ein Versuch x durch y zu erklären, ein verhülltes Geständnis der Unwissenheit, das nur Dilettanten über seinen wahren Wert täuschen kann. Eher könnte man sich versucht fühlen, Inigos Person und Werk mit Hilfe jener beiden älteren Theorien zu deuten. Zwar nicht die Konstellation der Gestirne, aber die Konstellation der großen historischen Mächte, welche das Leben der Individuen wie der Völker beherrschen, ist für seine Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen. Er wäre z. B. nicht der Antiluther geworden, wenn er nicht im Zeitalter Luthers groß geworden wäre. Und eben so wichtig war für das Werden seines Charakters wie seines Werkes das Milieu, in dem er sich bildete: die religiös-kriegerische Begeisterung der spanischen Ritterschaft, die streng katholische Religiosität seiner Heimat, die in Spanien noch kräftig fortlebende mittelalterliche Mystik. Aber haben wir damit die Persönlichkeit selbst erklärt? Keineswegs! Wir haben nur die Atmosphäre bestimmt, in der sie sich bildete, aber nicht das geheimnisvolle Etwas, welches die Auswahl, die Aufnahme, die Verarbeitung gerade dieser Bildungselemente bewirkte. Denn wie die Pflanze, so nimmt der Mensch aus seiner Umgebung nur das an, was seiner Natur zusagt, und darum ist er immer ebenso sehr Produkt der Verhältnisse, wie seine eigene Tat. Dies geheimnisvolle Etwas aber, diese letztlich entscheidende Bildkraft des Charakters, der gegenüber alles andere nur als Hülle, Form, Stoff erscheint, den die Persönlichkeit bei ihrer Bildung kraft einer unerklärlichen Wahlverwandschaft sich assimiliert, läßt sich nur nach ihren Wirkungen beschreiben, nicht auf ihre letzten Ursachen zurückführen. Auch von ihr gilt das Dichterwort: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist". Je stärker eine Persönlichkeit ist, um so geheimnisvoller, einzigartiger, unergründlicher erscheint sie darum dem Beobachter, um so lebhafter fühlt er die Unmöglichkeit sie durch eine Analyse in der Tiefe ihres Wesens zu erfassen, mag er dabei auch noch so streng und methodisch zu Werke gehen.

Eine Seele, in der der Wille so mächtig ist, kann sich auf die Dauer nicht in das Labyrinth mystischer Phantasien verlieren. Es drängt sie immer wieder hinaus ans Licht, denn nicht der Genuß, sondern die Tat ist das Element, in dem sie frei sich regt und atmet.

So erwachte naturgemäß schon in Manresa in Ignatius der Drang, auf die Menschen zu wirken. Einige vornehme Damen aus Barcelona, die vor der Pest sich ins Innere ge-

Digitized by Google

flüchtet hatten, wurden seine ersten Jüngerinnen. Aber so wichtig dieser Damenkreis für seine Zukunft geworden ist, für den Tatendrang, den er jetzt empfand, war er zu eng. Es genügte ihm sogar jetzt nicht mehr, als schlichter Wallfahrer nach Jerusalem zu pilgern. Die Wallfahrt sollte vielmehr jetzt sogleich der Beginn seiner Lebensarbeit sein; denn der Mission unter den Muhammedanern des heiligen Landes wollte er fortan seine ganze Kraft widmen. Etwa Ende März 1523 schiffte er sich zu dem Zwecke in Barcelona ein. Aber erst am 1. September in der Mittagsstunde erreichte er nach sehr abenteuerlicher Fahrt Jerusalem. Sein Herz war voller Seligkeit. Heimat und Beruf — beides glaubte er nunmehr gefunden zu haben. Aber er täuschte sich. Der höchste kirchliche Obere im hl. Lande, der Franziskanerprovinzial, befahl ihm aus Furcht vor den Türken, unverzüglich mit den anderen Pilgern Jerusalem wieder zu verlassen. Ignatius fügte sich wohl oder übel. In Januar 1524 landete er nach äußerst stürmischer Fahrt zu Venedig. Von da gelangte er auf gefahrvoller Wanderung mitten durch die spanischen und französischen Truppen, die ihn zweimal als Spion festnahmen, nach Genua, von dort zu Schiffe im Frühjahr nach Barcelona. Aber was nun? Seit dem plötzlichen Abschiede von Jerusalem hatte ihn unablässig dieser Gedanke bewegt, allein zu einem bestimmten Ergebnis war er noch nicht gelangt. Fest stand ihm nur die Richtung, in der sich sein Leben fortan bewegen sollte. Zum Wohle seiner Mitmenschen wollte er wirken und zwar als Seelsorger. Ob er zu dem Zwecke in einen Orden eintreten, oder ob er das Leben eines wandernden Büßers ergreifen solle, darüber war er sich noch nicht klar. Unter allen Umständen, das sah er ein, bedurfte er zur Ausübung der Seelsorge der üblichen geistlichen Standesbildung. So verwandelte sich denn der Pilger zunächst in einen armen Schüler. Aus dem armen Schüler wurde dann 1526 für 9 Jahre ein alter Student. Aber auch als Student betrachtete er das Studium nicht eigentlich als eine Gelegenheit, etwas zu lernen, sondern als unumgängliche Durchgangsstation, um etwas zu werden und als ein Mittel, auf andere seelsorgerlich zu wirken. Schon in Barcelona spielte er im Kreise jener alten Bekannten aus der Manresaer Zeit eine große Rolle als Seelenführer. Auch verstand er schon hier unter seinen Mitschülern eine kleine Schar Erweckter zu sammeln. Diese

Digitized by Google

Freunde bildeten dann unter seiner Leitung auf der Universität Alcalà geradezu eine fromme Studentenverbindung, die sich zweierlei zum Ziele setzte: 1. Heiligung der eigenen Persönlichkeit. 2. Seelsorgerliche Arbeit an den Mitmenschen. Das erste Ziel wurde angestrebt durch eine streng asketische Lebensführung, allsonntägliche Beichte, allsonntägliche Kommunion. Der Erfüllung der letzteren Aufgabe dienten Konventikel in Privathäusern, bei denen Ignatius vornehmlich durch Ansprachen über die 10 Gebote auf die sittliche Haltung der Zuhörer einzuwirken suchte. Es gelang ihm hierdurch in der Tat, manche Seele zu gewinnen, namentlich Frauen der niederen Stände, alleinstehende Witwen, Arbeiterinnen, 16 und 17 jährige Dienstmädchen. Wie energisch er seine relgiöse Methode selbst dem zarten Geschlechte gegenüber handhabte, lehrt schon der Umstand, daß Ohnmachtsanfälle in seinen Versammlungen eine regelmäßige Erscheinung bildeten. Man begreift, daß dies geschäftige Konventikelwesen Aufsehen und schließlich den Argwohn der Ketzerrichter erregte. Schon Ende 1526 mußte sich die kleine Verbindung ein scharfes Verhör gefallen lassen und sich entschließen, ihre absonderliche Tracht mit dem üblichen Studentenhabit zu vertauschen. Im April 1527 ließ die Inquisition sogar Ignaz verhaften, um einen regelrechten Ketzerprozeß gegen ihn anzustrengen. Bei dem Verhöre kamen nun nicht nur jene sonderbaren Zufälle der frommen Weiber zur Sprache, sondern auch sehr seltsame Äußerungen des Angeklagten über die wunderbare Kraft seiner Keuschheit und sehr eigentümliche Ansichten über den Unterschied zwischen Todsünde und läßlicher Sünde, die auffällig schon an die bekannten Definitionen der späteren jesuitischen Moralisten erinnern. Das alles gab zwar noch kein ausreichendes Material, um Ignaz als Ketzer zu verurteilen, aber Anlaß genug, ihm und seinen Gefährten das Konventikelhalten strengstens zu verbieten (1. Juni 1527). In Salamanka, wohin die kleine Verbindung darauf im Herbste übersiedelte, traf sie alsbald das gleiche Schicksal: Verhaftung, scharfes Verhör durch die Inquisitionsrichter, endlich Freisprechung, aber Unterdrückung ihrer Konventikel. So ward Ignaz förmlich durch die Inquisition aus Spanien vertrieben. In der Tat entschloß er sich alsbald seine Heimat zu verlassen und auf der größten katholischen Universität, in Paris, seine Studien fortzusetzen. Die Verbindungsbrüder sollten ihm später folgen. Aber dieser Plan zerschlug sich. Die alten Genossen

Digitized by Google

wurden nach und nach alle Ignaz untreu. Er sah sich genötigt in Paris wieder von vorn anzufangen, neue Kräfte zu werben.

Der erste Versuch fiel jedoch nicht sehr ermutigend aus. Er gründete zwar noch im Laufe des Jahres 1528 mit 3 spanischen Studenten eine neue kleine Verbindung. Aber der eine der drei wurde tiefsinnig, die beiden anderen ergaben sich einem exaltierten Büßerleben. Keiner von ihnen war offenbar geistig der religiösen Methode des Ignaz gewachsen. Die ganze spanische Studentenschaft geriet über diese Vorfälle in stürmische Erregung. Als ein Verführer der Jugend sollte Ignaz im Kolleg Montaigu, zu dem er gehörte, öffentlich ausgepeitscht werden. Gleichzeitig wurde er von neuem bei der Inquisition als Ketzer denunziert. Wieder einmal schien seine Sache verloren. Aber auch diesmal entwaffnete er durch seine Kaltblütigkeit die Gegner. Seine Gefährten mußte er zwar fortan sich selber überlassen, aber ihm selbst wurde kein Haar gekrümmt. Auch diese schwere Krisis endete noch mit einem glimpflichen Frieden. Indes war er klug genug, fürs erste seine frommen Werbungen um die Seelen der Studenten einzustellen. Er wandte sich mit ganzer Energie jetzt einmal dem bisher arg vernachlässigten Studium zu. Der Erfolg war nicht groß: er ist nie ein Gelehrter geworden. Aber er empfing doch wenigstens einen mächtigen Eindruck von der neuen humanistischen Bildung, wie sie im Kolleg der Barbara von den Professoren vertreten wurde. Für diesen Humanismus, der in keiner Weise wider den katholischen Glauben verstieß, konnte auch er sich erwärmen. Diesem Humanismus hat er später als Organisator des gelehrten Unterrichts zu weltgeschichtlicher Wirkung verholfen. Inzwischen hatten seine Zukunftspläne endlich eine bestimmtere Gestalt gewonnen. Der alte Plan der Muhammedanermission hatte seine tatendurstige Seele wieder mit aller Macht gepackt. Für dies romantische Unternehmen beschloß er jetzt von neuem seine ganze Kraft einzusetzen und vor allem unter der Pariser Studentenschaft die nötigen Hilfskräfte zu werben. Aber er griff jetzt nicht mehr so rasch zu wie früher. Er suchte und wählte lange, ließ dann aber auch kein Mittel unbenutzt, um die Jünglinge, die er sich ausersehen, zu gewinnen und ruhte und rastete nicht, bis er sie ganz sich zu eigen gemacht hatte.

Digitized by Google

Der erste Student, bei dem ihm das ganz nach Wunsch gelang, war der Stuben- und Studiengenosse, mit dem er repetierte, Peter Faber, ein armer Bauernsohn aus Villarette in Savoyen, eine schwerlebige, zähe, aber treue Natur, die mit allen Fasern ihres Wesens festhielt, was sie einmal langsam sich angeeignet hatte, den massiven Aberglauben der Jugend, wie den Glauben an die Mission des Ignatius, die Geheimnisse der aristotelischen Philosophie, wie die Geheimnisse der religiösen Übungen durch die Ignaz Schritt für Schritt von seiner Seele Besitz ergriffen hatte. Faber folgte der andere Stubengenosse, Franz Javier aus Pampluna, ebenfalls eine Natur, die nicht leicht sich ergab, aber sonst völlig verschieden von dem Zeit seines Lebens etwas unbeholfenen Savoyarden: ein junger, schöner Mensch von vornehmer Herkunft, liebenswürdig, gewandt, geradezu stürmisch lebhaft, begabt, aber noch reichlich unbedachtsam und eitel und darum nicht leicht bei einer Sache festzuhalten. Diesen beiden Erstlingen schlossen sich 1532 2 junge Kastilianer an, Jakob Lainez und Alonso Salmeron, der letztere eine jener Naturen, die Zeit ihres Lebens etwas von der Frische und dem Feuer, aber auch leicht von der Unfertigkeit des Jünglings an sich behalten, der erstere ein Jüngling mit dem Kopfe eines Greises, ein früh fertiger, in der Theologie wie in der Diplomatie gleich rasch sich zurechtfindender Verstandesmensch, dessen schlagfertiger Logik kaum jemand gewachsen war, später der würdige Nachfolger des Ignaz im Generalat des Ordens. Weit weniger hervorragend waren die beiden nächsten Jünger: der Kastilianer Nikolaus Bobadilla und der Portugiese Simon Rodriguez: ein übereifriger, vielgeschäftiger und etwas strudelköpfiger Sanguiniker der eine, ein mehr zu lässigem Phlegma neigender, leicht mit sich zufriedener eitler Mann der andere, beide daher nicht eben leicht zu leiten.

Junge Leute lassen sich in der Regel leicht begeistern. Aber 6 so ganz voneinander verschiedene Jünglinge, darunter so scharfe Verstandesmenschen wie Lainez, nicht bloß für ein phantastisches Unternehmen begeistern, sondern auf Tod und Leben sich zu eigen machen beweist eine wahrhaft dämonische Anziehungskraft. Ignaz besaß in der Tat eine solche. Aber worin lag sie? jedenfalls nicht in seinem Äußern und in seinem Auftreten. Er hatte durchaus nichts Imponierendes an sich: eine kleine zierliche Gestalt, kaum 158 cm hoch, ein knochiges,

Digitized by Google

mehr charakteristisches als schönes Gesicht, dunkle Augen, die mehr nach innen als nach außen zu blicken schienen, eine hohe breite Stirne, über der sich das Haupthaar bereits bedenklich lichtete. Überdem hinkte er etwas und bediente sich daher, wenn er ging und stand, meist eines Stockes. Sein Anzug war stets peinlich sauber, aber äußerst einfach. Seine Haltung zeigte stets die sichere, aber gemessene und wortkarge Grandezza des geborenen Edelmanns. Nie sah man ihn lachen, scherzen, seine fast feierliche Gelassenheit verlieren. Und zu alledem war er auch noch ein sehr alter Student, der in 7 langen Studienjahren noch sehr wenig vor sich gebracht hatte. Solche alte Studenten haben in der Gesellschaft jüngerer, lebhafterer, gebildeterer Genossen meist einen schweren Stand. Sie spielen sehr häufig die unerwünschte Rolle der komischen Figur. Fast ausgeschlossen aber erscheint es, daß sie das Vorbild, der Meister, die Begeisterung der Jüngeren werden. Allein verbarg sich dann nicht vielleicht auch hier hinter gemessen feierlicher Ruhe ein für Freundschaft warm erglühendes Herz, das die jungen Seelen zu gleicher Zuneigung entflammte? Wir hören nichts davon. Ignaz hat in älteren Jahren nie einen wirklichen Vertrauten, geschweige denn einen Freund besessen. Er bedurfte dessen nicht. Er erscheint wie erhaben über Sympathieen und Antipathieen, er beurteilt die Menschen nur nach ihren Fähigkeiten und Leistungen, er lebt einsam in einer Atmosphäre scheuer Ehrfurcht, in die kaum je der warme Hauch kindlich inniger Zuneigung sich mischte. Aber was war es dann, was die jungen Seelen so mächtig zu dem alten Studenten hinzog? Es war sein Ideal und der Zauber, den er bei sich trug: ein kleines, unscheinbares Büchlein, das trotz seines geringen Umfanges doch zu den Schicksalsbüchern der Menschheit gehört, unzählige Male gedruckt und über 400 Mal kommentiert worden ist, das Grundbuch des Jesuitismus und zugleich der Ertrag der langen inneren Entwickelung seines Meisters: Die geistlichen Exerzitien.

Ein solches Buch darf allgemeines Interesse beanspruchen. Aber wer darin nur flüchtig blättert, wird bald enttäuscht es wieder beiseite legen. Es ist in der Tat kein Buch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, auch nicht ein Andachtsbuch. Es will offenbar nicht gelesen, es will erlebt sein. Der Stil ist so nüchtern, wie nur möglich, der Inhalt — Anweisungen zum

Digitized by Google

Exerzieren, ein Exerzierreglement, nur nicht ein Exerzierreglement zur Ausbildung des Leibes, sondern ein Exerzierreglement zur Schulung der Seele. Was verspricht dies Exerzierreglement dem Leser? Es verspricht die Seele so zu schulen, daß der Mensch seiner selbst mächtig werde und seine Lebensführung nach dem unbestechlichen Wahrspruche seiner Vernunft regeln lerne. Ein hohes Ziel, das jedermann gefällt, aber das nur wenige erreichen. Folgen wir daher dem Exerzitienmeister in die einsame Zelle, die er den Menschen, die sich ihm anvertrauen, als Exerzierplatz anweist. 4 Wochen hat der Adept hier in stiller Abgeschiedenheit zu hausen, allein im Verkehre mit dem Meister, mit sich selber, mit seinen Erinnerungen, Gedanken, Phantasien.

Vor Beginn des eigentlichen Exerzitiums stellt der Exerzitienmeister den Betrachtenden vor eine Frage, die ihn sofort zu ernstem Nachdenken zwingt: was ist die Bestimmung des Menschen und seine Stellung in der Schöpfung? Die Antwort lautet groß und erhaben: der Mensch ist dazu da, daß er Gott lobe, Gott Ehrfurcht erweise, Gott diene und also seine Seele errette. Dieser hohen Bestimmung entspricht seine Stellung in der Schöpfung: alles, was da lebt und webt, ist da um seinetwillen und soll ihm als Mittel zu der Erfüllung jener Bestimmung dienen. Aus dieser doppelten Erkenntnis ergibt sich dann aber auch sogleich die Stellung des Menschen zu der Schöpfung und zu den Geschöpfen. Er darf sie nur dann und nur insoweit gebrauchen, als sie ihm zur Erfüllung seiner Bestimmung dienlich sind. Er muß ihnen dann und insoweit entsagen, als sie ihm die freie Hingabe an diese Aufgabe erschweren oder unmöglich machen. Damit ist sogleich eine Grundregel für das Verhalten des Menschen in und zu der Welt gegeben. Sie lautet: sei gleichmütig und gelassen! Kein irdisches Gut sei dir Selbstzweck, sondern immerdar nur Mittel zum Zwecke und als solches nie ein Gegenstand leidenschaftlichen Verlangens, sondern stets nur ein Objekt kühler Erwägung, wonach du nur dann strebst, wenn die Vernunft es in Anbetracht des höchsten Zweckes als zweckvoll anerkennt und seinen Erwerb gebietet. — Nach dieser das Gemüt zugleich befreienden und erhebenden Betrachtung stürzt der Exerzitienmeister die zu stolzem Fluge schon bereite Seele plötzlich hinab in die gähnenden Abgründe der Hölle. Im Dunkel der Mitternachtsstunde schaut sie die Hölle in ihrer ganzen Furchtbarkeit und mitten darin greifbar lebendig die Scharen der gefallenen Engel. Sie erinnert sich dabei sogleich der einstigen Herrlichkeit dieser gefallenen Geister, sie gedenkt bebend ihrer Sünde, sie ermißt schaudernd die Furchtbarkeit ihrer Strafe und blickt dabei immer entsetzt auf sich selbst, auf die Last ihrer eignen Verschuldung. Diesem ersten furchtbaren Bilde folgt sogleich ein zweites: Adam und Eva, wie sie von dem Cherub mit dem feurigen Schwerte aus dem Paradiese vertrieben werden. Die ganze Geschichte der ersten Menschen tritt damit sogleich dem Betrachtenden wieder vor Augen: ihr Glück, ihre Sünde, ihr Elend nach dem Fall und Scham, Schmerz und Furcht

Digitized by Google

erfaßt ihn dabei wiederum im Hinblicke auf seinen eigenen sittlichen Zustand. Darnach wieder ein neues Bild: der Betrachtende sieht sich vor Gottes Throne: von Todsünden und allen möglichen anderen Sünden wird da verhandelt. Er gedenkt, daß viele wegen einer solchen Sünde in die Hölle hinabgestoßen worden sind, er ermißt schaudernd, daß Unzählige ewige Pein wegen geringerer Sünde leiden müssen, als ihm selber anhaften. Die ganze Schwere der Sünde, die Bosheit, die ihr eignet als einer Beleidigung des ewig gütigen Gottes, die vollkommene Gerechtigkeit der furchtbaren Höllenstrafen — das alles wird ihm auf einmal klar und offenbar. Aber der innere Aufruhr wird etwas besänftigt durch ein neues Bild: Christus am Stamme des Kreuzes! Wie ein Freund mit dem Freunde so redet die Seele mit ihm, sich selbst anklagend, sinnend und sich zermarternd, was sie bisher für ihn getan, Rat und Hilfe flehend für die Zukunft, bis sie endlich ausbricht in die Worte des Gebets, das er die Seinen selber gelehrt: „Vater Unser!" Nach dieser ersten Übung in der Mitternachtsstunde gewährt der Exerzitienmeister dem Betrachtenden bis zum Morgen Ruhe. Aber sobald der Tag graut, ruft er ihn wieder zu seiner Pflicht. — Wieder sieht er sich vor Gottes Richterstuhl, das große Schuldbuch ist aufgeschlagen. Er soll Rechenschaft ablegen über seine Vergangenheit und sogleich zieht sein ganzes Leben an ihm vorüber: Kindheit, Jugend, Mannesalter. Alle Fehltritte werden wieder lebendig, ein nicht endenwollender Zug von scheußlichen Spuckgestalten. Das Häßliche, was verborgen, die gemeine Bosheit, die vergessen schien, jetzt tritt sie schreckbar deutlich vor ihn hin und weckt zugleich die Erkenntnis der erbärmlichen Nichtigkeit des eigenen Selbst: „was bin ich Wurm unter den Millionen anderer Sterblicher, was bin ich Elender gegenüber den Engeln und den seligen Geistern!" Ein Gefühl des Ekels erfaßt ihn darob, daß er sich schließlich vorkommt wie ein einziges großes Geschwür, aus dem beständig scheußlicher Eiter quillt. Und nun noch die Erwägung, daß es der ewige Gott ist den er beleidigt hat, der Allmächtige, dem gegenüber alle eigene Kraft als Schwachheit, der Allweise, dem gegenüber alles eigne Wissen als Unwissenheit, der Allgütige und Gerechte, dem gegenüber das ganze eigene Selbst als eitel Bosheit und Niedertracht erscheint! Schon tief erschüttert durch jene furchtbare Rückschau versetzt diese Erwägung die Seele des Betrachtenden in solche innere Qual, daß er in schmerzliches Stöhnen ausbricht, daß er es nicht fassen kann, daß die Erde ihn noch trägt, ihn noch nicht verschlungen hat, um ihn in 1000 Höllen hinabzustoßen. Aber wieder erscheint ihm darnach das Bild des Gekreuzigten und sogleich bricht er aus in heiße Dankesworte, daß Gottes Barmherzigkeit ihn noch verschont hat, und gelobt inbrünstig Besserung. — Kurz vor oder nach der Messe, der der Betrachtende immer beizuwohnen hat, wird er dann zum 3. und um die Zeit der Vesper zum 4. Male von dem Exerzitienmeister zum Exerzieren befohlen. Aber er hat beide Male nur jene beiden ersten Übungen zu wiederholen, nur empfiehlt er sich im Gebet noch besonders der Fürbitte der Madonna, der Fürbitte Christi, der Barmherzigkeit Gottes. Anders das 5. Exerzitium am Abend. Es beginnt gleich mit einem grauenhaften Bilde: die Hölle tut sich vor dem Auge des Betrachtenden auf in ihrer ganzen Weite, Breite und Tiefe: ein ungeheueres Flammenmeer,

Digitized by Google

aus welchem die Seelen der Verdammten sich ganz deutlich abheben. Ihre Klagen, ihr Wutgeheul ihre gräßlichen Flüche wider Christus und seine Heiligen gellen ihm ins Ohr. Der Rauch, der Schwefel, der scheußliche Gestank, der aus der Tiefe aufbrodelt, benimmt ihm fast den Atem, seine Zunge zieht sich zusammen unter dem schwefelig bitteren Geschmacke dieser Atmosphäre und sein Finger fühlt schaudernd die Gluten, in denen die unseligen Geister brennen. Er sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt mithin die Hölle, er erlebt sie mit allen Sinnen in all ihrer sinnfälligen Wirklichkeit. Aber er ist nicht allein bei dieser grausigen Höllenfahrt: Christus ist immer bei ihm. Mit Christus unterredet er sich immer, Christi Kreuz umfaßt er immer voll glühenden Dankes, daß er bis jetzt vor dem Schicksal der Verdammten unverdientermaßen bewahrt geblieben ist. — Namentlich durch diese letztere Übung, welche alle Kräfte der Seele in die furchtbarste Spannung versetzt, wird der Betrachtende so in den Grundfesten seines Wesens erschüttert, daß er am Ende der ersten Woche mit heißer Sehnsucht darnach verlangt, durch eine Generalbeichte sich von dem qualvollen Drucke des Schuldgefühls zu entlasten. Durch die Absolution innerlich befreit, durch die Kommunion wunderbar erquickt und gestärkt erhebt er sich dann wie aus einem stählenden Reinigungsbade zu den Übungen der 2. Woche. Und sogleich am ersten Tage zaubert ihm da der Exerzitienmeister ein anmutendes Bild vor: das heilige Land mit seinen Städten, Flecken und Weilern, Synagogen und Märkten, Bergen und Gefilden. Aber er läßt ihn nicht lange hierbei verweilen. Ein neues Gesicht zeigt sich: ein Monarch vom Himmel entsendet, dem alle Fürsten und Völker Gehorsam schulden. Er ruft seine Untertanen auf zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. „Wer mir folgen will, der ordne seine Lebensführung nach meinem Beispiele! Er teile meine Mühen, aber dann auch meinen Sieg und mein Glück!“ Lauter Jubelruf begrüßt diese Worte. Alle folgen ihm begeistert, denn der wäre ein schlechter Ritter, der in solcher Stunde sich zurückhielte. — Der König ist Christus. Christus ist es, der die Herrschaft über die Welt begehrt und zum heiligen Kriege aufruft. Wer kann diesem Rufe widerstehen? Wer fühlt nicht sogleich den Drang, als Vasall seinem Dienste sich zu weihen? Aber auch bei diesem Gesichte verweilt der Betrachtende nicht lange. Er wird gleichsam plötzlich emporgehoben in den Äther. Von dort, gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, betrachtet er die Menschheit in der ganzen Fülle und Verschiedenheit ihrer Rassen, Sitten und Lebensverhältnisse: hier Frieden, dort Krieg, hier Weinen, dort Lachen, hier Geburt, dort Tod. Diesem Bilde der Unruhe gegenüber aber zeigt sich ein Bild erhabener Ruhe: die Dreieinigkeit auf ihrem Throne, und ein Bild voll süßen Trostes: die heilige Jungfrau in ihrem Hause zu Nazareth mit dem Engel Gabriel. Und all diese Bilder *leben*. Der Betrachtende hört ganz deutlich das tobende und gehässige Schreien und Fluchen der Menschen, aber ebenso deutlich auch, wie die Dreieinigkeit den Ratschluß der Erlösung faßt, wie und worüber die heilige Jungfrau mit dem Engel sich unterredet. In derselben sinnlich lebendigen Weise erlebt er dann die Geburt des Herrn, die Anbetung der Magier, die Darstellung Christi im Tempel, die Flucht nach Ägypten, die Reise des 12jährigen nach Jerusalem. Aber dann wird ihm plötzlich wieder in mitternächtiger Stunde, ein Gesicht

Digitized by Google

von ganz anderer Art zuteil: zwei „Fahnen“ Satan und Christus zeigen sich ihm: Satans Heer auf dem Gefilde von Babylon, in der Mitte Satan selber auf feurigem rauchendem Throne, furchtbar und scheußlich anzuschauen, um ihn in unzähligen Scharen die Teufel. Satan hält eine Rede an dies sein Volk. Er sendet es aus, die Menschheit zu verderben. Aber gegenüber welch ein trostvoller Anblick: das liebliche Blachfeld von Jerusalem, darauf Christus, aber nicht auf einem Throne, sondern mitten unter seinen Jüngern, auch nicht schrecklich anzuschauen, sondern wunderbar schön und anziehend. Und auch er spricht, auch er ermahnt die Seinen. Aber wie ganz anders lautet seine Rede! „Tut Hilfe an jedermann. Erfüllt die Menschen 1. mit Zuneigung zur Armut. Bewegt sie 2. sich ganz und gar der Armut zu ergeben! Entzündet 3. in ihnen Sehnsucht nach Schmach und Verachtung! denn das sind die 3 Stufen der Vollkommenheit.“ Dies Gesicht kehrt mehrere Male wieder. Denn seine Betrachtung ist von größter Wichtigkeit: es ist die unmittelbare Vorbereitung für den Hauptakt der Exerzitien: die Wahl des neuen Lebenswegs. Alles kommt darauf an, daß diese Wahl in rechter Weise zustande kommt, ohne alle irdische Nebenrücksichten im alleinigen Hinblicke auf die erhabene Bestimmung des Menschen, Gott zu dienen. Ist das endlich geschehen, ist diese schwerste Entscheidung, sowie die Vernunft im Angesicht Gottes es erheischt, gefallen, dann ist der Zweck der Exerzitien eigentlich erreicht: die Seele ist ihrer selbst mächtig geworden: der Mensch hat sein Leben einem neuen großen ewigen Zwecke dienstbar gemacht.

Allein zur Befestigung des gefaßten Entschlusses läßt der Exerzitienmeister in der 3. Woche den Betrachtenden noch die Leidensgeschichte, in der 4. die Auferstehung Christi und seine Erhebung zu himmlicher Herrlichkeit mit- und nacherleben. Zugleich sucht er durch Mitteilung einiger Regeln ihn zu strenger Kirchlichkeit anzuleiten. Der Betrachtende entschließt sich, der Kirche als der Braut Christi mit Preisgabe alles eigenen Urteils unbedingt zu gehorchen, die Beichte, den häufigen Genuß des Abendmahles, den fleißigen Besuch der Messe, die Beobachtung der kanonischen Stunden eifrig zu empfehlen, alle Einrichtungen der Kirche, als Mönchtum, Zölibat, Reliquien, Fasten, Abläße, Wallfahrten zu loben, für die Dekrete der Päpste, die kirchliche Tradition, die scholastische Theologie energisch einzutreten. Ja mehr noch, er erklärt, sich bereit: wenn die Kirche etwas, was weiß ist, für schwarz erklärt, ihr zuzustimmen, obwohl seine Sinne ihn Lüge strafen. — Nicht nur als ein neuer Mensch, der genau weiß, was er soll, was er kann und will, sondern auch als ein streng kirchlich gesinnter Katholik wird der Betrachtende somit endlich von dem Exerzitienmeister entlassen.

Überlegt er sich dann noch einmal, was er eigentlich in jenen vier Wochen erlebt hat, so erkennt er alsbald, daß der Exerzitienmeister höchst kunstvoll in seiner Anweisung dreierlei aufs innigste verbunden hat: er hat ihn 1. das ganze Drama der Welterlösung vom Falle der Engel bis zur Himmelfahrt Christi, so wie es das katholische Dogma darstellt, noch einmal nacherleben lassen, so daß er nunmehr in diesen Bilder- und

Digitized by Google

Gedankenkreis sich ganz eingefühlt, eingedacht, eingelebt hat; er hat ihn 2. sein ganzes eigenes Leben mit allen auch den verborgensten Fehltritten noch einmal nacherleben lassen und ihn dadurch zur Erkenntnis seiner Mängel, Laster und Verschuldungen gebracht; und er hat endlich 3. durch beides ihn vermocht, mit seiner Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen. Dies letztere, die Wahl des neuen Lebenswegs, ist der eigentliche Zweck, das eigentliche Ziel der Exerzitien. Alles andere ist nur Vorbereitung, Mittel, Exerzitium. Denn nicht auf Erzeugung und Genuß frommer Gefühle kommt es Ignaz an, er will eine Tat: die Wahl eines neuen Lebensziels auf Grund vollkommener Herrschaft über das eigene Selbst.

Diese praktische Abzweckung und die damit unauflöslich verbundene Anleitung zu völligem inneren Einleben in das katholische Dogma, dazu die Anordnung des Übungsstoffes in stetem Hinblicke auf das praktische Endziel, endlich die bis ins einzelnste sorgfältig überlegte methodische Schulung, welcher er den Willen und die Phantasie unterwirft — das ist Ignazs eigenstes Werk. Im Detail hat er dagegen viel von älteren Mystikern gelernt und entlehnt.*) Aber das fremde Gut ist dabei nicht toter Stoff geblieben. Es ist völlig von ihm angeeignet und für seine Zwecke so zurecht gemacht, daß die Exerzitien sich doch als ein Werk aus einem Gusse und einem Geiste darstellen.

Nichtkatholiken haben von jeher viel an dem Büchlein auszusetzen gefunden. Auch heute noch tadelt man vielfach insbesondere das „spitzbübische Raffinement", mit dem Ignatius die Phantasie des Übenden zwinge, eine Fülle religiöser Anschauungsbilder zu erzeugen, die dann doch nicht der Erbauung dienen sollen, sondern einem praktischen Zwecke, der damit nichts zu tun hat, dem Zweck der Charakterbildung. Ist dieser Tadel berechtigt? Er trifft, wie mich dünkt, gerade den Punkt, in dem die Originalität des Büchleins und seine Bedeutung für die Pädagogik

*) Aus dem Leben Christi Ludolfs von Sachsen, aus dem Exerzitatorium des Zisterzienserabtes Garcia de Cisneros von Manresa, aus den Schriften der niederländischen Mystiker Johannes Mauburnus und Zerbolt von Zütphen, die auch Luther fleißig studiert hat, aus der Nachfolge Christi des Thomas a Kempis, aus den Traktaten des Savonarola usw. Das berühmte Gesicht von den zwei Fahnen stammt aus einer fälschlich dem Bernhard von Clairveaux zugeschriebenen Predigt.

Digitized by Google

am hellsten hervortritt. Ignaz hat klarer als irgend ein Seelenführer vor ihm erkannt, daß es dann am ehesten gelingt, einen Menschen nach einem bestimmten Ideale zu bilden und dauernd dabei festzuhalten, wenn man es versteht, seiner Phantasie sich zu bemächtigen. Man bringt dann „Geister in ihn hinein, die er schwer wieder abschütteln kann," Geister die länger leben als alle Grundsätze und guten Lehren, auch ungerufen aus verborgenen Seelentiefen oft nach langen Jahren wieder emporsteigen und stets dem Willen so mächtig gegenübertreten, daß er meist ohne weiteres alle entgegenstehenden Motive und Verstandeserwägungen über den Haufen wirft, um ungeteilt ihrem unwiderstehlichen Impulse zu folgen. Ignaz wußte aber weiter, daß Phantasiebilder nur dann diese Macht über den Willen besitzen, wenn sie gleichsam von selber im Bewußtsein entstehen, oder wenn man wenigstens, falls man sie von außen künstlich heranbringt, die Phantasie nötigt sie aus eigenen Mitteln nachzuschaffen. Darum stellt er an den Übenden die schwere Forderung, daß er auf Kommando ohne äußere Anschauungsmittel bestimmte Bilder in sich erzeuge. Aber er war sich klar, daß dessen nur wenige Menschen von Haus aus fähig seien. Daher unternimmt er es, offenbar an eigene Erfahrungen anknüpfend, die Phantasie regelrecht zu schulen, indem er den Übenden anweist, zunächst eine bestimmte Örtlichkeit sich klar zu vergegenwärtigen, darauf gleichsam die Personen in das Landschaftsbild einzuzeichnen, endlich die Szene, soweit es nötig ist, dramatisch zu beleben, d. i. die geschauten Personen sich redend und handelnd vorzustellen. Er warnt aber sogleich, allzulange bei der Ausmalung des Bildes zu verweilen. Denn er weiß zu gut, wie leicht die Phantasie mit dem Menschen durchgeht, und er vergißt nie, daß es in den Übungen darauf ankommt, die Phantasie bei einem bestimmten eindeutigen Bilde festzuhalten und von hier aus einen ganz bestimmten Impuls auf den Willen zu erzielen. Aus diesem Grunde geht er nicht nur bei der Auswahl der Bilder sehr sorgfältig zu Werke, er sucht auch in den vorbereitenden Gebeten vor jeder Übung schon ganz bestimmte Affekte in dem Übenden zu erwecken, die dann durch die Übung selber voll entwickelt werden sollen, und läßt ihn, um des gewünschten Effektes ganz sicher zu sein, sogar noch dieselbe Übung ein oder mehrere Male wiederholen. In alledem offenbart sich eine Kunst der Seelenführung und eine Tiefe der

Digitized by Google

Menschenkenntnis, die nicht Tadel, sondern höchste Bewunderung verdienen. Aber ist das Büchlein nicht noch mehr als ein Meisterwerk kluger Pädagogik? Enthält es nicht zugleich, zwar nicht in scharf geprägten Formeln, aber als überall durchschimmerndes Leitmotiv ein neues Persönlichkeits- und Lebensideal, das sich dem Ideale Luthers würdig zur Seite stellt und das Ideal der Hochrenaissance überbietet? Man hat das in der Tat behauptet. Ja, man hat geglaubt, das Ideal des Ignatius in dem Satze zusammenfassen zu dürfen: „Bilde dein Selbst aus, aber nicht zum Genusse, sondern zur Tat!“ Allein entspricht dieser Imperativ wirklich ganz den Überzeugungen des Ignatius? Er hat allerdings auf die Ausbildung seiner Jünger sehr hohen Wert gelegt. Aber schon sein Lieblingsspruch 1. Kor. 9, 9, daß der Jesuit wie der Apostel allen alles sein solle, um alle zu gewinnen, zeigt, daß die Ausbildung bei ihm nicht auf die Tat im allgemeinen, sondern auf eine ganz bestimmte Art von Tätigkeit abzielt; sodann ist doch auch bei der Bestimmung seines Lebensideals der Ideenkreis nicht außer acht zu lassen, der nicht nur in den Exerzitien, sondern stets und überall das Blickfeld seines Bewußtseins beherrscht und zugleich begrenzt, der Ideenkreis des katholischen Dogmas, und endlich ist nicht zu vergessen, daß er an eine allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, wie sie Leonardo da Vinci und einigen anderen wenigen Führern der Renaissance vorschweben mochte, nie gedacht und es nie dem Gutdünken des Individuums überlassen hat, Umfang und Inhalt seiner geistigen Ausbildung zu bestimmen. Nicht allseitige Ausbildung, sondern Stählung des Charakters ist das vornehmste Ziel, das er erstrebt. Nicht der rastlose Bildungstrieb, der alle vorhandenen Anlagen entwickeln möchte, sondern Selbstbeherrschung, gilt ihm als die höchste, ja als die Mutter aller Tugenden, aber Selbstbeherrschung im Sinne der mönchischen Mortifikation, Selbstbeherrschung, die sofort in Selbstverleugnung umschlagen kann bis zum Opfer der eigenen besseren Einsicht, bis zu der festen Überzeugung von der Wahrheit des Gegenteils dessen, was man mit eigenem Auge schaut. Diese Selbstbeherrschung gilt ihm als die unentbehrliche Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken zum Seelenheil der Mitmenschen. Die Ausbildung des Geistes steht für ihn erst an zweiter Stelle und hat nach ihm immer nach dem Grundsatze zu erfolgen, daß der einzelne soviel lernen

Digitized by Google

und wissen muß, als der Ordenszweck es erheischt. Jener Imperativ gibt also die Anschauungen des Ignatius durchaus nicht zutreffend wieder. Sagen wir statt dessen, werde deines Selbsts erst Meister und opfere es dann im Dienste der Kirche! so werden wir seinen Absichten und Ideen sicherlich mehr gerecht werden. Die Zweckbeziehung, die damit dem mönchischen Ideale gegeben ist, ist in dieser Bestimmtheit neu. Man kann daher in der Tat mit einigem Rechte das Ideal des Ignatius als ein neues Ideal bezeichnen, und man kann auch heute noch die Anziehungskraft nachempfinden, die ihm eigen war. Die kirchlichen Kreise lockte es durch seine kraftvolle asketische Stimmung, die Kreise der Renaissancebildung, die bisher im Genusse des Selbst das Glück und die Tugend gesehen, durch die Energie, mit der es in bestimmtem Sinne die Selbstbildung forderte und zugleich dem Selbst ein weit befriedigenderes Feld zu seiner Betätigung anwies: die Tat. Man sagt daher kaum zuviel, wenn man behauptet: der rasche und anhaltende Erfolg des Jesuitenordens unter den gebildeten Schichten insbesondere der romanischen Länder ist nicht zuletzt ein Erfolg seines Ideals, des Ideals des Ignatius.

2.

Die Entstehung des Jesuitenordens.

Paris feiert das Fest der Himmelfahrt Mariä. In einer Kapelle der Marienkirche auf dem Montmartre, wo niemand sie stört — denn der Montmartre lag damals noch weit außerhalb der Stadt — finden wir Ignatius und seine Gefährten versammelt. Sie beichten. Dann liest Faber eine Messe. Beim Empfange der Kommunion leisten sie alle ein Gelübde: sie verpflichten sich an einem bestimmten Tage nach Abschluß ihrer Studien auf all ihr Hab und Gut mit Ausnahme eines Zehrgeldes zu verzichten und darauf nach dem heiligen Lande zu ziehen, um dort als Missionare unter den Mohammedanern zu wirken. Sollte ihnen die Ausführung dieses Planes innerhalb eines Jahres nicht möglich sein oder der Aufenthalt an den heiligen Stätten verwehrt werden, so seien sie gehalten, sich dem Papste zu beliebiger Verwendung im Dienste für das Seelenheil ihrer Mitmenschen zur Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

Es ist die Stiftung einer Studentenverbindung für Mohammedanermission, die diese Szene uns vor Augen führt, nichts weiter.

Halten wir das fest und versetzen wir uns für einen Augenblick in die weiten Hallen der Peterskirche zu Rom! Da erhebt sich im Hauptschiff zur Linken ein kolossales Standbild des hl. Ignatius. Aber der Künstler hat Ignatius nicht allein dargestellt. Unter den Füßen des Heiligen krümmt sich sterbend ein scheußliches Ungeheuer, der Dämon der Ketzerei. Als den Vernichter der Ketzerei, als den Anti-Luther und Anti-Calvin hat der Künstler offenbar den Ignatius darstellen wollen. Darin hat er ohne Zweifel die Besonderheit des Ignatius und seines Ordens vor den anderen Ordensstiftern erblickt, deren Statuen die weite Halle schmücken.

Wir haben Ignatius bis zum Beginn seines 44. Lebensjahres begleitet. Aber nichts von einem Anti-Luther und Anti-Calvin an ihm gefunden. Wir haben der Stiftung des Jesuitenordens am 15. August 1534 beigewohnt. Aber wir fanden nur eine harmlose Studentenverbindung, die sich für Mission unter den Mohammedanern begeisterte. Wie paßt dazu jene Statue in St. Peter?

Der Tag, den die Genossen zur Einlösung ihres Gelübdes festgesetzt hatten, rückte heran. Schon vorher, am 8. Januar 1537, trafen sie, zehn an der Zahl — denn drei andere Pariser Studenten hatten sich ihnen inzwischen angeschlossen — in Venedig zusammen. Anfang März wanderten sie alle, Ignaz ausgenommen, nach Rom, um sich den Segen des Papstes zu ihrem Unternehmen zu holen. Der Papst empfing sie sehr gnädig. Aber ihren Missionsplan erklärte er für so gut wie unausführbar. Er hatte Recht. Denn eben jetzt war ein neues Kriegsbündnis zwischen ihm, dem Kaiser und der Republik Venedig gegen die Türken im Werden. Eine böse Kunde für die neun glaubenseifrigen Magister! Aber Ignatius wurde dadurch schwerlich in seiner Ruhe gestört. Er hatte inzwischen viel gesehen, viel gelernt, für eine ganz neue Art seelsorgerlicher Tätigkeit sich vorbereitet.

Nachdem er schon 1535 mehrere Monate in Azpeitia bei Loyola, wo er auf Rat der Pariser Ärzte von schwerem Magenleiden sich erholen sollte, mit großem Erfolge als volkstümlicher Prediger, Katechet und Sittenreformer sich versucht

Digitized by Google

hatte, war er 1536 in Venedig in nahe Beziehungen zu Männern getreten, die ernstlich eine Reform des kirchlichen Lebens anstrebten, ohne doch mit dem katholischen Dogma zu brechen. Vor allem hatte er den neuen Orden der Theatiner kennen gelernt, eine Priestergesellschaft, die sich mit großem Ernste wieder den priesterlichen Funktionen widmete und durch ihre schlichten eindringlichen Predigten, ihren Eifer im Beichtstuhle, ihre aufopfernde Tätigkeit in den Spitälern eben damals in Venedig das größte Aufsehen erregte. Der Eindruck, den er hiervon gewann, stimmte ganz zu den Erfahrungen, die er in Azpeitia gesammelt hatte: er erkannte, daß die innere Mission ebenso nötig und nützlich sei, wie die äußere Mission unter den Mohammedanern. Und diese Erkenntnis wurde ihm sofort ein Appell zur Tat. Sogleich nach der Ankunft seiner Gefährten verwandelte sich der bisherige studentische Missionsverein zunächst provisorisch gleichsam in eine Genossenschaft für innere Mission. Sowohl in den Spitälern wie im Beichtstuhle wetteiferten die jungen Pariser Magister mit den Theatinern. Im Sommer, nach Empfang der Priesterweihe, verteilten sie sich dann auf fünf Städte des venetianischen Festlandes, um vornehmlich als Straßenprediger auf das Volk zu wirken. Der Erfolg war so groß, daß Ignatius über die nächste Aufgabe seines Vereins nicht mehr in Zweifel sein konnte. Als er jetzt seinem Gelübde gemäß sich entschloß, die Dienste seiner Genossenschaft dem Papste anzubieten, bildete er sie zugleich fürs erste um in eine Priestergesellschaft für innere Mission oder in eine Art katholischer Heilsarmee unter dem Oberbefehle des Papstes. Denn als einen Kriegsdienst betrachtete er ihre Mission und legte ihr darum eben jetzt auf dem Wege nach Rom Anfang 1538 den Namen bei, unter dem sie noch heute streitet: „Kompagnie Jesu".

In Rom wartete seiner zunächst eine große Enttäuschung. Schon in Venedig hatte das Gespenst der Inquisition wieder einmal seine Pfade gekreuzt. Jetzt, im Augenblicke der letzten Entscheidung, erhob es sich von neuem drohend wider ihn: er wurde öffentlich der Ketzerei bezichtigt. Zwar gelang es ihm leicht, seine Ankläger als bloße Verleumder zu erweisen. Aber nur dem persönlichen Eingreifen des Papstes verdankte er es, daß der Richter nicht die Sache vertuschte und ihn mit einer bloßen Ehrenerklärung abspeiste, sondern durch einen förmlichen

Digitized by Google

Prozeß seine Unschuld öffentlich feststellen ließ. Damit schien er endlich am Ziele. Aber als er nun im Sommer 1539 der Kurie den Statutenentwurf der Kompagnie Jesu zur Bestätigung vorlegte, zeigte sich ein neues Hindernis. Der Vorsitzende der Kardinalskommission, welche das Statut zu prüfen hatte, weigerte sich, den neuen Orden zuzulassen. Fast ein Jahr verging, ehe er seinen Widerstand aufgab. Und auch dann erteilte er seine Zustimmung nur unter der Bedingung, daß die Zahl der Mitglieder nicht mehr als 60 betrage. Mit dieser Beschränkung, die jedoch schon 1543 aufgehoben wurde, bestätigte Papst Paul III. endlich am 28. September 1540 in der berühmten Bulle, die „wie prophetisch" anhebt mit einem Hinweis auf „das Regiment der streitenden Kirche", den neuen Orden. Nun handelte es sich nur noch darum, dem neuen Orden ein Oberhaupt zu geben. Alle Stimmen vereinigten sich selbstverständlich auf Ignatius. Nach langem Widerstreben, zu welchem er sich — echt mittelalterlich — verpflichtet fühlte, um seine Demut zu erweisen, nahm er endlich auf Befehl seines Beichtvaters die Wahl an. Am 22. April 1541 — also fast 20 Jahre nach jener entscheidenden Stunde zu Pamplona — ergriff er offiziell als General die Regierung seines Ordens. —

„Kompagnie Jesu" nannte sich der neue Orden. Er hätte sich ebensogut „Kompagnie des Papstes" nennen können. Denn dem Papste verpflichtete er sich durch ein spezielles Treugelübde zu unbedingtem militärischem Gehorsam. Dem Papste gelobte er Kriegsdienste zu leisten auf allen Gebieten der inneren und äußeren Mission. Aber der Papst begann erst im Jahre 1540 die neue Hilfstruppe in seinem Dienste zu verwenden. Bis dahin ist die Kompagnie ausschließlich und mehrere Jahre hindurch vorwiegend eine Priestergesellschaft für innere Mission gewesen. Zur Kompagnie des Papstes hat sie sich erst ganz allmählich entwickelt.

Bekehrung der entkirchlichten Massen — das ist gleichsam die Losung, unter der sie demgemäß fürs erste streitet. Aber wie gedachte sie dies Ziel zu erreichen? Seit dem improvisierten Evangelisationsversuch in Azpeitia war Ignaz darüber nicht mehr in Zweifel. Vor allem galt es der heranwachsenden Generation sich zu versichern. Darum soll der Jesuit in erster Linie Katechet sein. Er soll mit den Kindern des Volkes Christenlehre halten, ihnen die 10 Gebote und die Elemente

Digitized by Google

des Glaubens einprägen und sie dadurch zu kirchlicher Gesinnung und Lebensführung erziehen. Den Erwachsenen wird man am ehesten im Beichtstuhle beikommen können. Darum soll der Jesuit nächst der Christenlehre sich das Beichthören besonders angelegen sein lassen. Aber das Volk hat sich vielfach der Beichte ganz entwöhnt, es geht vielfach gar nicht mehr zum Abendmahle. Folglich muß er ihm wieder Lust zum Beichten machen, indem er die wenigen, die kommen, nie ganz ohne Trost entläßt. Auf die übrigen kann er als Prediger in diesem Sinne wirken. Denn die Predigt ist immer der nächste und bequemste Weg zu den Herzen der Massen. Darum soll der Jesuit überall fleißig predigen und als Prediger immer auf Volkstümlichkeit bedacht sein, indem er die dogmatische Kontroverse nicht auf die Kanzel bringt, sich begnügt, „Tugenden zu empfehlen und vor Lastern zu warnen", und stets sich vor Augen hält, „daß Glut des Geistes und der Augen auf die Masse mehr Eindruck macht, als gefeilte Rede und gewählte Worte". Hie und da kann er dann noch den erzielten Erfolg durch Erteilung der geistlichen Exerzitien vertiefen. Aber die Exerzitien sind nicht für jedermann. Sie wirken am ehesten auf die Gebildeten. Auf die weitesten Kreise wirkt dagegen die kirchliche Liebestätigkeit. Darum soll sich der Jesuit auch durch Eifer in den Werken der Nächstenliebe hervortun.

Mit genialem praktischem Blicke hat so Ignaz schon in dem Statut von 1539 ein Programm der inneren Mission aufgestellt, welches sich wirklich ausführen ließ, nichts Unnützes verlangte, die wirksamsten Mittel zur Bekehrung der Massen klar bezeichnete. Und dies Programm blieb nicht ein bloßes Papier, es wurde Punkt für Punkt durchgeführt. — Überall, wo sie auftraten, machten sich die Jesuiten zunächst als volkstümliche Katecheten, als volkstümliche Prediger, als Beichtväter, Exerzitienmeister und Organisatoren der kirchlichen Liebestätigkeit bekannt. Ignaz ging in Rom mit gutem Beispiele voran. Er katechisierte, er predigte, er hörte Beichte, er erteilte die Exerzitien, insbesondere aber trieb er in großem Stile kirchliche Liebestätigkeit. Schon während der Hungersnot des Jahres 1538 zeigte er, was er auf diesem Gebiete zu leisten vermochte. Er verpflegte damals in seinem Hause nicht weniger als 300 Arme und verteilte an Tausende Brot. Später, 1543, errichtete er zwei große Waisenhäuser. Zur selben Zeit betrieb er eifrig,

Digitized by Google

aber leider ohne Ergebnis, die Gründung eines Arbeitshauses für die zahlreichen Bettler der ewigen Stadt. Mehr Erfolg hatte er mit seinem Kampfe gegen die Prostitution. Bereits 1544 konnte er ein Marthahaus, d. i. ein Asyl für verheiratete Prostituierte, eröffnen. Zwei Jahre später glückte ihm auch die Errichtung einer Bewahranstalt für sittlich gefährdete Mädchen. Kurz, er war mit Eifer und Erfolg auf allen Gebieten der inneren Mission tätig und wurde dadurch binnen kurzem in Rom eine stadtbekannte Persönlichkeit. In ähnlicher Weise wirkten neben ihm in Rom und außerhalb Roms seine Jünger. Besonders beliebt machten sie sich unter anderem durch ihre eifrigen Bemühungen Privatfeindschaften beizulegen und durch ihr Streben, das kirchliche Bruderschaftswesen wieder zu beleben. Hie und da erwarben sie sich jetzt schon solches Vertrauen, daß man ihnen die Reform der zuchtlosen Nonnenklöster, ja die Visitation ganzer Diözesen übertrug. Und dabei weilten sie doch nur ausnahmsweise längere Zeit an einem Orte. Eine fast zigeunerhafte Beweglichkeit schien ihnen eigen. Denn Ignaz hielt sie gleichsam immer in Atem und erlaubte ihnen in der Regel nicht, sich irgendwo auf die Dauer niederzulassen.

Indes die innere Mission war schon damals nicht das einzige Arbeitsfeld des Ordens. Bereits am 7. April 1541 schiffte sich Franz Javier mit zwei Gefährten in Lissabon ein, um in den portugiesischen Kolonien des fernen Ostens das Christentum zu verkündigen. Damit begann der große Eroberungszug des Ordens in den heidnischen Ländern. In Italien widmete er sich in jenen Jahren u. a. auch der Judenmission, wobei Ignaz wiederum sein großes organisatorisches und agitatorisches Talent bewies. Denn er bewirkte nicht nur, daß der Papst den Juden den Übertritt zum Christentum gesetzlich erleichterte sondern errichtete auch 1543 in Rom ein Heim für jüdische Konvertiten und wußte durch pomphafte Inszenesetzung von Judentaufen die weitesten Kreise für dies fromme Werk zu interessieren.

Eine fast unheimliche Rastlosigkeit und Vielseitigkeit zeichnete mithin den jungen Orden aus, so daß man unwillkürlich die Zahl seiner Streitkräfte überschätzte. Und doch verfügte er 1543 noch nicht über 60 Mitglieder. Aber die kleine Schar stellte eine Elitetruppe dar, Mann für Mann erlesen, Mann für Mann bemüht, dem Lieblingsspruche des Ignatius zu entsprechen:

Digitized by Google

„allen alles zu sein, um alle zu gewinnen". Immerhin wäre sie nicht imstande gewesen, so viele Aufgaben in Angriff zu nehmen, hätte Ignatius nicht klug es vermieden, an einem Punkte seine Streitkräfte festzulegen. Er verpflichtete sich nie und nirgends zu einer dauernden Tätigkeit. Selbst die Verwaltung der frommen Anstalten, die er gegründet hatte, legte er, sobald ihr Bestand gesichert schien, nieder und sogar mit der Leitung jener neuen Bruderschaften, die seine Genossen gestiftet hatten, wollte er sich nicht befassen. So gelang es ihm in der Tat, seine Kompagnie immer marschbereit zu halten und, sobald der Papst nur winkte, die nötigen Streitkräfte mobil zu machen. — Papst Paul III. hat die Dienste der Kompagnie jedoch zunächst nur in ziemlich bescheidenem Umfange in Anspruch genommen. 1538 beauftragte er Faber, Lainez, dann auch Salmeron, Vorlesungen an der römischen Universität zu halten, 1540 sandte er Lejay zur Bekämpfung protestantischer Ketzer nach Brescia, 1541 gingen Salmeron und Broet auf seinen Befehl in geheimer Mission nach Irland um die dortigen Katholiken gegen ihren tyrannischen Landesherrn, König Heinrich VIII. von England, aufzuwiegeln. 1542 wählte er Faber, Lejay und Bobadilla zu Begleitern des deutschen Legaten Morone, 1546 ernannte er Lainez und Salmeron zu päpstlichen Theologen auf dem allgemeinen Konzil — das waren, wenn nicht die einzigen, so doch die wichtigsten Aufträge, die er aus eigener Initiative dem Orden erteilte. Als „Kompagnie des Papstes" war mithin der Orden zunächst nur zeitweilig tätig. Aber er entledigte sich seiner Aufgaben immer so prompt und geschickt, daß er schon unter Paul völlig in diesen seinen selbstgewählten Beruf hineinwuchs. Schon unter Paul hat er das Vertrauen der Kurie für immer gewonnen.

Noch im Jahre 1544, als er sein 10jähriges Stiftungsfest feierte, war somit der Orden vorwiegend eine Priestergesellschaft für innere Mission. Aber in den Jahren 1544—1554 erfolgte zum zweiten Male eine Verschiebung seines Programms, zum zweiten Male änderte er die Front, wandte sich zum zweiten Male neuen Aufgaben zu und machte zum zweiten Male die neuen Aufgaben gleich zu seinen Hauptaufgaben. Eine Tatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung! Denn erst durch diese zweite Frontänderung gewann er endgültig die Formen und Gebiete seines weltgeschichtlichen Wirkens, ward er endgültig zur Kompagnie des Papstes.

Digitized by Google

Vergegenwärtigen wir uns, um das recht zu begreifen, die Lage und die Tätigkeit des Ordens im Jahre 1554!

Ende 1544 zählte man erst neun jesuitische Niederlassungen in Europa: je zwei in Italien, Spanien, Portugal, je eine in Frankreich, Deutschland und in den Niederlanden. Ende 1554 gab es dagegen schon acht Ordensprovinzen. Die erste, Indien, zählte allein zwölf Niederlassungen, davon zwei in Japan. Die zweite, Brasilien, fünf; die dritte Portugal, fünf; die vierte, Kastilien, neun; die fünfte Südspanien, fünf; die sechste, Aragon, vier; die siebente, Italien ohne Rom, elf; die achte, Sizilien, drei. Direkt unter dem Kommando des Generals standen noch drei Ordenshäuser zu Rom, die Kollegien zu Tivoli und Wien, die Niederlassung in Tournai, die jesuitischen Studentenverbindungen in Löwen, Köln und Paris. Das Ordensgebiet reichte also damals bereits von den japanischen Inseln bis zur brasilianischen Küste. Es umfaßte bereits nicht weniger als 61 Orte und 68 Häuser, ungerechnet die noch nicht gesicherten Stationen in Tetuan, in der portugiesischen Kongokolonie usw. und doch war noch nicht einmal der Aufmarsch der Kompagnie vollendet. Das lehrt nicht allein die Tatsache, daß schon in den nächsten $1^1/_2$ Jahren bis zum Tode des Ignaz — 31. Juli 1556 — die Zahl der Provinzen auf 12 sich vermehrte, die Zahl der besetzten Orte auf 72, die Zahl der Häuser und Kollegien auf 79, die Zahl der Ordensangehörigen auf etwa 1000 — das ergibt sich auch aus der ganzen Art ihrer Aufstellung. In Mitteleuropa und in den portugiesischen Kolonien gleichen die einzelnen Stationen noch vorgeschobenen Posten in Feindesland, aber auch in Südeuropa weist die Kette der Stationen noch starke Lücken auf. Und doch wird diese schon ungeheuer weit auseinandergezogene Gefechtslinie letztlich von einem Willen gelenkt und kommandiert. Denn alle Fäden der Ordensregierung laufen zusammen an einem Orte — im Kabinette des Ordensgenerals zu Rom.

Dies Kabinett gleicht schon damals dem Kabinette eines Fürsten und der General selber erscheint schon damals so mächtig wie ein Fürst. Er steht in Verkehr mit fast allen katholischen Höfen, er empfängt Briefe, Anfragen, vertrauliche Mitteilungen aus allen Teilen der katholischen Welt. Dazu erhält er regelmäßig wenigstens aller Vierteljahre ausführliche Berichte von allen europäischen Ordensstationen und noch häufiger

Digitized by Google

vertrauliche Berichte seiner einzelnen Jünger. Sein Kabinett ist somit eine kirchlich-politische Kanzlei und zugleich ein Nachrichtenbüreau großen Stiles. Wenn irgendwo, so können wir uns hier sowohl über die Ziele wie die Erfolge der Ordenstätigkeit informieren.

Mustern wir zunächst einmal die von den europäischen Stationen einlaufenden Berichte! Sie gewähren uns in mancher Hinsicht von der Tätigkeit des Ordens kein wesentlich neues Bild. Die Jesuiten sind auch jetzt noch als Katecheten, Beichtväter, Exerzitienmeister und Prediger tätig. Aber sie legen doch sichtlich auf die Katechese nicht mehr so großen Wert wie einst. Um so eifriger und gesuchter sind sie als Beichtväter. Insbesondere besitzen sie als solche jetzt schon in den Kreisen der Macht und Bildung großes Ansehen. Niemand ist sich über die Bedeutung dieser Tatsache so klar wie Ignatius. Wenn er eben damals an sämtliche Ordenspriester eine Instruktion über das Beichthören versendet, so ist er dabei sichtlich von dem Bestreben geleitet, die Macht des Ordens im Beichtstuhle zu erhöhen. Aber ebenso eifrig und gesucht sind die Jesuiten nach wie vor als Prediger. Sie predigen, wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet: in Kirchen, Klöstern, aber auch in den Marthahäusern, in den Gefängnissen, auf den Galeeren, auf den Straßen und Plätzen. Und sie verstehen überall den Geschmack ihres Publikums zu treffen, mögen sie nun vor Fürsten und Vornehmen, vor Priestern und Kardinälen, vor Bauern und Hirten, vor Dirnen und Verbrechern reden. Ein glänzendes Probestück dieser in allen Sätteln gerechten Beredsamkeit liefert eben damals in Genua der gewandte Lainez mit seinem Predigtzyklus über Wechsel- und Handelsrecht, durch den er die große Handelsstadt ganz für den Orden erobert. Neben der Predigt und der Tätigkeit im Beichtstuhle spielt auch jetzt noch die Erteilung der geistlichen Exerzitien eine große Rolle. Aber auch die Werke der Nächstenliebe werden noch keineswegs vernachlässigt. In Palermo gründen die Patres eben damals ein Marthahaus und ein Waisenhaus, in der Diözese Girgenti sogar ein Kreditunternehmen zur Entlastung der tief verschuldeten sizilianischen Bauern, in Neapel und anderwärts Sakramentsbruderschaften, die sich zur Unterstützung der Kranken und zur Beilegung von Privatfeindschaften verpflichten. Die letztere Aufgabe läßt sich aber der Orden auch anderwärts besonders angelegen sein. Kurz, seine Tätigkeit auf dem Gebiete der inneren Mission ist noch immer sehr lebhaft und umfassend. — Aber man braucht die Berichte nur oberflächlich zu durchblättern, um sofort zu erkennen, daß eine andere Aufgabe ihn schon mehr in Anspruch nimmt. In Italien zählt man Ende 1554, Anfang 1555 bereits 15 Jesuitengymnasien, in Sizilien 3, darunter 1 mit Universitätskursen, in Portugal und Spanien je 2, darunter 1 mit Universitätskursen, in Deutschland 1, insgesamt also 23 höhere Lehranstalten mit etwa 2500 Schülern. In den nächsten $1^1/_2$ Jahren steigt die Zahl der Anstalten auf 36, die Zahl der Schüler auf etwa 5700 Köpfe dazu kommen noch 12 Konvikte jesuitischer Scholaren an katholischen Universitäten, in denen zum Teil bereits jesuitische Professoren Vorlesungen halten (in Spanien). Der Jesuit ist also schon

Digitized by Google

damals nicht mehr bloß Katechet, Prediger, Beichtvater, Missionar, sondern vor allem Gymnasial- und Universitätslehrer, der Jesuitenorden ist nicht mehr vorwiegend eine Gesellschaft für innere Mission sondern vorwiegend ein Schulorden, und der Jesuitengeneral nicht mehr bloß der Leiter einer Priestergesellschaft für innere und äußere Mission, sondern zugleich gleichsam der Dezernent für das höhere Unterrichtswesen im katholischen Europa.

Damit hat sich aber auch die Angriffsfront des Ordens nicht unwesentlich verschoben. Hatte er ursprünglich sich vorwiegend an die Massen gewandt, so wendet er sich jetzt in erster Linie an die höheren Stände. Sie sucht er jetzt vor allem zu gewinnen, zu bekehren, für sich anzuwerben. Er ist darum schon jetzt ein vornehmer Orden. Er ergänzt sich jetzt schon fast ausschließlich aus der Aristokratie der Macht, des Geldes und der Bildung, und er findet infolgedessen ganz naturgemäß auch in diesen Kreisen die meiste Förderung. Ihrer Gunst und nicht der Gunst des Volkes verdankt er all die großen Erfolge, die er schon damals errungen hat. Das Volk begehrt seiner nirgends, wenn es auch, sobald er da ist, leicht von ihm sich gängeln und leiten läßt.

Aber der gelehrte Unterricht ist nur eine, nicht die einzige neue Aufgabe, der sich der Orden 1554 mit Energie widmet. Schon in den Berichten aus Italien, Spanien und Frankreich lesen wir vielfach von Begegnungen und Kämpfen der Patres mit Ketzern. In der Auvergne hat Pater Broet viel mit den Calvinisten zu tun. Im Veltlin ist Pater Galvanella der einzige, der den übermächtigen Protestanten die Spitze bietet. In Neapel predigt Salmeron eifrig gegen die Häresie. In Ferrara führt Pater Pelletier eben damals die calvinistische Herzogin Renata mit sanfter Gewalt in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück. Aber weit mehr noch ist von derartigen Dingen in den Berichten aus Deutschland die Rede. In Deutschland betrachten die Patres den Kampf gegen die Ketzerei offenbar schon als ihre wichtigste Aufgabe. Hier wirkt der Orden, sofern er überhaupt wirkt, ausschließlich als Kampforden. Der Sitz der Kriegsleitung ist aber auch für Deutschland nicht etwa Wien, sondern Rom. In Rom schult Ignaz schon seit 1552 im deutschen Kolleg die Streiter, die als Offiziere den Kampf leiten sollen. In Rom entwirft er fast genau 20 Jahre nach jener Weihestunde auf dem Montmartre — 18. August 1554 — den berühmten Angriffsplan auf das ketzerische Deutschland, den dann die katholischen Fürsten im Bunde mit den Jesuiten fast Punkt für Punkt durchgeführt haben. So hat schon er im großen Stile den heiligen Krieg gegen das protestantische Deutschland organisiert und damit alle späteren Siege des Ordens auf diesem Boden vorbereitet.

So mannigfache Aufgaben das Statut von 1539 dem Orden stellt — der gelehrte Unterricht wird darin gar nicht erwähnt, der Kampf gegen den Protestantismus nur als eine mögliche, keineswegs aber als nächste und dringendste Aufgabe ins Auge gefaßt! Es erhebt sich daher die Frage: wie ist Ignaz zu dieser weltgeschichtlich bedeutsamen Erweiterung und Verschiebung seines Programms gekommen?

Digitized by Google

Sollte der Jesuit „allen alles sein können, um alle zu gewinnen", so mußte er nicht nur an Energie und Glaubenseifer, sondern auch an Bildung allen Kreisen, auf die er wirken wollte, überlegen sein. Niemand hat das klarer erkannt als Ignatius. Die wissenschaftliche Ausbildung spielt daher von Anfang an in der Erziehung der Ordensjünger eine fast ebenso große Rolle, wie die militärische Schulung des Charakters und des Gemüts. Aber nur die letztere betrachtete Ignaz als Aufgabe des Ordens. Die erstere überläßt er den katholischen Universitäten, die seiner Ansicht nach mehr dazu geeignet waren, als der vielbeschäftigte Orden. So begegnen uns denn schon zu Beginn der 40er Jahre in Paris, in Padua, Coimbra, Alcala, Valencia Vereine jesuitischer Scholaren. Meist wohnen sie in einem Hause für sich unter der Leitung eines oder mehrerer Ordenspriester, die ihren häuslichen Fleiß überwachen und ab und zu mit ihnen Disputationen und Repetitionen veranstalten. Aber die Vorlesungen hören sie mit den andern Studenten bei den Dozenten der betreffenden Universität. Dieses System hatte mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge. Gleichwohl beharrte Ignatius dabei, einerseits weil er die Seinen nicht noch mit Unterrichtsgeschäften belasten wollte, andererseits weil es keine bessere Propaganda für den Orden gab, als jene jesuitischen Studentenverbindungen. Noch ferner lag es ihm selbstverständlich, sich mit der Erziehung und dem Unterrichte Fremder zu befassen. Aber die Gelehrsamkeit und Disputierfertigkeit seiner Jünger machte einen so großen Eindruck, daß er dem doch nicht ganz sich entziehen konnte. Schon 1538 mußten Faber, Lainez und Salmeron auf Befehl Pauls III. an der römischen Universität einige Vorlesungen übernehmen. 1546 setzte dann Franz Borgia Herzog von Gandia, der mächtigste Gönner der Kompagnie in Spanien, es durch, daß der französische Pater Onfroi an seiner Universität Gandia eine Vorlesung über philosophische Propädeutik hielt, und 1547 bewirkte er, daß Ignaz sich bereit erklärte, sämtliche Professoren an der kleinen Universität mit Jesuiten zu besetzen. Aber Ignaz fügte sich, mehr der Not gehorchend, als dem eignen Triebe. Da erbot sich Ende desselben Jahres der Stadtrat von Messina, dem Orden an der geplanten städtischen Universität ein Kolleg zu errichten, falls der General sich verpflichte, stets 4 Professoren zu stellen. Einem so verlockenden Antrage konnte auch Ignaz nicht widerstehen. Schon nach Ostern 1548 ward die neue Schule mit 7 jesuitischen Lehrern eröffnet. Der Erfolg war so groß, daß Ignaz jetzt von allen Seiten um Überlassung jesuitischer Professoren bestürmt wurde und allen Widerstand gegen die Umwandlung des Ordens in einen Schulorden aufgab. Bereits im Jahre 1549 trat in Palermo ein zweites Jesuitengymnasium ins Leben. Gleichzeitig begannen die Jesuiten erstmalig an einer deutschen Universität, in Ingolstadt, zu lehren. 1550 folgte die Gründung des Gymnasiums von Tivoli, 1551 am 18. Februar die Eröffnung der Muster- und Zentralschule des Ordens, des römischen Kollegs zu Rom, nach Ostern die Eröffnung des Gymnasiums in Venedig, im Juni die Eröffnung der Schule in Wien, im Juli die des Gymnasiums zu Ferrara, im Oktober die des Gymnasiums zu Bologna. Im Laufe des Jahres 1552 traten dann hinzu die Kollegien zu Florenz, Neapel, Padua, Gubbio, Perugia, Modena und das deutsche Kolleg zu Rom, 1553 die Kollegien zu

Digitized by Google

Lissabon, Evora, Monreale, 1554 die zu Cordova, Coimbra usw. Im Verlauf von 6 Jahren hatte also der Orden schon überall im romanischen Südeuropa und auch in Deutschland mit Erfolg des Katheders sich bemächtigt. Die Jesuitenschule war 1554 schon fertig, sie war fertig, ehe der Orden noch zu dem Grundsatze gelangt war, seine Scholaren selber auszubilden!

Man sagt wohl: der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt und die Vorherrschaft Preußens in Deutschland entschieden. Mit viel mehr Recht könnte man sagen: der jesuitische Schulmeister hat überall da, wo der Protestantismus erlag, gesiegt und in vielen schon ganz oder halb evangelischen Gebieten die Vorherrschaft der alten Kirche gesichert. Denn erst dadurch, daß der Orden in den romanischen Ländern, in Polen, aber auch in vielen deutschen Gebieten eine Art Bildungsmonopol erlangte, hat er die Kreise der Macht und Bildung, deren Wille über den Glauben der Völker entschied, wieder für den Katholizismus gewonnen. Die heutige Konfessionskarte Europas ist mithin zum guten Teile ein Ergebnis der Korrekturen, die der jesuitische Schulmeister an der Konfessionskarte von 1550 bis 1560 vorgenommen hat, und im Kulturleben der katholischen Völker spürt man noch heute deutlich den Einfluß der Jesuitenschule, die einst den gelehrten Unterricht förmlich als Monopol ausübte.

Je bedeutungsvoller diese Tatsache ist, um so nachdrücklicher muß man betonen, daß Ignaz nicht von Anfang an auf die Eroberung des Katheders ausgegangen ist, sondern erst auf das Drängen fremder Gönner sich hierzu entschlossen hat. Dennoch ist die Jesuitenschule durchaus sein Werk. Nicht nur weil er ihr das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat, sondern auch weil er mit höchster Umsicht und Energie die Umwandlung des Ordens in einen Schulorden vollzog, sobald er einmal von der Fruchtbarkeit dieses Arbeitsfeldes sich überzeugt hatte.

Wie ist er nun zum Organisator des heiligen Kriegs gegen die Ketzerei und damit zum Anti-Luther geworden?

Zur Beantwortung dieser Frage zunächst ein paar trockene historische Daten! Schon vor der Bestätigung des Ordens, im Sommer 1540, predigt Claude Lejay in Brescia gegen die Ketzer, aber Ignaz hat ihn nicht aus eigener Initiative dazu beordert, sondern im Auftrage des Papstes. Seit 1542 wirken dann Faber, Bobadilla und Lejay gegen die Ketzer in Deutschland, aber nicht Ignaz hat ihre Entsendung veranlaßt, sondern der päpstliche Legat, der Bischof von Modena. Im folgenden Jahre geht Salmeron zu demselben Zwecke nach Modena, aber der

Digitized by Google

Kardinal Morone, Bischof von Modena, ist der eigentliche Auftraggeber. Zur selben Zeit kämpft Araoz in Lucca gegen die Ketzer, 1544 befehdet sie Lainez in Brescia, 1535 Broet in Faenza, Lainez in Bassano, aber sie tun das nicht auf einen ausdrücklichen Befehl des Generals, sondern aus persönlichem Eifer. Seit 1546 arbeiten dann Lainez und Salmeron mit großem Eifer gegen die Ketzer auf dem Konzil von Trient, aber nicht Ignaz, sondern der Papst ist ihr Auftraggeber. Im nächsten Jahre kämpft Salmeron in Bologna gegen das Lesen ketzerischer Bücher. Lejay wird vornehmlich mit Rücksicht auf die ketzerische Herzogin Renata nach Ferrara berufen. Aber in beiden Fällen hat wiederum nicht Ignaz den Anstoß dazu gegeben, sondern im letzteren der Herzog Herkules von Ferrara, im ersteren Salmerons persönlicher Eifer. 1548 bekehrt Broet in Bologna „viele Lutheraner", Silvester Landini wirkt hauptsächlich „als Vorkämpfer gegen die Ketzerei" in Luna und Sarzana, in beiden Fällen geht die Initiative wiederum nicht von Ignaz aus. 1549 arbeitet Landini in derselben Absicht in Camporeale, Salmeron in Verona, in der Stadt und Diözese Belluno, wiederum jedoch nicht im Auftrage des Ignaz, sondern der betreffenden Bischöfe. In demselben Jahre beginnen die Patres in Ingolstadt zu lehren, aber nicht Ignaz, sondern Herzog Wilhelm IV. von Bayern hat sie dahin berufen. 1550 übernehmen die Jesuiten in Messina zum Teil die Inquisition, aber der Inquisitor selber hat ihnen diese Aufgabe aufgezwungen. Sie sträuben sich jedoch sehr energisch dagegen und setzen wenigstens durch, daß sie Kriminalprozessen fern bleiben dürfen. 1551 eröffnen sie ihre Tätigkeit in Wien, aber nicht Ignaz, sondern König Ferdinand hat ihr Kommen veranlaßt. 1552 tritt in Rom das deutsche Kolleg ins Leben, aber nicht Ignaz, sondern der Kardinal Morone ist der Stifter. Allein Ignaz geht sogleich mit wahrem Feuereifer auf Morones Plan ein. Er sucht das Kolleg gleich im größten Stile zu organisieren. Er betrachtet jetzt erst den Kampf gegen die Ketzerei als eine wichtige Aufgabe seines Ordens, er übernimmt jetzt erst auch auf diesem Gebiete, wie der große Angriffsplan von 1554 zeigt, die Initiative.

Diese trockenen Daten sind ungemein lehrreich. Wie der Jesuitenorden erst ganz allmählich zum Schulorden geworden ist, so ist er darnach auch erst ganz allmählich zum Kampforden geworden, und wie jene Umwandlung, so ist darnach auch diese in erster Linie ein Ergebnis fremder Einflüsse: die Kurie, etliche Bischöfe, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, Ferdinand I. von Österreich haben seine Entwickelung in diese Bahn geleitet. Ignaz selbst hat sich zu dieser Aufgabe zunächst ebensowenig gedrängt wie zu der Übernahme des gelehrten Unterrichtes. Aber wenn er zu der letzteren sich nur unter schweren Bedenken entschloß, so stellte er von Anfang an seine Truppe für den heiligen Krieg gegen die Ketzer unbedenklich, ja gern zur Verfügung, und wie er dann schließlich doch mit Energie dem gelehrten Unterrichte sich zuwandte, so hat er auch schließlich in jenem heiligen Kriege

Digitized by Google

noch die Initiative ergriffen und ihn mit größter Umsicht organisiert. Wenn er also auch nicht als der Anti-Luther, sondern mehr als ein katholischer August Hermann Francke seine weltgeschichtliche Laufbahn begonnen hat, so ist er doch im Laufe der Jahre der Anti-Luther *geworden*, und auch diese Entwickelung war nicht zufällig, auch nicht bloß ein Werk der äußeren Umstände, die sein Werden beeinflußten, sondern ebenso sehr *seine eigene Tat*. Denn er hat auch diese Aufgabe sich nicht durch die Umstände aufzwingen lassen, er hat sie mit vollem Bewußtsein ergriffen, sobald sie erst klar sich ihm darbot.

So bestätigt auch die Geschichte des Jesuitenordens die alte Wahrheit, daß die Menschen in der Regel erst allmählich im Verlaufe ihrer Entwickelung die Aufgaben erkennen, die Ziel und Richtung ihres Wirkens bestimmen. Wie die methodistische Predigergenossenschaft, an deren Anfänge man sich in diesem Zusammenhange so vielfach erinnert fühlt, war auch die Kompagnie Jesu ursprünglich nur eine religiöse Studentenverbindung, dann verwandelte sie sich in eine Priestergesellschaft für innere und äußere Mission, endlich seit 1544 allmählich in einen katholischen Schulorden und antiprotestantischen Kampforden. Erst im Jahre 1552 war ihr Programm in seinem ganzen Umfange festgestellt. Bis dahin war es noch immer im Werden. Aber auch nach endgültiger Feststellung des Programms war doch der Orden selbst noch nicht fertig. Es fehlte ihm immer noch eine öffentlich anerkannte, sein äußeres Wirken und sein inneres Leben gesetzlich regelnde *Verfassung*.

Die Studentenverbindung von 1534 hatte eine solche Verfassung noch nicht nötig gehabt, sie war ja nur ein kleiner Verein zur Pflege gleicher Gesinnungen und Ideale gewesen, der sich wie alle solche Verbindungen ganz zu den Prinzipien der Gleichheit und Brüderlichkeit oder Bruderliebe bekannte. Die Priestergesellschaft für innere und äußere Mission hatte sich dann allerdings sogleich eine Verfassung gegeben und an Stelle des Prinzips der Gleichheit das Prinzip der militärischen Subordination, an Stelle des Prinzips der Brüderlichkeit das Prinzip des militärischen Gehorsams gesetzt. Aber diese Verfassung war durchaus unfertig und blieb es auch noch lange Zeit. Erst als die Entwickelung des Ordens fast abgeschlossen war, machte sich Ignaz an die Ausarbeitung einer förmlichen Konstitution. 1550 war er im wesentlichen fertig, aber er besserte noch Jahre lang

Digitized by Google

an dem Entwurfe herum, ehe er ihn endlich 1555 an die Genossen in Deutschland und Spanien sandte. Auf diese Weise ist es ihm nicht nur gelungen, den Ertrag der inneren Entwickelung der Kompagnie bei seiner Arbeit allseitig zu berücksichtigen, so daß die Konstitutionen zugleich als ein Produkt wie als ein Spiegel dieser Entwickelung erscheinen, sondern auch die Organisation des Ordens bis ins einzelnste dem Zweck anzupassen, für den er geschaffen ist, d. i. ihn auch faktisch zu dem zu machen, was er der Idee nach sein soll: eine allzeit schlagfertige Elitetruppe im Dienst der streitenden Kirche.

Die Gewinnung einer solchen Elitetruppe hat er vornehmlich im Auge in den ersten Teilen der Konstitutionen über die Rekrutierung (1), die Entlassung (2), die Ausbildung (3, 4) der Mitglieder, die Erzielung der nötigen Schlagfertigkeit vornehmlich in den Bestimmungen über die Organisation in Teil 5—10.

Was zunächst die Rekrutierung anlangt, so ist kaum eine Körperschaft bei der Aufnahme neuer Mitglieder so vorsichtig und wählerisch, wie die Kompagnie Jesu. Nur gesunde, in kräftigem Alter stehende Personen von gewinnendem Äußeren, gutem Verstande, ruhigem, energischen Charakter erklärt Ignaz für unbedingt tauglich. Vornehme Herkunft und Reichtum sind nicht unbedingt erforderlich, aber immer eine Empfehlung. Nur bedingt tauglich sind Leute, die zu schwer besiegbaren Leidenschaften, zu Charakterschwäche, zur Schwärmerei, zu bornierter Versteifung auf ihre Ansichten neigen, geringen Verstand, geringes Sprachtalent, schwaches Gedächtnis verraten, an auffallenden körperlichen Gebrechen oder an auffallender Häßlichkeit leiden oder tief in Schulden stecken. Unbedingt untauglich sind dagegen alle Leute, die einmal einer ketzerischen oder schismatischen Gemeinschaft angehört haben, oder wegen Irrlehre öffentlich zensuriert worden sind, weiter Mönche und Eremiten, geistesschwache oder zu Geistesschwäche neigende Individuen, endlich Personen, die aus irgend welchem Grunde die Priesterweihe nicht erlangen können. Zu dieser letzteren Gruppe gehören auch die Frauen. Den Versuch, eine weibliche Abteilung des Ordens zu gründen, hat schon Ignaz in letzter Stunde verhindert, allerdings nicht aus kirchenrechtlichen Bedenken, sondern weil er der Meinung war, daß bei dem Verkehr mit Frauen nichts herauskomme als Feuer oder Qualm. Denn obwohl er Frauen seine ersten Erfolge verdankte, dachte er in seinen alten Tagen doch sehr gering von dem schönen Geschlechte, wies die alte Freundin Isabella Roser, die so gerne eine Genossenschaft von Jesuitinnen gegründet hätte, scharf ab und gab seiner Gemeinschaft einen ausgesprochen männlichen, ja männischen Charakter.

Allein auch wenn der Neuling völlig tauglich erscheint, darf er nicht mit Sicherheit auf ein ungestörtes Verbleiben in dem Orden rechnen, denn in dem Orden herrscht das militärische System des blauen Briefes.

Digitized by Google

Wer nicht gut tut oder auch nur für die Arbeit des Ordens sich nicht geeignet erweist, wird ohne weiteres entlassen. Solche „Aderlässe" kamen in älterer Zeit ziemlich häufig vor und sie schadeten in der Regel der Gesellschaft nicht. Sie erhielten sie gesund, jung und frisch und ersetzten, wie Ignaz selbst schon mit Recht hervorhob, vollkommen alle anderen scharfen Zuchtmittel. Aber in der Regel bewahrte doch die Sorgfalt, welche die Gesellschaft auf die Ausbildung ihrer Jünger verwendete, sie vor solchen Enttäuschungen. — Der Rekrut tritt nach den Konstitutionen zunächst zu zweijähriger Dienstzeit in ein Probations- oder Erprobungshaus ein. Hier erhält er die für den Ritter Christi nötige militärische Schulung des Charakters und Gemütes. Er lernt entsagen und gehorchen, dazu auch beten und meditieren, in rechter Weise beichten und dem Gottesdienst beiwohnen. Daneben wird er unter Umständen schon im Predigen geübt. Aber mit Strenge wird darauf gesehen, daß er sich nicht in Andachtsübungen übernimmt und durch Kasteiungen seine Gesundheit schädigt. Verrät er keinerlei wissenschaftliche Begabung, so wird er nach Ablauf des 1. Dienstjahres weltlicher Koadjutor, d. i. er tritt dem Orden gewissermaßen als Laienbruder bei, als welcher er in den Ordenshäusern niedere Dienstleistungen aller Art zu verrichten hat. Zeigt er dagegen Talent, so wird er nach Ablauf des 2. Dienstjahres Scholastikus, d. i. er wird einer der vielen Ordensschulen überwiesen, um sich für eine lange Reihe von Jahren ausschließlich dem Studium zu widmen. Zunächst absolviert er das Gymnasium, dann studiert er 3 Jahre Philosophie. Hierauf wird er in der Regel eine Zeitlang als Lehrer verwendet. Hat er sich als solcher gut bewährt, so wird er zum Studium der Theologie zugelassen, welches wiederum wenigstens 4 Jahre in Anspruch nimmt. Den Abschluß und zugleich die Krönung dieser zweiten Studienzeit bildet die Priesterweihe. Aber dieselbe berechtigt den Empfänger noch nicht zu sofortiger Ausübung der priesterlichen Funktionen. Dazu erhält er erst nach Jahresfrist die Erlaubnis, nachdem er durch Ablegung der 3 Mönchsgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams eingetreten ist in die Klasse der geistlichen Koadjutoren. Aber auch als geistlicher Koadjutor gehört er im strengen Sinne noch nicht zu der Gesellschaft Jesu. In diese wird er erst aufgenommen, wenn er nach Ablauf eines 3. Probejahres und Absolvierung eines wissenschaftlichen Examens zum Profeß zugelassen wird, d. i. zu feierlicher Ablegung nicht nur der 3 Mönchsgelübde, sondern auch des speziellen Treuegelübdes, welches die Gesellschaft Jesu an den Papst bindet.

Aus diesem ungemein genau geregelten System der Ausbildung ergibt sich ganz von selbst die Gliederung der Truppe. Sie zerfällt in 4 Hauptklassen: 1. approbierte Scholastiker, d. i. die Schüler, denn die Novizen die noch im Probationshause gedrillt werden, werden nicht zur Gesellschaft gerechnet; 2. die weltlichen Koadjutoren, 3. die geistlichen Koadjutoren, 4. die Professen. Zu diesen 4 Klassen kann unter Umständen noch eine 5. treten: die Klasse der Indifferenten, d. i. der geheimen Jesuiten oder Jesuiten von der kurzen Robe. Solche geheime Jesuiten begegnen uns schon zur Zeit des Ignatius. Wir finden darunter gewöhnliche Pfarrer, aber auch Domherrn und sogar einen hohen weltlichen Beamten, einen spanischen Vizekönig, samt und sonders

Digitized by Google

Personen, deren öffentlicher Beitritt nicht rätlich erschien, weil ihr Amt sie in den Stand setzte, im Geheimen ersprießlicher zum Besten der Gesellschaft zu wirken.

Dies viergliedrige Heer bedarf selbstverständlich einer festen lokalen und zentralen Organisation. Die unterste Stufe der ersteren bilden die gewöhnlichen Niederlassungen, Residenzen und Missionen, und die größeren Ordenshäuser, Kollegien, Probations- und Profeßhäuser. Diese Niederlassungen und Häuser sind wieder zusammengefaßt in Provinzen, an deren Spitze Provinziale stehen. Die Provinzen endlich sind zusammengelegt in sogenannten Assistenzen, deren es heute 5 gibt. Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England mit Amerika. Die Vorsteher dieser Assistenzen, die Assistenten, sind aber nicht Lokal-, sondern Zentralbeamte, d. i. sie residieren in Rom. Ihre Funktionen kann man wohl mit den Funktionen der ehemaligen preußischen Provinzialminister vergleichen. Damit ist schon ein wichtiges Glied des Generalstabes des Ordens genannt. Außer den Assistenten gehören demselben noch an der Admonitor, d. i. der von dem Orden bestellte Kontrolleur des Generals, sodann die Gehilfen des Generals, unter denen den ersten Rang der Generalsekretär und der Generalprokurator, d. i. der Finanzminister des Ordens, einnehmen. Aber die Seele der ganzen Organisation ist doch der auf Lebenszeit gewählte General. Als alleiniger Inhaber des Kommandos leitet er unbeschränkt alle Bewegungen des Ordensheers und ernennt demzufolge mit Ausnahme der Assistenten und seines Admonitors auch sämtliche Ordensbeamte. Weiter verfügt er auch unbeschränkt über das Ordensvermögen und regelt durch Verordnungen mit Gesetzeskraft alle Angelegenheiten, die nicht eine Änderung der Ordensverfassung involvieren. Als alleiniger Vertreter des Ordens nach außen führt er sodann auch alle Verhandlungen mit dem obersten Kriegsherrn, dem Papste, und mit den dem Orden nahestehenden oder mit ihm verbündeten weltlichen Regierungen. Im Hinblick darauf könnte man wohl geneigt sein, mit dem spanischen Jesuiten Mariana die Verfassung des Ordens als absolute Monarchie zu bezeichnen. Allein 1. der General ist im Prinzipe nicht unabsetzbar, er ist darum 2. im Prinzipe auch dem Orden verantwortlich und steht 3. bis zu einem gewissen Grade unter der Aufsicht der Gesellschaft, welche ihm meist in der Person seines Beichtvaters einen Admonitor, Aufseher oder Einmahner zur Seite stellt. Damit war Raum für eine Beschränkung der Gewalt des Generals gegeben. Aber in Ignaz Sinne war eine solche sicherlich nicht. Sonst hätte er nicht durch die Bestimmung, daß es allein im Ermessen des Generals stehe bei seinen Lebzeiten eine Generalkongregation zu berufen, jene Zugeständnisse faktisch fast illusorisch gemacht. Faktisch regiert der General nach den Konstitutionen den Orden ebenso autokratisch, wie der Feldherr sein Heer. Immerhin besitzt doch auch diese Autokratie eine Art Parlament — die Generalkongregation, bestehend aus den Provinzialen und einer Anzahl Deputierter der einzelnen Provinzen, welche meist ausnahmslos der höchsten Ordensklasse, den Professen, angehören. Dies Parlament hat nun zwar das Recht, im Falle der Erledigung des Generalats die Ordensregierung neu zu bilden, also einen neuen General, neue Assistenten und einen neuen Admonitor zu ernennen. Sie ist 2. die höchste gesetzgebende Körper-

Digitized by Google

schaft des Ordens und ist 3. allein befugt, Ordensniederlassungen aufzulösen. Aber da ihr Zusammentritt nur erforderlich ist, wenn ein General mit Tod abgeht, so stellt sie nicht wie in den anderen Orden ein Gegengewicht gegen die Macht des Generals dar und ist auch faktisch in der ersten Zeit ziemlich bedeutungslos gewesen. Noch weniger hat der General von der seit 1581 alle 3 Jahre zusammentretenden Versammlung der Provinzialprokuratoren zu fürchten, denn dieselbe dient lediglich zu seiner eigenen Information. Im Hinblick auf die Verhältnisse der ersten Zeit hatte also Mariana doch nicht Unrecht. So wie Ignatius ihn geschaffen hatte, war der Orden tatsächlich eine absolute Monarchie oder Autokratie.

Aber dieser strenge Absolutismus war selbstverständlich nur die Konsequenz der Ordensidee. Sollte der Orden jederzeit schlagfertig dem Papste zur Verfügung stehen, dann mußte er streng einheitlich regiert werden und vom ersten bis zum letzten Manne, von Ostasien bis an die brasilianische Küste, einem souveränen Willen untertan sein. Diese Einheit des Oberbefehls war leicht gesetzlich zu statuieren, aber schwer praktisch durchzuführen. Allein Ignaz hat auch dafür Sorge getragen, 1. durch sorgfältige Ausbildung des schriftlichen Verkehrs, 2. durch Einführung einer eisernen militärischen Disziplin. Schon zu seiner Zeit spielt der schriftliche Verkehr in dem Orden eine Rolle wie in keinem Staate des damaligen Europa. Schon er führt eine förmliche Kabinettsregierung, schon er läßt kein Mittel unversucht, um sich zu informieren, selbst nicht das sittlich verwerfliche Mittel der Denunziation. Aber noch wichtiger war in seinen Augen die Disziplin. Die Grundsätze dieser Disziplin sind weltbekannt: die unbedingte Subordination und der Kadavergehorsam. Jene verpflichtet den Untergebenen in dem Oberen Christus selbst zu erblicken, dieser dem Oberen zu gehorchen „wie ein Leichnam der sich auf jede Seite wenden läßt, wie ein Stab, der jeder Bewegung folgt, wie ein Wachskügelchen, das sich in jede Form drücken und ziehen, wie ein kleines Kruzifix, das sich nach Belieben drehen und richten läßt". Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dies einfach die Grundsätze der militärischen Disziplin sind, wohl aber, daß Spuren davon uns schon lange vor Ignaz in der Geschichte des Mönchtums begegnen: schon der alte Benedikt von Nursia schärft ein, den Abt als Vizechristus zu betrachten, und schon Franz von Assisi empfiehlt geradezu den Kadavergehorsam, ja von ihm hat Ignaz das berühmte Bild vom Kadaver entlehnt Allein auf die Neuheit des Gedankens kommt es nicht an, sondern auf den Ton, in dem er geltend gemacht wird. Beachtet man das, dann kann man doch nicht leugnen, daß niemand von der Subordination und dem Gehorsam so hoch gedacht hat, wie Ignatius. Er hat geradezu eine Theorie des Gehorsams entwickelt, indem er drei Stufen unterscheidet, Gehorsam der Tat, des Willens, der Einsicht. Die letztgenannte ist die höchste. Denn der Verzicht auf die eigene Überzeugung ist das schwerste, was einem Menschen zugemutet werden kann. Aber eben darum ist er auch das eigentliche Merkmal des vollkommenen Jesuiten, das Ziel und zugleich die Krone der langen Erziehung, die der Orden seinen Jüngern angedeihen läßt.

Allein sollte die Truppe jederzeit schlagfertig dem General zur Ver-

Digitized by Google

fügung stehen, so mußte zu der inneren Einheit noch die volle Unabhängigkeit der einzelnen Streiter von allen die Freiheit des Handelns hemmenden Verpflichtungen hinzutreten. Ignaz hat auch dies bedacht und darum 1. den Seinen durch eine Fülle von päpstlichen Privilegien die Unabhängigkeit von allen geistlichen und weltlichen Behörden gesichert, 2. ihnen die Befreiung von allen störenden Mönchspflichten und geistlichen Standespflichten erwirkt und doch 3. ihnen alle, selbst die höchsten Vorrechte des Weltklerus, sowie den Ordensanstalten, soweit sie sich mit Universitätsunterricht befaßten, alle, selbst die höchsten Vorrechte der Universitäten verschafft. Der Jesuit ist demzufolge nicht verpflichtet eine bestimmte Tracht zu tragen, wie die Mönche, er ist nicht verpflichtet aus der Askese ein Geschäft zu machen, wie die Mönche, er ist nicht verpflichtet, beim Gottesdienst im Chore zu singen, wie die Angehörigen der Stifter und der sogenannten regulierten Chorherrenorden. Er ist also weder Mönch noch Weltgeistlicher im üblichen Sinne des Wortes, er ist etwas Besonderes für sich: er ist der nach außen völlig unabhängige Diener einer Körperschaft, welche souverän durch das Machtwort eines nur dem Papste verantwortlichen Vorstehers geleitet wird. Das Gleiche gilt aber auch von allen Niederlassungen und Anstalten des Ordens. Sie sind, wo sie sich auch befinden, in dem betreffenden Staate Enklaven einer fremden Macht, die souverän über sie gebietet, mag auch aus Klugheit dies Verhältnis zuweilen verschleiert werden. Der Orden als solcher bildet sonach förmlich eine Politie für sich, einen Staat mit eigenem Rechte, eigener Verfassung, eigenem Vermögen, freilich einen Staat nach Art der alten germanischen Staaten: ein stets kriegsbereites Heer, dessen Devise lautet: alles zur größeren Ehre Gottes, d. i. zur größeren Ehre der von dem unfehlbaren Papste regierten Kirche.

Diese Organisation ist in ihrer Art zweifellos ein Meisterwerk und ihr Meister zweifellos eines der größten organisatorischen Genies aller Zeiten. Aber damit ist nicht gesagt, daß sie in der Entwickelung des Mönchtums ein absolutes Novum, eine völlige Neuschöpfung bezeichne. Sie erscheint vielmehr, unter der weltgeschichtlichen Perspektive betrachtet, ebenso wie das jesuitische Lebensideal, als die letzte Konsequenz gewisser in dieser Entwickelung längst schon vorhandener und wirksamer Tendenzen. Obwohl der Mönch ursprünglich nur auf Heiligung seiner eignen Person bedacht ist und nicht bloß die Welt, sondern auch die Weltkirche und sogar seine Mitmönche flieht, macht sich doch sehr bald in dem Mönchtum eine zunehmende Tendenz zur Vergesellschaftung, zur Verkirchlichung, zur Verweltlichung geltend, womit sich dann auch das Bestreben verbindet, die Mönchsgemeinden behufs Erhöhung ihrer praktischen Wirksamkeit immer straffer zu organisieren. Neben das Eremitenideal tritt schon im 4. Jahrhundert das koinobitische Lebensideal, neben die Eremitagen und Eremitenkolonieen, in denen der einzelne lediglich der Heiligung seines Selbst lebt, das Kloster, in dem die Übung der Bruderliebe als eine ebenso heilige Pflicht anerkannt ist, wie die Heiligung der eignen Person. Auch erwacht schon damals, besonders im Abendlande, das Bestreben, die Mönche in den Dienst der Kirche zu ziehen, zugleich aber auch das Bestreben, die Kirche, d. i. den Klerus, zu monachisieren. Dies Bestreben ist dann auf dem Boden

Digitized by Google

der lateinischen Kirche immer wieder und mit immer größerer Energie hervorgetreten: der Zölibat des Klerus, die großen mönchischen Priestervereine des Mittelalters, wie z. B. die regulierten Augustiner, der Anteil der Mönche an der Kirchenreform sind weltbekannte Ergebnisse dieser immer mehr sich verstärkenden Wechselwirkung. Aber wichtiger war, daß das Mönchtum selbst die Askese hinter praktischen Werken der Bruderliebe in der Welt und hinter spezifisch kirchlichen Aufgaben zurückzustellen begann, daß es als ideale Pflicht betrachten lernte, der Kirche und der Welt zu dienen. Krankenpflege, Loskauf christlicher Sklaven, ja sogar Brückenbauten und Kampf gegen die Ungläubigen werden seit dem 12. Jahrhundert von mönchischen Genossenschaften als spezielle Aufgaben anerkannt. Aber noch wichtiger wird wegen ihres ungeheueren Eindrucks die apostolische Predigt des Franz von Assisi. Obwohl sie gar nicht darauf abzweckt, führt doch auch sie zur Entstehung einer ganzen Gruppe neuer Mönchsvereine, die sogleich nicht nur der Predigt, sondern auch aller anderen priesterlichen Funktionen sich bemächtigen und mit dem Klerus auf seinem eigensten Gebiet in Konkurrenz treten, weil sie Predigt und Seelsorge als eine Pflicht des wahren Mönches ansehen. An diese durch die Bettelorden repräsentierte Entwicklungsstufe knüpft der Jesuitenorden unmittelbar an. Aber er überbietet die Bettelorden. Indem er die Askese und Beschaulichkeit nur noch als Vorübung zur Tat gelten läßt, das Wirken für andere, das Wirken in der Welt, das Wirken im Dienste der Kirche für die eigentliche Ordensaufgabe erklärt und die mönchische Lebensweise nur insoweit seinen Jüngern auferlegt, als sie jenes praktische Wirken nicht hemmt und hindert, führt er das Mönchtum völlig in die Kirche und in die Welt zurück, um es völlig der Kirche und der Welt dienstbar zu machen. Er bezeichnet damit den Höhepunkt und den Abschluß in jenem Prozesse der Verkirchlichung und Verweltlichung, und damit zugleich nach einer Seite hin den Höhepunkt und Abschluß der Entwicklung des Mönchtums im Abendlande. Aber wie sein Ideal, so erscheint auch seine Organisation in gewisser Beziehung als Höhepunkt und Abschluß dieser 1000 jährigen Entwicklung. Die alten Klöster des Abendlandes sind ursprünglich völlig verwachsen mit den kirchlichen und politischen Verbänden ihrer Umgebung. Sie sind keine kirchlich und politisch selbständigen Gebilde. Aber je mehr das Mönchtum Anteil an der kirchlichen Verwaltung nimmt, um so stärker wird sein Selbstgefühl, um so lebhafter fühlt es den Drang, die Klöster kirchlich und politisch zu verselbständigen. Da dies Bestreben kräftig von der Kurie unterstützt wird, so führt es zugleich zu einem immer inniger werdenden Bündnisse des Mönchtums mit dem Papsttum, und da das einzelne Kloster oft nicht imstande ist, seine Selbständigkeit zu wahren, so wird bald auch der Versuch gemacht, Klöster gleichen Rechtes zu festeren Verbänden zu vereinigen. So entstehen die ersten Klosterkongregationen oder Orden. In diesen Orden bilden die einzelnen Klöster zunächst noch ziemlich selbständige Organismen. Aber im Lauf der Zeit werden die Orden nicht nur immer internationaler und päpstlicher, sondern auch immer zentralistischer. War die Verfassung der Zisterzer noch ganz aristokratisch, so daß den einzelnen Klosterfamilien eine gewisse Selbständigkeit verblieb, so haben die Bettelorden

Digitized by Google

bereits eine ganz gleichmäßig ausgebaute Organisation mit ständiger durch ein Ordensparlament gewählter Zentralverwaltung, an deren Spitze ein allerdings nur auf Zeit fungierender General steht. Noch strenger ist die Gleichmäßigkeit und die Zentralisation durchgeführt in der Verfassung der geistlichen Ritterorden: sie haben z. B. bereits auf Lebenszeit erwählte Vorsteher. Aber diese Gleichmäßigkeit und Zentralisation erscheint nur als schüchterner Versuch im Vergleich zu der Verfassung der Gesellschaft Jesu: hier ist durch die, wenn nicht rechtlich, so doch faktisch bestehende Autokratie des Generals eine Gleichmäßigkeit und Zentralisation erreicht, die nicht mehr überboten werden kann. Zugleich ist der internationale Charakter der Gemeinschaft, sowie ihre Autonomie gegenüber allen Gewalten außer der des Papstes durch die denkbar stärksten Garantieen geschützt. Somit bezeichnet die Kompagnie Jesu auch nach seiten ihrer Verfassung den Gipfelpunkt der ganzen bisherigen Entwicklung des abendländischen Mönchtums. Nicht eine Überbietung, sondern nur Rückbildungen oder eine Auflösung der bisherigen Entwicklungsformen waren darnach noch möglich. Beides ist in der Tat eingetreten. Aber die Rückbildungen haben in der neueren Zeit lange nicht eine solche Bedeutung erlangt wie die mönchischen und mönchsartigen Vereine, die eine Auflösung des Mönchtums alter Art bedeuten, die religiösen und weltlichen Kongregationen.

Somit stellt die Gesellschaft Jesu im vollsten Sinne des Wortes nicht nur den Gipfelpunkt, sondern auch den Abschluß der Entwicklung des abendländischen Mönchtums alter Art dar. Sie ist der letzte große Orden, den die katholische Kirche hervorgebracht hat, sie ist aber zugleich derjenige Orden, der sich am weitesten von dem ursprünglichen Ideale des Mönchtums entfernt und doch die Tendenzen, die in dessen Entwicklung mächtig geworden sind, in seinem Ideale wie in seiner Verfassung am allerklarsten zum Ausdrucke bringt. Eben darum ist auch ihre Geschichte reicher und bewegter als die aller anderer Orden, freilich mehr ihre äußere, als ihre innere Geschichte. Denn das Wirken nach außen war die ihr gesetzte Aufgabe. Und diese Aufgabe hat sie treulich erfüllt. Sie hat sich nicht bloß willig in den Dienst der Kirche gestellt und die Welt sich dienstbar zu machen verstanden. Sie ist selbst, wie wir sehen werden, eine Weltmacht geworden.

3.

Der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa.

Suchen wir gleichsam aus der Vogelschau einen Überblick über die kirchlichen Zustände Europas im Jahre 1545 zu gewinnen, so zeigt sich uns ein überaus merkwürdiges Bild. Die alte kirchliche Hauptstadt des Abendlandes, Rom, erscheint nur mehr wie ein Schatten ihrer einstigen Herrlichkeit. Zwei kleine

Digitized by Google

Städte, deren Name vor einem Menschenalter nur im allernächsten Umkreise bekannt war, haben, wie es scheint, Roms Weltstellung an sich gerissen, so daß sie mehr noch als Rom die Blicke auf sich lenken: **Wittenberg und Genf.** Von Wittenberg aus hat das Luthertum 1545 bereits viele deutsche Gebiete, Preußen, Kurland, Livland, Estland, Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark für sich erobert. Die Ostsee erscheint damals fast schon als ein lutherischer See. Aber auch in Siebenbürgen ist die neue Lehre damals schon eine Macht, in Ungarn hält die evangelische Partei eben im Jahre 1545 zum ersten Male auf einer Synode über ihre Streitkräfte Heerschau und in Polen dringt sie schon seit mehreren Jahren so kräftig und stetig vor, daß der Abfall auch dieses Reiches nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint. Aber neben Wittenberg macht sich 1545 schon Genf geltend. Es erhebt sich unter der Führung des gewaltigen Calvin jetzt schon allmählich zum Vororte nicht nur der evangelischen Gebiete der Schweiz, sondern auch der evangelischen Bewegung in ganz Westeuropa, denn in Frankreich, Belgien und Holland bestehen 1545 bereits starke evangelische Parteien. In Schottland beginnt eben damals der Zusammenbruch des alten Kirchentums. England ist schon längst von Rom abgefallen und zeigt zum Teile Neigung, auch in der Lehre sich der Reformation anzuschließen. Kurz in fast ganz Mittel- und Nordeuropa ist es schon zur Bildung romfreier Kirchen oder starker evangelischer Parteien gekommen. Nur auf der Pyrenäen- und Appenninenhalbinsel zeigen sich, obgleich evangelische Regungen nicht fehlen, keinerlei Anzeichen eines allgemeinen nationalen Abfalls vom Papsttum.

Aber ebenso erschreckend wie der allgemeine Abfall mußte den katholischen Beobachter der Anblick des tiefen Verfalls berühren, an dem das kirchliche Leben in den wenigen dem Papste treu gebliebenen Territorien krankte. Nur drei Gebiete gab es, in denen in den alten Formen sich bereits ein neuer Geist kräftig regte: **Rom, die Republik Venedig und Spanien.** In **Spanien** blühte seit den Reformen des ausgehenden 15. Jahrhunderts die alte Kirche mehr als je. In der Republik **Venedig** war durch die Theatiner, die Somasker, die Tätigkeit des edlen Bischofs Giberti von Verona ein ernsterer religiöser Geist in der Seelsorge und im Gottesdienste wieder zur Herrschaft gelangt. Und in **Rom** hatte der letzte der Renaissancepäpste Paul III.,

Digitized by Google

der bis an seinen Tod selber noch ein echter Renaissancemensch blieb, mit dem Instinkte des klugen Mannes schon kurz nach seiner Erhebung eine Anzahl eifriger Reformfreunde in das Kardinalskolleg berufen und dadurch offen bekundet, daß auch das Papsttum an sich einer Reform nicht abgeneigt sei. Aber alles kam nun darauf an, daß der Wille zur Tat ward und zugleich überall dem Protestantismus Halt geboten wurde. Das Papsttum, so wie es war, war dieser doppelten Aufgabe nicht gewachsen. Aber es stand auch noch längst nicht allein. Es durfte auf zum Teil sehr mächtige Bundesgenossen rechnen, vorab auf das Haus Habsburg, den portugiesischen Hof und eine Reihe kleinerer Dynastien, unter denen die bayrischen Wittelsbacher an erster Stelle zu nennen sind, sodann auf die italienische Reformbewegung, weiter auf die spanische Kirche, endlich auf den Jesuitenorden. Allein unbedingt verläßliche Helfer waren nur die Jesuiten. Die katholischen Fürsten, die italienischen Reformer, die spanische Kirche wünschten zwar auch Ausrottung der Protestanten und Wiederherstellung des katholisch-kirchlichen Lebens, aber zugleich Reform des Papsttums, Beschränkung der päpstlichen Macht und der päpstlichen Einkünfte. Einzig und allein die Kompagnie Jesu stellte sich rückhaltlos der Kurie zur Verfügung. Kein Wunder daher, daß sie alsbald in dem großen Machtkampfe zwischen Katholizismus und Protestantismus von dem Papsttum an die Front beordert wurde. — Auf dreierlei kam es in diesem Machtkampfe an: Zunächst galt es in Verfassung und Dogma die katholischen Anschauungen gegen die Neuerer festzustellen und die Reform der kirchlichen Verwaltung, soweit sie auf Grund dieser Anschauungen notwendig erschien, gesetzlich vorzubereiten. Diese doppelte Aufgabe konnte nur das so oft geforderte allgemeine Konzil lösen. Sodann handelte es sich darum, die Reform in den einzelnen katholischen Gebieten durchzuführen und endlich galt es, den Protestanten die von ihnen eroberten Provinzen wieder zu entreißen. Noch niemals zuvor war das Papsttum zu einer solchen Anspannung seiner Kräfte genötigt gewesen. Daß es jetzt trotzdem, wenn auch zögernd, sich entschloß, auf dies weit aussehende Unternehmen sich einzulassen, welches schwieriger schien als einst der Kampf Gregors VII. um die Herrschaft über die Kirche und die Welt, ist ein auffälliger Beweis für seine Lebenskraft. Aber freilich es trat besser gerüstet in den großen Kampf ein, als

Digitized by Google

einst Gregor VII.: es verfügte nicht bloß über eine starke Partei, sondern auch über eine Elitetruppe, auf deren Treue und Schlagfertigkeit es unbedingt rechnen konnte: es besaß die Jesuiten.

Auf den 15. März 1545 hatte Paul III., endlich dem Drängen des Kaisers nachgebend, ein allgemeines Konzil nach Trient in Südtirol einberufen. Unter den wenigen Teilnehmern, die sich allmählich in der alten Bischofsstadt an der Etsch einstellten, befanden sich nicht weniger als 3 Jesuiten, 2 davon, Lainez und Salmeron hatte der Papst selber entsendet. Wie wohl er daran getan hatte, sollte sich alsbald zeigen. — Um die Protestanten nicht gleich kopfscheu zu machen, sollte das Konzil auf Wunsch des Kaisers erst über die Kirchen*reform*, dann über die Kirchen*lehre* beraten. Aber dem Papste lag alles daran, die Reform zu verzögern und erst die Ketzerei der Protestanten feststellen zu lassen. Das Konzil beschloß, wie er wünschte. Allein als nun die Debatten über die Kirchenlehre begannen, stellte es sich heraus, daß sehr angesehene Mitglieder der Versammlung mit den protestantischen Anschauungen über die heilige Schrift, Erbsünde, Rechtfertigung sympathisierten, denn der Schatten Augustinus hatte selbst hier noch nicht seine Macht über die Geister verloren. Dieser bedenklichen Stimmung galt es sofort die Spitze zu bieten. Viele versuchten es, niemand mit solchem Geschick und Glück wie der Jesuit Lainez. Wenn das Konzil gleich in der ersten Sitzungsperiode in der Lehre von der Rechtfertigung die mittelalterlich-scholastische Anschauung bestätigte und damit endgültig das Tuch zwischen Katholiken und Protestanten zerschnitt, so ist das in erster Linie sein Werk. Noch stärker war aber sein Einfluß während der zweiten (Mai 1551 — April 1552) und während der dritten Sitzungsperiode des Konzils (Januar 1562 — Dezember 1563). Vor Beginn jener dritten Sitzungsperiode gab es in Europa noch immer zahlreiche Katholiken, welche eine Versöhnung mit den Protestanten für möglich hielten. Auf dem Konzil traten vor allem 2 Mächte für diesen Standpunkt ein: der deutsche und der französische Hof. Kaiser Ferdinand I. verlangte daher von dem Konzil sehr große Zugeständnisse: Gestattung der Priesterehe, des Laienkelches, deutschen Kirchengesangs, Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienste, Reform der Klöster und vor allem auch eine Reform des Papsttums. Mit ganz ähnlichen Forderungen kamen die Franzosen. So drohte das Konzil doch noch, wie Papst Pius IV. gefürchtet, sich als eine zu starke Medizin für den geschwächten Leib der Kirche zu erweisen. Die Teilnehmer gerieten so hart aneinander, daß in 10 Monaten keine einzige Gesamtsitzung zustande kam, ja im Februar 1563 schien die Lage so verzweifelt, daß ein etwas schwarzseherischer Kardinal den Untergang des Papsttums für unabwendbar erklärte. Aber welcher Kluge fände nicht in Rom seinen Meister? Wir kennen schon aus der Geschichte des Ignatius den Kardinal Morone. Diesem ergebenen Jesuitenfreunde, dem Stifter des deutschen Kollegs in Rom, gelang es in dem Augenblicke, wo die Dinge für das Papsttum am schlimmsten standen, hinter dem Rücken des Konzils erst den Kaiser umzustimmen und dann durch wohlberechnete Liebenswürdigkeiten einen der oppositionellen Prälaten nach dem andern zu gewinnen. „Wenn irgend einem Menschen, so verdankt mithin ihm die katholische Kirche

Digitized by Google

den glücklichen Ausgang des Konzils." Aber neben Morone hat niemand in dieser Versammlung so große Verdienste um das Papsttum sich erworben, wie Lainez. Mußten die päpstlichen Legaten als Präsiden immer Rücksicht auf die Opposition nehmen, so konnte er frank und frei bis aufs letzte Titelchen die Ansprüche seines Kriegsherrn verteidigen. Und er tat es. Er entwickelte in Reden und Denkschriften mit furchtloser Konsequenz das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, von der unbeschränkten Oberhoheit des Papstes über die Bischöfe, von dem Vorrange des Papstes vor allen weltlichen Gewalten. Dadurch überzeugte er zwar die Opposition nicht, aber er verhinderte doch, daß ihre Meinung zum Dogma erhoben wurde, und zugleich stellte er in unübertrefflicher Schärfe das kirchenpolitische Programm fest, an das sich sein Orden mit einer Unterbrechung bis zur Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit unentwegt gehalten hat. Aber seine Tätigkeit war nicht nur eine Weissagung auf die Zukunft und nicht nur auf das Dogma beschränkt. Auch die Reformbeschlüsse des Konzils offenbaren seinen und seiner Gefährten Einfluß. Er hat z. B. den Antrag gestellt, die Priester fortan in Seminarien heranzubilden, wo kein Luftzug freier Meinungen ihre Entwicklung stört, und sein alter Freund Salmeron hat das berühmte Dekret über die Ehe durchgesetzt, wonach zur Schließung der Ehe fortan die Anwesenheit des zugeständigen Pfarrers erforderlich ist. — So hat der junge Orden bis zu einem gewissen Grade den Beratungen und Beschlüssen dieses großen kirchlichen Parlamentes die Signatur aufgedrückt. Nur einmal noch hat er so entscheidend auf die Geschicke der Gesamtkirche eingewirkt: auf dem vatikanischen Konzile von 1869—1870. Da hat der Geist des Lainez endgültig über die Epigonen der Trienter Opposition den Sieg errungen.

Die trübe Ahnung Papst Pius' IV. erfüllte sich nicht. Die starke Medizin des Konzils bekam dem geschwächten Leibe der Kirche ganz über Erwarten gut. Mächtig in ihrer Einheit gestärkt begann sie jetzt nicht nur Ordnung im eigenen Hause zu schaffen und mit manchem alten Unrate aufzuräumen, sondern trat auch sogleich selbstbewußt, kampflustig, kampfbereit dem zersplitterten Protestantismus gegenüber. Damit wandelte sich die Welt wieder. Rom erhob sich wieder über Wittenberg, ja selbst über Genf. Der „Antichrist" suchte überall in mächtigem Ringen mit den Protestanten wieder seinen Thron aufzurichten und als seine Kämpfer entsandte er nach allen Winden zu diesem Zwecke die Jesuiten.

Frankreich ist die Geburtsstätte der Gesellschaft Jesu, aber ihr Programm und ihre Verfassung hat sie erst in Italien erhalten. In Italien hat sie daher auch zuerst Fuß gefaßt und sich ausgebreitet. In welcher Weise das geschah, ist bereits erzählt, mit welchem Erfolge, lehrt schon die wachsende Zahl ihrer Kollegien und Akademien — sie stieg bis 1680 auf 128

Digitized by Google

— noch eindrucksvoller aber die Geschichte der italienischen Kultur im 16. und 17. Jahrhundert. Wenn das gebildete Italien wieder kirchlich fromm wurde, sich wieder für Askese und Heidenmission begeistertete, wieder mehr im Kirchenstile dichten und singen lernte und auch in Bild und Stein die Ideale der Kirche wieder mit größerem innerem Anteile zu verherrlichen begann, so ist das nicht zuletzt eine Frucht der Erziehung, welche die herrschenden Stände in der Schule und im Beichtstuhle von den Jesuiten erhielten. Man kann über den Wert dieser Erziehung sehr verschiedener Meinung sein. Aber eins ist klar: die kindliche Einfalt, heitere Frische und naive Naturfreude, die in der Frömmigkeit der großen italienischen Nationalheiligen so lebhaft sich bekundet und noch aus so manchem Werke der Frührenaissance in all ihrer Lieblichkeit hervorleuchtet, ist dem neuen Geschlechte verloren gegangen, nur bei Filippo Neri glänzt ein letzter Schimmer davon auf. Dafür sind die Jesuitenschüler viel kirchlicher, devoter, sentimentaler, pathetischer. Sie schwärmen für das Wunder und die Ekstase, sie berauschen sich förmlich an der Darstellung furchtbarer Kasteiungen und gräßlicher Märtyrerqualen, sie bedürfen auch im Kultus des Pompes, des Flitters und der großen Gebärde der Oper. Ein getreuer Spiegel dieses Stimmungswandels ist die italienische Literatur und Kunst dieser Zeit. Sie weist noch viele berühmte Namen auf. Sie ist im technischen Können weit den alten Meistern und Sängern des 14. und 15. Jahrhunderts überlegen. Aber ihre Schöpfungen ergreifen und packen doch längst nicht so, wie das oft so unbeholfene Stammeln und die formelle Unfertigkeit ihrer Vorgänger. Man kann an ihre Heiligen nicht recht glauben, ihre Menschen nicht recht lieb gewinnen, in ihren Kirchen nur schwer zu andächtiger Sammlung gelangen. Die Unruhe, die Äußerlichkeit, die zudringliche Absichtlichkeit, die ihrem Schaffen anhaftet, verletzt auf Schritt und Tritt das Gemüt und erweckt statt sympathischer Hingabe eher ein Gefühl der Abneigung gegen den Glauben, dessen Dolmetsch und Verherrlichung sie sein möchte. — Schon im 16. Jahrhundert hatte man das richtige Gefühl, daß ein fremder Geist sich gleichsam der Seele Italiens zu bemächtigen drohe und man benannte auch ganz richtig den Feind, Spanien, aber man war doch weit entfernt, sich einmütig der Hispanisierung in Lebensführung, Sitte, Glauben und Denken zu widersetzen. Daß ein Orden spanischer Herkunft, in

Digitized by Google

dem die Spanier bis 1581 den Ton angaben, so rasch in Italien sich einbürgern und so rasch die Kreise der Macht und Bildung auf der ganzen Halbinsel für sich gewinnen konnte, ist vielleicht das bedeutungsvollste Symptom dieser Hispanisierung. Die so wenig italienisch anmutende Unduldsamkeit, welche der italienischen Wissenschaft, als sie eben zu kühnstem Fluge sich erhob, so brutal die Flügel beschnitt, Bruno auf den Scheiterhaufen, Galilei vor die Schranken des Inquisitionstribunals führte, ist doch erst eine Folgeerscheinung jener Sinnesänderung, die nicht zuletzt durch die „spanischen Väter" und ihre Schüler hervorgerufen worden war. Indes in dem Momente, wo die Hispanisierung in Italien ihren Höhepunkt erreicht, Ende des 16. Jahrhunderts, beginnt die Gesellschaft Jesu sich gleichsam zu italienisieren. Seitdem werden zu Ordensgenerälen in der Regel Italiener gewählt, Italiener mit Vorliebe zu schwierigen Aufträgen verwendet. Besonders auffällig zeigt sich das auf dem Missionsfelde. Der Begründer der jesuitischen Mission in China, der Organisator der japanischen Missionskirche, der Stifter der großen jesuitischen Mission zu Madura in Ostindien, die Urheber des Jesuitenstaates in Paraguay sind samt und sonders Italiener. Das beweist zur Genüge, daß um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, zur Zeit der höchsten Blüte, der Schwerpunkt des Ordens nicht mehr in Spanien, sondern in Italien lag. Gleichwohl sind ihm auch in Italien schwere Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Infolge eines Zwistes der Kurie mit der Republik wurden seine Jünger am 14. Mai 1606 als getreueste Schildknappen und Wortführer des Papstes für „ewige Zeiten" aus Venedig verbannt, und so tief und nachhaltig war der Groll und Widerwille, den man jetzt auf einmal gegen sie empfand, daß diese „Ewigkeit" immerhin 50 Jahre währte: erst 1656 durften sie das Gebiet der Republik wieder betreten. Aber wenn sie auch alsbald wieder sich häuslich einrichteten, so einflußreich wie einst, als Lainez in der Lagunenstadt predigte, sind sie im Staate des hl. Markus nie wieder geworden.

Nach Italien gewährte zuerst Portugal dem neuen Orden eine Heimat. Der ehemalige Rektor des Kollegs Barbara zu Paris, Govea, bereitete ihm hier den Weg, dann eroberten 1540 die „Apostel" Javier und Rodriguez ganz Lissabon „wie im Sturme". 1542 entstanden bereits 2 große Kollegien — die ersten festen Residenzen des Ordens — und schon 1546 war die Zahl der portugiesischen Scholaren und

Digitized by Google

Patres so groß, daß Ignaz sich entschloß, Portugal zur selbständigen Provinz zu erheben. Aber keine Provinz machte ihm später durch ihre Unbotmäßigkeit so viel zu schaffen, wie diese erste. Denn nirgends regte sich so früh und so stark in dem Orden der nationale Partikularismus, den er mit Recht als den schlimmsten Feind seines internationalen Unternehmens fürchtete und bekämpfte. Aber eben dieser Partikularismus beweist doch, wie rasch der Orden in Portugal sich einlebte. Schon unter Johann III. (1521—1557) ward er die einflußreichste geistliche Körperschaft des Reiches. Nach Johanns Tode erzog er nicht nur dessen minderjährigen Enkel Sebastian, sondern besaß auch in solchem Grade das Ohr der Machthaber, daß man mit Unrecht schlechthin alle Maßnahmen der Regierung, vor allem auch die unglücklichen Unternehmungen gegen den Scherif von Marokko, deren letzte am 4. August 1578 Sebastian das Leben kostete, auf seinen Einfluß zurückführte. Ob er die Vereinigung Portugals mit Spanien direkt begünstigt hat, ist eine noch unentschiedene Streitfrage. Jedenfalls fühlte er sich unter der spanischen Herrschaft sehr wohl, schloß sich dann aber trotzdem 1640 der Revolution an, welche das Haus Braganza auf den Thron führte, und unterstützte nach Kräften das neue Königtum, das ihn dafür reichlich belohnte. Pater Fernandez wurde unter dem ersten Braganza Mitglied des Staatsrates und dann während der Minderjährigkeit Alfons VI. der einflußreichste Vertraute der Königin-Regentin Luise. Pater de Ville arbeitete 1667 erfolgreich mit an dem Sturze Alfons VI und Pater Emanuel Fernandez wurde von dem neuen König Pedro II. zum Danke für die Dienste, welche der Orden ihm geleistet hatte, 1677 sogar zum Deputierten bei den Cortez ernannt, wogegen der General doch Einspruch erheben mußte. Aber wenn die Patres auch keine öffentliche Stellung in dem Reiche bekleideten, so waren sie doch tatsächlich in keinem Lande mächtiger als in Portugal. Sie waren nicht nur die Gewissensleiter der ganzen königlichen Familie, sie wurden auch bei wichtigen Angelegenheiten von den Königen und Ministern zu Rate gezogen. Keine Stelle, bezeugt einer der ihrigen, wurde in der Verwaltung des Staates und der Kirche ohne ihre Zustimmung besetzt, so daß der Klerus, die Großen und das Volk sich wetteifernd um ihre Gunst und Verwendung bewarben, und auch die auswärtige Politik, dürfen wir hinzufügen, stand ganz unter ihrem Einflusse. Daß dies der Wohlfahrt des Reiches zuträglich gewesen sei, kann kein Einsichtiger behaupten. Aber es wäre doch ungerecht, die Patres für den Ruin Portugals verantwortlich zu machen. Der Verfall hatte bereits begonnen, als sie in Portugal erschienen. Die für die Kräfte des Landes viel zu großartig angelegte Kolonialpolitik, welche die Bevölkerung förmlich dezimierte, ist die letzte Ursache des allgemeinen Ruins. Gegen diesen Mißstand hätten die Patres, auch wenn sie gewollt hätten, nichts tun können.

Portugal fiel dem Orden sogleich zu, Spanien mußte er erst allmählich erobern. 3 Mächte traten hier seinem Siegeslaufe entgegen, das spanische Königtum, der hohe Klerus, die Dominikanermönche. Der erste habsburgische König, Kaiser Karl V., betrachtete die Jünger Loyolas mit unverhohlenem Mißtrauen. Sein Sohn Philipp II. begünstigte sie zwar schon und bediente sich ihrer für seine Zwecke, aber ihre Ab-

Digitized by Google

hängigkeit von einem Fremden, dem General in Rom, erschien ihm geradezu als ein Eingriff in seine Majestätsrechte. Er ließ daher kein Mittel unversucht, die Rechte des Generals zu beschränken, die Einheit des Ordens zu zerreißen, die spanischen Väter der Herrschaft der spanischen Krone zu unterwerfen. Noch gefährlicher war dem Orden zunächst die Feindseligkeit des hohen Klerus, namentlich des Erzbischofs Siliceo von Toledo. Aber sowohl das Königtum wie der Klerus ließen sich allmählich gewinnen. Schier unversöhnlich zeigten sich dagegen die Dominikaner, denn ihnen waren die Jesuiten nicht bloß als Konkurrenten, sondern auch als theologische Gegner verdächtig. Indes in diesem Kleinkriege erlangte doch schließlich die Kompagnie die Oberhand. Im 17. Jahrhundert beherrschte sie auch in Spanien die höheren Stände und den Hof. Ja der Pater Neidhart, ein ehemaliger deutscher Reiteroffizier, regierte von 1665—1669 als Staatsrat, Premierminister und Großinquisitor geradezu das Reich, freilich, wie es schien, nur um zu beweisen, daß ein geschickter Beichtvater noch lange nicht ein geschickter Staatsmann ist. Sein Sturz, für den ihn die Königin-Regentin Anna d'Austria mit dem Kardinalshut entschädigen ließ, bedeutete aber durchaus nicht den Sturz des Ordens. Das lehrt schon die Tatsache, daß der Orden im eigentlichen Spanien allein 10 Jahre später noch 98 wohldotierte Kollegien und Seminare, 3 Profeß-, 5 Probationshäuser und 4 Residenzen besaß. Dabei belief sich die Einwohnerzahl Spaniens damals auf kaum mehr 5 Millionen. Denn wie in Portugal, so fiel auch in Spanien mit dem Aufstieg des Ordens der Niedergang des Reiches zusammen. Man könnte daraus wohl auch hier auf einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Jesuitismus und Dekadenze schließen. Aber das hieße doch die Macht des Ordens überschätzen. Philipp II. und Richelieu waren die Totengräber Spaniens, nicht Loyola. Nur das ist richtig, daß der Orden im Bunde mit der Kirche und den anderen Orden den Zersetzungsprozeß befördert hat; während er immer reicher wurde, wurde das Land immer ärmer, so arm, daß beim Tode Karls II. in der Staatskasse nicht einmal mehr das Geld sich fand um die üblichen 10000 Messen für das Seelenheil des verstorbenen Monarchen zu bezahlen.

Auf der Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel ist die Herrschaft der katholischen Kirche nie ernstlich erschüttert worden. Die kleinen Kreise evangelisch Gesinnter, die sich hier bildeten, waren verhältnismäßig leicht zu unterdrücken. Nur die Waldenser machten ihren Herren ernstliche Schwierigkeiten. In Kalabrien wurden sie schließlich völlig vernichtet, in Piemont waren sie trotz heftiger Verfolgungen nicht zu überwältigen. In beiden Fällen haben die Jesuiten nicht direkt an der Blutarbeit sich beteiligt. In Kalabrien, wo im Juni 1561 in 11 Tagen über 2000 Menschen hingerichtet oder massakriert, über 1600 zum Kerker verurteilt wurden, waren sie nur als Bekehrer tätig, in Piemont war letztlich Papst Pius IV. der Urheber der Ver-

Digitized by Google

folgung. Der berühmte Pater Andrea Possevino hat, wie es scheint, dem Herzog von Savoyen zunächst nur die Zerstörung der waldensischen Kirchen empfohlen, aber dann freilich, als die Waldenser sich erhoben, als Feldprediger das katholische Heer begleitet und die Verbrennung der ketzerischen Priester als heilsam und notwendig bezeichnet.

Allein nicht der Süden, sondern Mitteleuropa, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Polen, waren der Hauptschauplatz des welthistorischen Ringens zwischen Katholizismus und Protestantismus. Ebendarum wurden diese Länder auch der Hauptkriegsschauplatz der Kompagnie Jesu. Fast zwei Jahrhunderte hindurch hat sie hier ihrer kriegerischen Bestimmung gemäß unablässig gekämpft und trotz schwerer Niederlagen auch ihre größten Siege erfochten.

Frankreich zählt heute 700 000 Protestanten gegen 38 Millionen Katholiken, 1660 rechnete man 1 200 000 Protestanten gegen 10 800 000 Katholiken, 1598 1 000 000 Protestanten gegen 8 000 000 Katholiken. In diesen Zahlen spiegelt sich die Entwicklung des Protestantismus in Frankreich und zugleich ein wichtiges Stück der inneren Entwickelung des französischen Volkes. Auch wenn die Reformierten stärker gewesen wären, wäre Frankreich kaum je ein protestantisches Land geworden. Aber es war im Begriffe, ein paritätischer Staat zu werden. Daß dies nicht eintrat, sondern im Gegenteile eine völlige Entrechtung der Reformierten, verdankt Frankreich dem Hause Guise und der bourbonischen Monarchie, mit denen der französische Klerus und die Jesuiten zur Ausrottung der Protestanten aufs innigste sich verbanden.

Schon seit dem Jahre 1540 studierten einige jesuitische Scholaren an der Pariser Universität. Aber dem frühen Anfang folgte kein rascher Fortgang. Der höchste Gerichtshof des Landes, das Pariser Parlament, die mächtigste gelehrte Körperschaft, die Pariser Universität, der mächtige Klerus der Hauptstadt erklärten sich einmütig wider den Orden. Nicht in Paris, sondern in einem fernen Winkel der Auvergne, in Billom, erhielten die Patres endlich nach 15 Jahren (1555) ein festes Heim. Aber kaum im Besitze dieser ersten Burg schoben sie schon ihre Posten gegen die Kalvinisten des Südens und der Mitte vor. In der Auvergne eröffneten sie jenen energischen Kleinkrieg gegen die Ketzerei, der das Mißtrauen des hohen Klerus gegen ihre Wirk-

Digitized by Google

samkeit alsbald in Vertrauen verwandelte. Aber zum Siege über das Vorurteil der Mächtigen und Gebildeten führte sie auch hier erst Jakob Lainez. Seine geschickte Polemik gegen die Reformierten auf dem Religionsgespräche von Poissy öffnete dem Orden endlich (15. September 1561) Paris und den Weg zu einer gesetzlich geschützten Wirksamkeit in ganz Frankreich. Seitdem eroberte er rasch einen Punkt nach dem andern. Ende 1564 besaß er bereits 10 Niederlassungen, darunter mehrere Kollegien. Eines derselben, das Kolleg von Clermont in Paris, machte sogar schon der Pariser Universität Konkurrenz: ein einziger Lehrer, der berühmte Maldonat, hatte an 1000 Zuhörer. Diese rasche Ausbreitung war ebenso sehr Folge wie Ursache des unermüdlichen Kampfes der Patres gegen die Reformierten. Edmund Auger predigte schon 1559 in Pamiers Tag für Tag gegen die Ketzerei. Wo immer er erschien, in Lyon, Toulouse, Bordeaux, Bourges, Paris, bekehrte er die Abtrünnigen zu Hunderten. Kein Mensch schien der Beredsamkeit dieses Chrysostomus Frankreichs widerstehen zu können. Neben ihm wirkte mit ähnlichem Erfolge im Süden der Pater Pelletier, im Norden der Pater Possevino. Aber sie waren nur die hervorragendsten dieser fahrenden jesuitischen Agitatoren und sie beschränkten sich auch keineswegs auf die Agitation durch das mündliche Wort. Possevino ließ den Katechismus des Kanis übersetzen, Auger schrieb und verbreitete selber ein solches Büchlein, außerdem verfaßten beide Soldatenkatechismen für die katholischen Heere, die sie als Feldprediger begleiteten, und eröffneten, da sie selber weltliche Waffen nicht führen durften, mit den schweren Waffen der Gelehrsamkeit gegen die Hugenotten einen hitzigen Federkrieg. Noch wirksamer, als diese literarische Propaganda, erwies sich Pelletiers Versuch, den Widerstand der katholischen Laien gegen die Ketzer zu organisieren. Die großen Brüderschaften, die er namentlich im Süden gründete, wurden bald die festeste Stütze der katholischen Partei und stellten zugleich überall der jesuitischen Agitation die nötigen Hilfskräfte. Allein ihren Höhepunkt erreichte diese kriegerische Tätigkeit der Väter erst unter der Regierung Heinrichs III. und seines Nachfolgers 1575—1594. Der berühmte Bund zum Schutze der katholischen Religion, die Ligue, der in jener Zeit ganz Frankreich in Atem hielt, ist zwar nicht von ihnen gestiftet, aber aufs gewaltigste gefördert worden. Ihre Beichtiger verweigerten

Digitized by Google

allen, die dem Bunde nicht beitraten, die Absolution, ihre Prediger fanatisierten die Menge und reizten sie zu bewaffnetem Widerstande gegen die Ketzer und den ketzerischen Thronfolger, ihre Gelehrten verteidigten rückhaltlos den Satz, daß man dem ketzerischen Fürsten den Gehorsam aufsagen, ja ihn töten dürfe, und priesen den Mörder Heinrichs III. als Helden und Glorie Frankreichs, ihre Unterhändler bemühten sich unablässig, ein Bündnis der Ligue mit dem Papste und Spanien zustande zu bringen, ja Truppen gegen die Ketzer aufzubieten, und ihre Scholaren beteiligten sich in Paris sogar mit Rat und Tat an der Verteidigung der belagerten Stadt gegen Heinrich von Navarra. Diese Politik des Kampfes gaben sie selbst dann nicht auf, als Heinrich endlich zu der Erkenntnis gekommen war, daß Paris eine Messe wert sei. So lange der Papst ihn nicht vom Banne losgesprochen hatte, galt er ihnen noch nicht als König, solange verweigerten sie ihm standhaft die Huldigung. An Kühnheit, Konsequenz, Opferwilligkeit und Energie übertrafen sie mithin alle Wortführer der katholischen Partei. Aber eben darum wurden sie auch aufs härteste von dem Umschwunge der Stimmung betroffen, der nach Heinrichs Einzug in Paris eintrat.

Am 27. Dezember 1594 versuchte ein junger Pariser namens Jean Chastel, den König durch einen Dolchstoß zu ermorden. Auf der Folter bekannte der Attentäter, daß er drei Jahre Schüler der Jesuiten gewesen sei und zum letzten Male bei seinem alten Lehrer Guéret gebeichtet habe. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich auf die Kunde davon der ganzen Stadt. Noch um 10 Uhr abends — 4 Stunden nach dem Attentat — wurden sämtliche Jesuiten verhaftet. Der Prozeß ergab keinerlei Beweis für eine Mitschuld der Väter. Man fand in ihrem Kolleg nur ein älteres Pamphlet aus der Zeit des Krieges, welches Heinrich von Navarra, auch wenn er die Ketzerei abschwöre, der Krone Frankreichs für unwürdig erklärte — ein Schriftstück nicht schlimmer als andere Pamphlete der Ligue. Aber ganz Paris erhob sich trotzdem wie ein Mann gegen die Jesuiten und das Parlament gab gerne dem Ansturm der öffentlichen Meinung nach: am Tage der Hinrichtung Chastels, 29. Dezember 1594, verbannte es den Orden aus Frankreich. Am 7. Januar des folgenden Jahres bestätigte der König dies Dekret und am selben Tage noch endete der unglückselige Unter-

Digitized by Google

zeichner jenes Pamphlets, der Pater Guignard, am Galgen. Diese Hinrichtung war zweifellos ein Justizmord und die Verbannung juristisch nicht zu rechtfertigen. Nicht das Recht, sondern blindwütende Leidenschaft hatte beide Urteile diktiert. Allein eben jene Leidenschaft war nicht zuletzt eine Frucht der jesuitischen Agitation während der Ligue. Selber wie trunken von fanatischer Erregung und daher nicht einmal den eindringlichen Mahnungen des klugen Generals Aquaviva zugänglich, hatten die Patres durch ihre Predigten und Pamphlete das leichte gallische Blut mehr als alle anderen geistlichen Körperschaften in wilden Aufruhr versetzt. Wenn daher die fanatisierte Bestie sich jetzt plötzlich auf ihre Haupttreiber stürzte, so war das weder zu verwundern noch ganz unverdient: denn wer den Wolf auf andere hetzt, muß darauf gefaßt sein, daß das Untier schließlich einmal sich gegen ihn selber wendet.

Das königliche Edikt wurde nur in einem Teile Frankreichs vollstreckt: im Süden behaupteten sich die Väter. Im Norden behielten sie wenigstens viele einflußreiche Freunde, und was das wichtigste war, kein Abfall, keine Desertion lichtete trotz aller Versprechungen, die namentlich den Scholaren gemacht wurden, ihre Reihen. Die Lage des Ordens war mithin noch durchaus nicht hoffnungslos. So urteilte auch der General Aquaviva. Statt sich an dem Könige, wie man ihm riet, zu rächen, ging er daher darauf aus, ihn zu gewinnen. Er wies die Jesuiten im Süden an, unverweilt Heinrich IV. den Treueid zu leisten. Er stellte die jesuitischen Missionen in Stambul unter den Schutz des französischen Gesandten. Er suchte für die jesuitische Mission in den Waldensertälern die Protektion des Königs nach. Ja, er ließ den französischen Gesandten in Rom benachrichtigen, daß von verdächtigen Personen in der Umgebung des Königs ein Anschlag auf seine Majestät geplant sei. Dies Liebeswerben verfehlte nicht seinen Zweck. Schon im Jahre 1598 riet der französische Gesandte in Rom eindringlich die Väter zu dulden, ja offiziell zurückzurufen: es gebe kein besseres Mittel, die auswärtigen Feinde des Königs, Spanien und Savoyen, matt zu setzen, die durch das Edikt von Nantes verstimmten Katholiken zu gewinnen und das Mißtrauen der Kurie zu beschwichtigen. Da der Orden einmal in Frankreich eine solche Macht über die Gemüter besitze, so müsse eine kluge Regierung darauf sinnen, sich ihn zum Freunde zu machen und

Digitized by Google

seine Geschicklichkeit und seinen Einfluß für ihre Zwecke zu benutzen. Er sei jetzt zudem durch den Schlag, der ihn getroffen, klug geworden. Er werde sich keine Extravaganz mehr zu schulden kommen lassen. Wenn jemand, so war Heinrich IV. solchen klugen politischen Erwägungen zugänglich. Nach längeren Verhandlungen rief er im September 1603 den Orden zurück, aber freilich unter Bedingungen, die ihn ganz in seine Hand gaben: der Orden darf kein neues Kolleg gründen, kein Eigentum erwerben ohne königliche Genehmigung. Er darf nur Franzosen in Frankreich in seinen Häusern und Kollegien zulassen. Er verpflichtet sich, stets dem Könige ein Mitglied zur Verfügung zu stellen, welches für das Wohlverhalten der Gesellschaft haftet und daher stets den Hof zu begleiten hat. Ja, die französischen Patres sollen eidlich geloben, niemals etwas gegen den König, den öffentlichen Frieden und die Ruhe des Reiches zu unternehmen! Der König ging also sichtlich darauf aus, den Orden, soweit er in Frankreich tätig war, zu nationalisieren und zugleich den Zwecken des Staates dienstbar zu machen. Man begreift, daß der General eine Zurückberufung unter diesen Bedingungen mehr für eine Strafe als für eine Gunst erklärte. Aber er war klug genug, sich mit einer Ermäßigung der Bestimmung über die Ausländer und mit dem Verzicht auf den angesonnenen Eid zu begnügen. Denn die Hauptsache war erreicht, der Orden gelangte wieder zur öffentlichen Anerkennung und in den Besitz seiner beschlagnahmten Güter.

In der Tat erhob er sich sogleich zu neuer Macht und Blüte. 1610 verfügte er in seinen 4 französischen Provinzen bereits wieder über 36 Kollegien, 5 Probationshäuser, 1 Professhaus, eine Mission mit etwa 1400 Mitgliedern. Seine Schulen waren besuchter denn je zuvor: die größte, La Flèche, eine Gründung Heinrichs IV., zählte 1200 Schüler, fast alle von Adel, und was das wichtigste war, er besaß jetzt endlich auch am französischen Hofe eine ganz feste Position, denn die Institution des Hofjesuiten, welche dem Könige einen Einfluß auf die Kompagnie sichern sollte, verschaffte zunächst nur der Kompagnie selber einen großen Einfluß auf den Hof. Schon der erste Hofjesuit, der Pater Coton, gewann durch sein einnehmendes Wesen, seine Klugheit, seine Beredsamkeit und nicht zuletzt auch durch die Sanftmut, mit der er im Beichtstuhle die vielen Fehltritte des allzeit verliebten Monarchen behandelte, eine Macht, wie sie nie

Digitized by Google

zuvor in Frankreich ein Priester ohne öffentliche Stellung besessen hatte. Er wurde Vertrauensmann des Königs und der Königin, der Erzieher des Dauphin. Er erwirkte dem Orden die größten Vorteile, bewog den König, auch außerhalb Frankreichs, z. B. in Venedig, für ihn einzutreten und diente zugleich dem General in aller Stille als Agent am französischen Hofe, was bei dem intimen Verhältnisse der Ordensregierung zu der großen Politik dem Orden außerordentlich zugute kam.

Aber wenn es ihm sonach glückte, den König für den Orden zu gewinnen, gelang es auch auf der andern Seite dem Könige, den Orden in Frankreich zu nationalisieren und seinen Interessen dienstbar zu machen? Seit 1608 rüstete Heinrich zu einem großen Angriffskriege gegen die katholischen Vormächte, Österreich und Spanien. Die Ordensregierung geriet darüber in lebhafte Unruhe. Aber was noch bemerkenswerter war, auch die französischen Patres. Der Pater Gontery predigte in Paris öffentlich gegen den ungerechten Krieg. Andere Patres verteilten an die Pfarrer Pamphlete wider das Unternehmen, ja einige drangen in den Marschall La Chatres, sein Kommando niederzulegen. Ein einziger nur erklärte sich unbedingt für den König: Coton. In dem Orden als solchem aber zeigte sich das katholische Bewußtsein doch noch viel stärker, als die patriotische Ergebenheit gegen den König. Indes der Orden stand mit dieser Stimmung nicht allein. Viele strenge Katholiken teilten sie. Einer dieser Mißvergnügten, Franz Ravaillac, ermordete den König, als er eben im Begriffe stand, zur Armee zu gehen, 14. Mai 1610. Der Orden war an dieser Bluttat in keiner Weise beteiligt. Gleichwohl erlitt sein Ansehen dadurch einen schweren Schlag. Ausgehend von der Idee der Volkssouveränität hatte der spanische Jesuit Mariana 1599 in seinem Buche „Der König" behauptet: ein Fürst dürfe wegen Tyrannei abgesetzt, ja getötet werden, namentlich wenn er sich eine Verletzung der Religion zu schulden kommen lasse. Zum Überflusse hatte er auch noch Jakob Clément, den Mörder König Heinrichs III. von Frankreich, als Frankreichs Glorie gepriesen. Beides hätte in der Zeit der Ligue in Paris kaum großes Aufsehen erregt, denn die ganze Bürgerschaft hegte damals ähnliche Anschauungen und selbst die theologische Fakultät der Universität hatte sie darin bestärkt. Aber nachdem dieser Lehre jetzt zum zweiten Male ein französischer König zum Opfer gefallen war, beschloß

Digitized by Google

das Pariser Parlament, überzeugt, daß Ravaillac von Jesuiten angestiftet sei, ein Exempel zu statuieren. Am 8. Juni 1610 verurteilte es das Buch zu öffentlicher Verbrennung durch Henkershand. Dies Urteil machte einen ungeheuren Eindruck. Obwohl der General Aquaviva sich beeilte, die Lehre vom Tyrannenmord in schärfsten Ausdrücken zu verdammen, obwohl Pater Coton sie für eine bloße Privatmeinung Marianas erklärte und von der Königin-Regentin alsbald eine Erneuerung des Edikts von 1603 zugunsten der Jesuiten erwirkte, erblickte das Volk zu nicht geringem Teile darin ein Urteil gegeu den ganzen Orden. Eine wahre Flut von Pamphleten ergoß sich daher jetzt über ihn, die Kanzeln hallten wieder von Anklagen wider die königsmörderischen Patres, ja es kam zu öffentlichen Beleidigungen der Väter auf den Straßen von Paris. Um das Unglück voll zu machen, mußte auch noch gerade in diesen kritischen Monaten der berühmte jesuitische Pater Bellarmin ein Buch erscheinen lassen, in dem er zwar nicht den Tyrannenmord, aber die Absetzung ketzerischer Fürsten durch den Papst für zulässig, ja geboten erklärte, worauf das Parlament auch ihn zensurierte, obwohl er Kardinal der römischen Kirche war. Kurz, alles schien sich verschworen zu haben, um den Kredit des Ordens in Frankreich für immer zu untergraben. Allein diesmal blieb die Gunst der Krone ihm treu und daher überstand er glücklich den schweren Sturm. Ja es schien bald, als hätte derselbe nur die letzten Hindernisse hinweg gefegt, die seinem Siege sich entgegenstellten. Denn die Zahl seiner Niederlassungen und Jünger, der Reichtum und die Frequenz seiner Schulen stieg in dem nächsten Menschenalter fast von Jahr zu Jahr. 1640 besaß er schon 65 Kollegien, 2 Akademien, 2 Seminare, 9 Pensionate, 7 Probations-, 4 Profeßhäuser, 16 Residenzen mit insgesamt 2050 Arbeitern; ein Menschenalter später, 1679: 83 Kollegien, 5 Seminare und Pensionate, 8 Probations-, 5 Profeßhäuser, 21 Residenzen und Missionen mit über 2500 Arbeitern; endlich 1750 noch 84 Kollegien, 64 andere Häuser mit über 4000 Arbeitern.

Diese Ziffern zeigen zur Genüge, wie heimisch die Gesellschaft jetzt allmählich in Frankreich wurde. Aber ganz ohne innere Kämpfe ist das doch nicht abgegangen. Getreu ihrem Prinzipe förderte sie auch in Frankreich nach Kräften die Interessen der großen katholischen Mächte und suchte mit allen

Digitized by Google

Mitteln jede Annäherung an die protestantischen Höfe zu hintertreiben. Als Sprachrohr diente ihr hierbei gewöhnlich der königliche Beichtvater. Aber auch den Politikern war der Einfluß des Beichtvaters nicht unbekannt. Auch sie suchten ihn daher in ihr Interesse zu ziehen oder der Sicherheit halber den wichtigen Posten mit ihnen ergebenen Personen zu besetzen. So wechselten unter Ludwig XIII. die Beichtväter nicht selten mit den jeweilig maßgebenden Politikern oder später einfach nach dem Gutdünken Richelieus. Denn dieser große Staatsmann überwachte mit Argusaugen ihr Tun und Treiben und entfernte sie, sobald sie nicht pünktlich seine Instruktionen befolgten.

Bis zum Eintritte Richelieus in das Ministerium konnte der Orden mit der auswärtigen Politik Frankreichs zufrieden sein. Der von Heinrich IV. geplante Krieg wurde aufgegeben. Der König vermählte sich mit einer spanischen Prinzessin und eine seiner Schwestern mit einem spanischen Prinzen. Von einer Verbindung mit protestantischen Höfen war keine Rede mehr. Aber eben in dem Augenblicke, wo die katholischen Mächte in Deutschland siegreich vordrangen, stellten sich ihnen gerade die beiden Männer hindernd in den Weg, die ihr Amt schon zu einer Unterstützung der katholischen Sache zu verpflichten schien, der Papst Urban VIII. und der Kardinal Richelieu. Diese Wendung bedeutete die Zertrümmerung der größten Hoffnungen des Ordens. Aber nur ein einziger Jesuit fand in Frankreich den Mut, Richelieu entgegen zu treten: der königliche Beichtvater Caussin. Er versuchte alles Ernstes, den König von dem Bündnis mit den Protestanten abzuziehen und den Kardinal zu stürzen. Allein der Versuch mißlang. Nicht Richelieu, sondern der Beichtvater mußte weichen, und nicht nur das, er wurde wie ein Staatsverbrecher auf Befehl des Kardinals in Rennes interniert und überdem von Richelieu selbst in der offiziellen Zeitung „wegen seiner schlechten Aufführung" öffentlich gebrandmarkt. Das gleiche Schicksal bereitete der Kardinal, der seine Feinde mit der Härte eines Großinquisitors verfolgte, dann auch noch dem jesuitischen Beichtvater der Regentin von Savoyen. Niemand hätte es dem Orden verübeln können, wenn er gegen diese Gewalttaten öffentlich Protest erhoben hätte. Aber das Gegenteil geschah: der General beeilte sich, dem Kardinal untertänigst die Ergebenheit der Gesellschaft versichern zu lassen, diese selbst aber ermangelte nicht, in Frankreich die Politik des

Digitized by Google

gefürchteten Mannes zu rechtfertigen und zu loben, sie stellte dem Kardinal sogar Spione, ja sie fand kein Arg darin, daß ein Jünger Loyolas die beiden politischen Testamente zu Papier brachte, in denen Richelieu das streng nationale Regierungsprogramm des neuen Frankreich ausführlich entwickelte. Was Heinrich IV. schon erstrebte, das hat mithin der Erbe seiner Politik erreicht. Er hat auch den von Haus aus ganz spanisch gesinnten Orden gezwungen, sich in den Dienst der französischen Politik zu stellen. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die französische Regierung seit den Tagen Philipps des Schönen bei jedem Konflikte zwischen nationalen und kirchlichen Interessen die Kirche behandelt hat, hat auch in diesem Falle sich als beste Politik erwiesen.

Hatte der Orden unter Richelieu sich nur seufzend gefügt, so wurde ihm unter Ludwig XIV. die Unterstützung der französischen Politik Herzenssache. Es schien schließlich fast, als sei er nicht mehr eine Kompagnie des Papstes, sondern eine Kompagnie des Roi-Soleil — so hingebend vertrat er nicht nur in Deutschland, England, Portugal, sondern selbst in Rom die französischen Interessen. Daß seine Vertreter am Hofe unter diesen Umständen nicht den Mut fanden, die skandalösen ehebrecherischen Verhältnisse des Königs mit der La Vallière und der Montespan zu zerreißen, ist nicht zu verwundern. Ein einziger Jesuitenpater, der Prediger Bourdaloue, war einmal so kühn, dem hohen Sünder öffentlich ins Gewissen zu reden. Den Beichtvätern des Königs war dieser schöne priesterliche Freimut nicht eigen. Sie blieben im Amte, obwohl sie den Ehebruch nicht billigten, und der Orden nahm keinen Anstoß daran, er ließ sie ruhig in ihrer schiefen Stellung. Er verzichtete nicht auf die zweifelhafte Ehre, einem notorischen Ehebrecher Beichtväter zu stellen. Er war gerade diesem Könige ergeben, wie keinem Monarchen vor und nach ihm. Denn er fand gerade in ihm einen Gönner, wie er ihn noch nie in Frankreich besessen hatte.

Ludwig wählte nämlich aus dem Orden nicht nur die Beichtväter für sich und die gesamte königliche Familie, er übertrug auch seinem jesuitischen Beichtvater seit 1670 das Vorschlagsrecht für die Besetzung sämtlicher höherer geistlicher Stellen des Reiches. Dazu trat er mit all seiner Macht in den schweren Kämpfen, die den Kredit des Ordens für alle Zeiten in Frank-

Digitized by Google

reich untergruben und später eine Ursache seines Sturzes wurden, für die Patres ein, und endlich befolgte er auch eine streng katholische innere Politik: er entschloß sich, den französischen Protestantismus, dessen religiöse Rechte selbst Richelieu respektiert hatte, mit Stumpf und Stil auszurotten.

Seit dem Tode Heinrichs IV. hatten die Jesuiten nicht aufgehört, die Entrechtung der Protestanten zu fordern und keine Gelegenheit versäumt, kein Mittel unversucht gelassen, der „angeblich reformierten" Kirche Abbruch zu tun. Daß sie in der literarischen Polemik alles Maß vergaßen, konnte man ihnen noch zugute halten, denn die Reformierten bezahlten sie in ihren polemischen Werken in gleicher Münze. Aber daß sie sich in die reformierten Städte eindrängten, durch ihre Missionen und Disputationen die Reformierten nirgends zur Ruhe kommen ließen, reformierten Eltern ihre Kinder abtrünnig machten, insgeheim konvertierte Mütter veranlaßten, ihre Kinder in aller Stille zu Katholiken zu erziehen, daß sie öffentlich die Reformierten der Majestätsbeleidigung anklagten, weil sie zu einem anderen Glauben sich bekannten als der König, ist doch selbst in dieser harten Zeit schon aufgefallen. Aber mehr noch als durch diesen erbarmungslosen Kleinkrieg schadeten sie den Reformierten durch ihre Schulen und durch ihren Einfluß auf den Klerus und den Hof. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts veranlaßte auch manchen reformierten Vater, seine Söhne einer Jesuitenschule anzuvertrauen, wo sie dann in der Regel bald dem Glauben ihrer Väter untreu wurden. Die Macht der Patres am Hofe bewog namentlich viele reformierte Edelleute, sich von ihnen bekehren zu lassen, und der jesuitisch erzogene Klerus erfüllte sich immer mehr mit einem fanatischen Hasse gegen die Glaubensfreiheit und forderte lauter und lauter von dem Träger der Krone die Aufhebung des Ediktes von Nantes. Ludwig trug sich lange mit dem Plane einer friedlichen Vereinigung der beiden Konfessionen. Aber seit 1681 beschritt auch er offen den Weg der Gewalt und am 17. Oktober 1685 tat er endlich den Fanatikern ihren Willen. Seitdem gab es für ihn und den Staat in Frankreich nur alte und neue Katholiken. Der französische Protestantismus war offiziell tot, aber auch, wie Marschall Vauban richtig bemerkte, Frankreich alsbald um 400 000 Bewohner und 60 Millionen Frank ärmer, die Flotte der Feinde um 9000 ausgezeichnete Matrosen, das Heer der Feinde um 12 000 vorzügliche Soldaten reicher.

Digitized by Google

Wenn die Könige ihr Wort brechen, finden sich immer Zungen und Federn, die den Wortbruch als genaueste Erfüllung der geleisteten Schwüre darstellen, und Arme und Waffen, die ihn zur Tat werden lassen. Sie fanden sich auch diesmal, nicht zuletzt unter den Jesuiten. Mag der Beichtvater Lachaise sich auch über die Greueltaten der Soldaten entsetzt haben, die des Königs Befehl vollstreckten, den Wortbruch des Königs hat er jedenfalls nicht zu verhindern gesucht, sondern nachweislich gutgeheißen, und mögen seine Ordensgenossen, die den Soldaten folgten, auch in keinem einzigen Falle diese zu ihren Brutalitäten aufgemuntert haben, so haben sie jedenfalls doch sich nie entblödet, mit dem Weihwedel dem Säbel zu assistieren und da zu ernten, wo die Soldaten gesät hatten. Aber erheblicher noch als die direkte Mitarbeit war auch in diesem Falle die Vorarbeit, die der Orden geleistet hatte: die ununterbrochene Aufstachelung der Regierung und der öffentlichen Meinung gegen die Ketzer, die fortwährenden Nörgeleien über angebliche Übertretungen des Edikts von Nantes durch die reformierten Gemeinden, die unaufhörlich wiederholte Behauptung, daß die Reformierten schlechte Untertanen seien — durch all das hatte er unermüdlich die Stellung der verhaßten Gegenkirche nach und nach untergraben, bis sie endlich wankte und fiel. Der 17. Oktober des Jahres 1685 war daher für ihn ein Tag des Sieges, der endliche Lohn für mehr als 125 Jahre unverdrossen geleistete heiße Kampfesarbeit. Aber wo er siegte, hatte meist der Staat die Kriegskosten zu zahlen und diese waren niemals gering. Entvölkerung, Verminderung des Nationalwohlstandes, das waren fast stets die empfindlichen äußeren Folgen seines Triumphes, dazu eine geistige Verarmung, welche auch die beste Jesuitenschule nicht wieder gut machen konnte. Das hat Frankreich damals erfahren und später reichlich dem Orden vergolten.

In Frankreich war schon seit den Tagen Richelieus der Gegensatz der Konfessionen keine Gefahr mehr für die Ruhe und die äußere Machtstellung des Reiches. In Deutschland ist er noch heute lebendiger als in irgend einem anderen Großstaate des christlichen Kulturkreises. Katholiken und Protestanten stehen sich, wenn man die erst vor 40 Jahren aus dem deutschen Bunde ausgeschiedenen österreichischen Länder zum Deutschen Reiche hinzurechnet, numerisch etwa in gleicher Stärke gegenüber und sie behandeln einander noch immer in mancher Beziehung,

Digitized by Google

als wären sie verschiedene Nationen. Vergegenwärtigt man sich die Verhältnisse zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens, so erscheint dieser Zustand fast rätselhaft. Nicht bloß notorische Schwarzseher, sondern auch sehr ruhige und verständige katholische Männer hielten damals die Sache der alten Kirche im deutschen Volksgebiet für so gut wie verloren. In der Tat war selbst in Österreich und Böhmen der Abfall so allgemein, daß die Protestanten es sich wohl zutrauen durften, binnen wenigen Jahrzehnten die Oberherrschaft zu erlangen. Wie kommt es nun, daß diese Entwickelung nicht eingetreten ist, sondern statt dessen die Entzweiung der Nation? Die katholische Partei ist schon Ende des 16. Jahrhunderts über die Antwort auf diese Frage nicht im Zweifel. Sie bezeichnet selber stets als Urheber jenes für sie so viel günstigeren Ergebnisses: die bayrischen Wittelsbacher, die Habsburger und die Jesuiten.

Der erste Jesuit, der deutschen Boden betrat, war Peter Faber. Als stummer Zuschauer wohnte er schon 1540 dem Religionsgespräch zu Worms und 1541 dem Religionsgespräch zu Regensburg bei. Aber in der Stille wirkte er schon so stark, daß Papst Paul III. ihn sowie Lejay und Bobadilla als Begleiter des Legaten Morone 1542 wieder nach Deutschland sandte. Hier wies der Legat Faber die Rheinlande, Lejay und Bobadilla die Donaulande als Operationsfeld zu. Defensive, Stärkung der katholischen Elemente, das war ihre nächste Aufgabe, und wenigstens Faber und Lejay haben diese Aufgabe gut zu lösen verstanden. Faber gründete zu Cöln eine jesuitische Studentenverbindung und gewann in Mainz am 8. Mai 1543 den Mann für die Gesellschaft Jesu, den die katholische Kirche als zweiten Apostel Deutschlands feiert: Peter Kanis oder Kanisius aus Nymwegen in Holland. Lejay aber gewann inzwischen dem Orden die zwei Bundesgenossen, deren Beistand der neue Apostel fast alle seine großen Erfolge in Deutschland verdanken sollte: die bayrischen Wittelsbacher und die Habsburger.

Die bayrischen Wittelsbacher sind die einzige Dynastie, die „ihre Ehre nie durch Sympathien für die sogenannte Reformation kompromittiert hat". Sie haben die Evangelischen von Anfang an verfolgt und schon früh auch in ihrer Reichspolitik eine streng antievangelische Richtung eingeschlagen. Kein Wunder daher, daß sie auch die ersten waren, die den Jesuiten auf deutschem Boden eine feste Stellung verschafften. Besorgt um die Orthodoxie

Digitized by Google

der Landesuniversität Ingolstadt bestellte sich Herzog Wilhelm IV. schon 1548 in Rom 2 jesuitische Professoren. Ignaz sandte 1549 hocherfreut gleich 3 und zwar Kräfte ersten Ranges: Salmeron, Lejay, Kanis. Allein trotz ihrer Gelehrsamkeit, ihrer rednerischen Begabung, ihrer Bemühungen, durch Privatissima und Ferienkurse das Interesse der Studenten für die katholische Theologie wieder zu beleben, waren die Lehrerfolge der neuen Professoren sehr gering. Dazu kamen die Unterhandlungen über die Gründung des von dem Orden gewünschten Kollegs nicht vorwärts. Grund genug für Ignaz, seine Jünger vorerst (1552) abzuberufen. Er konnte sie gerade jetzt anderwärts viel besser verwenden.

Denn inzwischen hatte sich in Österreich dem Orden ein neues Arbeitsfeld aufgetan. Um dem herrschenden Priestermangel abzuhelfen, hatte König Ferdinand im Mai 1551 zu Wien das erste deutsche Jesuitenkolleg eröffnet, welches vornehmlich Priester heranbilden sollte. Die neue Anstalt spielte zunächst jedoch eine sehr bescheidene Rolle: nicht bloß weil in Österreich niemand mehr katholische Theologie studieren wollte, sondern auch weil keiner der jesuitischen Professoren und Scholaren des Oberdeutschen recht mächtig war: der Vorsteher, Klaude Lejay, war Franzose, die übrigen 11 Niederländer oder Spanier. Erst als nach Lejays Tode 6. August 1552 Kanis in dem jugendlichen Alter von 30 Jahren die Leitung übernahm, kam ein frischerer Zug in die Arbeit des Ordens. Denn dieser Niederländer hatte nichts von der sprichwörtlichen Schwerfälligkeit seiner Landsleute an sich. Er lebte sich überall rasch ein, er eroberte überall mit schneller Tatkraft und der Umsicht des klugen erfahrenen Mannes sich und seinem Orden eine feste Position. In Wien schien er damals den Lieblingsspruch des Ignaz wahr machen zu wollen, daß der Jesuit allen alles sein müsse, um alle zu gewinnen. Er predigte, er katechisierte, er hielt auf dem Lande Volksmissionen, er richtete 1554 ein vierklassiges Gymnasium und ein Konvikt für unbemittelte Jünglinge ein, er versah provisorisch die Leitung des Wiener Bistums und arbeitete daneben noch unermüdlich an dem Werke fort, das seinen Namen unsterblich machen sollte, an dem katholischen Katechismus, den er auf Anregung König Ferdinands 1554 verfaßt hatte. Dies Büchlein erlangte in seinen verschiedenen Formen Dank der Gunst der katholischen Obrigkeiten, bald eine

Digitized by Google

ähnliche Verbreitung wie die Katechismen Luthers. Aber es verdiente diesen Erfolg auch wegen seines inneren Wertes. Es ist volkstümlich und klar geschrieben, ansprechend disponiert und gemäß dem Bedürfnis der Zeit stark biblisch gehalten. Aber sein Hauptvorzug ist, daß es alle „direkte Polemik" beiseite läßt. Eben darum wirkte es in diesem polemischen Zeitalter mehr als alle gelehrten polemischen Werke der katholischen Partei. Es wurde namentlich in seiner kleinsten Form eine Art Volksbuch, wie Luthers kleiner Katechismus, und wurde darum von den protestantischen Gegnern mit eben so groben Schmeichelreden bedacht, wie dieses berühmte Gegenstück von den Katholiken.

Der Erfolg des Katechismus trug nicht wenig dazu bei, daß die „Kanisii" jetzt auch anderwärts in Deutschland in die Höhe kamen. Schon 1555 konnte Kanis in der zweiten Hauptstadt König Ferdinands, in Prag, ein neues großes Kolleg errichten, 1556 trat zu Ingolstadt das erste bayrische Kolleg ins Leben, Ende desselben Jahres zu Cöln das erste Kolleg am Niederrhein, 1559 das zweite bayerische Kolleg zu München, 1562 zu Innsbruck das erste tirolische Kolleg. Die Stifter dieser Anstalten waren alle Laien. Die deutschen Bischöfe standen noch in den 50er Jahren mit Ausnahme eines einzigen, Otto Truchseß von Augsburg, der neuen von den Jesuiten geleiteten Bewegung teilnahmlos gegenüber. Aber seit dem Beginn des 7. Jahrzehnts wandten auch sie dem Orden ihre Gunst zu. Trier machte 1560 den Anfang, Würzburg und Mainz folgten schon 1561, Olmütz 1564, Speier 1567. Dazu übergab Otto von Augsburg 1563 dem Orden seine neue Universität Dillingen. So verfügten die Patres schon Ende 1567 über 13 wohldotierte Anstalten, 7 davon lagen in Universitätsstädten oder hatten Universitätskurse und alle waren gut besucht: in Wien zählten sie schon 1558 500 Schüler, in Cöln 1558 360, 1562 517, 1567/68 570, in Trier 1566 500, in Mainz 1565 400, in Speier 1572 453, in München 1561 angeblich 300. Dazu hatte der Orden schon 1559 zu Tyrnau in Ungarn und 1560 endlich auch in Löwen in den Niederlanden Kollegien erhalten. Er konnte also schon damals mit seinen Erfolgen in Deutschland und den angrenzenden Gebieten recht zufrieden sein.

Inzwischen hatte auch die Ordensleitung im großen Stile den Kampf von Rom aus zu organisieren begonnen. Schon 1552 hatte Ignaz das deutsche Kolleg eröffnet, schon 1554 seinen

Digitized by Google

berühmten Angriffsplan auf das ketzerische Deutschland entworfen, aber das Kolleg leistete erst nach seiner Reorganisation durch Papst Gregor XIII. 1573 Erhebliches, und der große Plan ließ sich nur langsam ins Werk setzen. So ruhte die Last des Kampfes zunächst noch fast ganz auf den Schultern von Kanis. Der neue „Apostel" der Deutschen war daher in jener Zeit fast unaufhörlich in Bewegung. Bald finden wir ihn in Tirol, bald in Niederdeutschland, bald in Wien, bald in Cöln, bald in München, bald in Osnabrück und Hildesheim. Und überall entwickelt er eine erstaunliche Tätigkeit. Er predigt, er katechisiert, er disputiert mit den Ketzern, er richtet Armen- und Lateinschulen ein, er gründet neue Ordensstationen, er sucht vor allem auch an den geistlichen Fürstenhöfen die Verkündigung der Beschlüsse des Konzils von Trient und damit ein strenger katholisches Regiment durchzusetzen. Zunächst mit wenig Erfolg. Erst in den 80er Jahren wurde im Gebiet von Trier, Mainz, Augsburg, Cöln, Paderborn, Münster, Hildesheim mit Hilfe der Jesuiten der Protestantismus teilweise gewaltsam ausgerottet. Denn erst ganz allmählich kam jenes neue Geschlecht geistlicher Fürsten in Deutschland empor, dessen berühmtester Vertreter ein Zögling des römischen Kollegs wurde, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg, der strenge Bekehrer Unterfrankens, aber zugleich einer der ehrenwertesten und tüchtigsten Fürsten, deren Deutschland in jener Zeit sich erfreute. Kanis erlebte noch diese großen Siege der katholischen Sache, aber er stand damals schon längst nicht mehr an der Spitze seiner Provinz. Der Orden hatte ihn schon 1569 dieses Amtes enthoben, wohl weil der Apostel der Deutschen zu sehr dem deutschen Kaiser ergeben war. Nur noch einmal erlaubte man ihm später sein großes Talent für eine große Aufgabe einzusetzen: 1580 bei der Einführung der Jesuiten in Freiburg in der Schweiz. Er erlebte es noch, daß die Anstalt, die er daselbst gegründet, für die Westschweiz eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie das Kolleg zu Luzern für das Gebiet der Urkantone. Erst am 21. Dezember 1597 ist er in Freiburg i. Ü. gestorben. — Auf welche Weise sind nun die Patres in all den genannten deutschen Territorien, sowie in den angrenzenden Gebieten, in der Schweiz und in Belgien der Ketzer Herr geworden und mit welchen Mitteln haben sie die Herrschaft der katholischen Kirche nicht bloß über die Leiber, sondern auch über die Seelen wieder

Digitized by Google

hergestellt? Greifen wir aus der Fülle von Beispielen, welche die Geschichte der deutschen Gegenreformation hierfür darbietet, 2 besonders lehrreiche heraus: die Tätigkeit des Ordens in Bayern und Österreich.

Als Herzog Wilhelm IV. die Augen schloß, März 1550, schien auch in Bayern die alte Kirche dem Untergange geweiht. Die Pfarrer „volle Zapfen" (Säufer), Spieler, Faulenzer, Ignoranten, meist in wilder Ehe lebend, so daß man in den verkommenen Pfarrhöfen eher auf Pfarrerskinder stieß als auf Bücher, die Domherrn mehr Kriegsleute als Geistliche, unbändig, liederlich, roh, meist nicht einmal geweiht, die Klöster mehr Wirtshäuser als Gotteshäuser, die Edelleute zum guten Teile lutherisch, die wichtigsten Städte, Straubing und München, wenigstens stark lutherisch gesinnt, die kleinen Handwerker und Bauern zu nicht geringem Teile vor allem im Osten der Wiedertäuferei ergeben, da, wo dies nicht der Fall war, fast ganz aller religiösen Zucht und Sitte entwöhnt und die Bischöfe in all diesem Wirrwarr ratlos, machtlos, unfähig, ja bisweilen nicht einmal geneigt, energisch einzugreifen — das ist das Bild, welches die Berichte der unanfechtbarsten Zeugen, vorab der herzoglichen Visitatoren, vor uns entrollen. Mittel und Männer zu einer Verjüngung der Kirche aus eigener Kraft waren nirgends vorhanden, wohl aber in den führenden Ständen Mittel und Männer zur Gründung einer evangelischen Landeskirche. Die Entscheidung darüber und damit die Entscheidung über die Zukunft Bayerns stand bei dem jungen Herzog Albrecht V. Aber eben darum war ihr Ausfall nicht zweifelhaft. Der Sohn des glaubenseifrigen Wilhelms IV., der Zögling des glaubenseifrigen Ingolstadt, entschloß sich, wie selbstverständlich, die Protestanten zu unterdrücken, die Kirche auf der Grundlage des alten Glaubens zu reformieren und zur Lösung dieser schweren Doppelaufgabe die Jesuiten als Gehilfen sich zuzugesellen. Am 7. Juli 1556 hielten 8 Patres und 12 jesuitische Scholaren ihren Einzug in Ingolstadt. Damit begann ein neues Zeitalter für Bayern. Das Gift der Ketzerei wurde ausgeschieden. Die alte Kirche verjüngte sich. Selbst der Staat erhielt ein anderes Gepräge. Aber die Verjüngung war bewirkt durch fremdes Blut. Eben darum zeigte die Physiognomie des neuen Bayern noch lange Zeit einen fremdländischen Zug: romanisch-katholische Ideale waren maßgebend für die Politik der Fürsten und die Lebens-

Digitized by Google

führung der höheren Stände. Aber der neue Geist hielt sich in den höheren Regionen. Der groben Volksseele ward er nicht mächtig. Das Volk bewahrte sich seine kernig derbe urgermanische Eigenart. Nur wurde es unter der eisernen Zucht des Staates und der verjüngten Kirche wieder fromm katholisch, gehorsam, fanatisch unduldsam gegen alle Ketzerei. Es schien bald, als hätte es nie Lust gezeigt, dem Beispiele der anderen deutschen Stämme zu folgen und Rom den Gehorsam aufzusagen.

Eine so gewaltige Wirkung dem Einflusse von ein paar Dutzend Fremdlingen zuzuschreiben erscheint etwas gewagt. Allein die Kraft stand in diesem Falle in umgekehrtem Verhältnisse zu der Zahl und die Kraft konnte in diesem Falle auch sofort ungehemmt wirken; die Sendlinge des Ignaz eroberten alsbald „Herz und Hirn" des kleinen Landes, den Hof und die Landesuniversität, und verstanden diese mächtige Doppelstellung Jahrhunderte hindurch mit Geschick zu behaupten. Das erklärt alle ihre Erfolge. Ingolstadt wurde schon im Verlauf des nächsten Menschenalters die typische deutsche Jesuitenstadt. Die ketzerischen Professoren verschwanden. Die theologischen und philosophischen Professuren gerieten ganz in die Hände des Ordens. Die juristischen und medizinischen wurden bis ins 18. Jahrhundert nur mit strengen Katholiken besetzt. Da die Jesuiten außerdem in der Stadt ein Gymnasium unterhielten und seit 1578 auch ein geistliches Konvikt leiteten, so begreift man, daß Ingolstadt alsbald als das festeste jesuitische Bollwerk Süddeutschlands galt. Höchstens Dillingen und Würzburg konnten mit ihm in dieser Beziehung konkurrieren. Größeres aber leisteten die Patres vielleicht in ihrer zweiten bayrischen Kolonie, in München. Auch hier fanden sie 1559 zunächst als Lehrer Eingang. Allein wichtiger als ihr Gymnasium, das allmählich den älteren Lateinschulen den Garaus machte und 1602 eine Frequenz von 900 Köpfen erreichte, wichtiger als das Alumnat für arme Schüler, welches 1574 und das Konvikt für junge Edelleute, welches 1578 mit dem Kolleg verbunden wurde, wurde hier für ganz Bayern ihre Tätigkeit am herzoglichen Hofe. Der bayrische Hof war, als sie in München anlangten, nicht besser und nicht schlechter als die anderen deutschen Höfe: die Hofhaltung über alles Maß verschwenderisch, nur nicht so arg auf grobe Völlerei zugeschnitten wie anderwärts, der Herzog gutmütig, aber träge, lässig, ohne ernsteres Pflichtgefühl. So lange Albrecht V. lebte,

Digitized by Google

blieb trotz des jesuitischen Hofpredigers im wesentlichen alles beim Alten. Nur die äußere Frömmigkeit wurde sichtlich größer. Aber mit Albrechts Sohne, Wilhelm V., gelangte erstmalig ein Fürst zur Regierung, der sich mit großem Ernste bemühte, nach den Weisungen seines jesuitischen Beichtvaters ein frommer katholischer Landesvater zu sein. Zwar der übermäßige Aufwand dauerte auch unter ihm fort. Aber der Ton des Hofes ward trotz der sonderbaren Vorliebe des frommen Wilhelm für die oft sehr eindeutigen Capricci seines Orlando di Lasso asketisch ernst, und, was die Hauptsache war, der Herzog war nicht bloß ein „aufrichtiger Jesuit", sondern auch ein gewissenhafter und fleißiger Arbeiter. Noch mehr entsprach sein Sohn und Nachfolger, Maximilian I. (1597—1651), diesem Ideal eines katholischen Landesvaters. Seine Gewissenhaftigkeit war schon beinahe kleinlich, sein Fleiß fast maßlos, sein Ernst streifte bisweilen an Schwermut. Aber eben diese Eigenschaften waren es doch, die ihn befähigten, für Bayern der große Kurfürst zu werden, den kleinen Staat zum bestverwalteten deutschen Staate seiner Zeit zu erheben und den Grund zu dem Größer-Bayern der Zukunft zu legen.

Auf solche Erziehungserfolge konnte der Orden mit Recht stolz sein, zumal da er in jener Zeit die Fürsten weniger umwarb, als sich von ihnen umwerben ließ und bisweilen sogar im Interesse der inneren Disziplin und seines guten Namens allzu große Gunstbezeugungen abzulehnen versuchte. Allein wenn er dergestalt den Hof zum Kloster, München zum deutschen Rom machte und das sittliche Pflichtgefühl der Fürsten schärfte, so vergaß er selbstverständlich nicht eine Pflicht wieder und wieder zu betonen, die Sorge für das Seelenheil der Untertanen. Denn diese Pflicht galt ihm schlechthin als Hauptpflicht eines katholischen Landesvaters. Daß Herzog Wilhelm und Maximilian I. ihnen darin durchaus beipflichteten, kann nicht Wunder nehmen. Aber sehr bemerkenswert ist, daß schon der lässige, bequeme Albrecht für diese Pflicht ein feines Verständnis zeigte. Sobald die Patres in Bayern anlangten, schlug er gegenüber den Protestanten und protestantisch Gesinnten schärfere Töne an. Seit 1563 trieb er die Hartnäckigen unnachsichtlich aus dem Lande, kurierte die Täufer, wie der Jesuit Agricola rühmt, unnachsichtlich mit Feuer, Wasser und Schwert und unterdrückte unnachsichtlich alle ketzerischen Bücher und Pamphlete.

Digitized by Google

Immerhin verging fast ein Menschenalter, ehe die Verfolgung ihr Ziel erreichte. Noch 1586 wurden durch die mährischen Wiedertäufer Herzog Wilhelm 600 Leute „abpraktiziert". Schon diese eine Angabe beweist, daß die Zahl der Vertriebenen sich nicht bloß auf einige Hundert, sondern auf Tausende belief. Für ein so dünn bevölkertes Land ein gefährlicher Aderlaß! „Aber Gottes Ehre und das Seelenheil", bedeutete schon Albrecht V. dem Münchener Rate, „gehen allen weltlichen Rücksichten vor." Und außerdem waren ja die Herzöge nach dem Augsburger Religionsfrieden zu dieser Gewaltpolitik durchaus berechtigt. Daß sie ihre Rechte rücksichtsloser handhabten, als je ein protestantischer Fürst, war zwar unbestreitbar, konnte ihnen aber von den Katholiken nur zur Ehre angerechnet werden. Die Jesuiten haben selbstverständlich sie dafür nicht nur in den höchsten Tönen gepriesen: sie haben auch gleich bei diesem ersten großen Versuche einer Gegenreformation mit Rat und Tat die Behörden unterstützt. Die Zentralbehörde für Religionsangelegenheiten, welche in ganz Bayern über die Durchführung der herzoglichen Mandate wachte, das geistliche Ratskollegium, verdankt ihr Dasein letztlich einem Rate von Kanis. Die strenge Bücherzensur wurde von ihnen ebenso eifrig befürwortet wie gefördert, die Visitation der Gemeinden zum Teil von ihnen selber in die Hand genommen. Aber es war ihnen nicht bloß um Unterdrückung des Protestantismus zu tun. Sie wollten das Volk auch innerlich wieder für die alte Kirche gewinnen. Diesem Zwecke dienten ihre Missionen, ihre Predigten, ihre marianischen Brüderschaften, ihre Bürger-, Gesellen- und Lehrjungenvereine und nicht zuletzt die mit Eifer betriebene Wiederbelebung der populären religiösen Schaustellungen und Umzüge, der Prozessionen, Wallfahrten, des Reliquiendienstes. Aber es dauerte doch über ein Menschenalter, ehe sie das Vertrauen der Massen und des niederen Klerus gewannen. Hätten die Herzöge nicht treu zu ihnen gestanden, so hätten sie auch in Bayern nie heimisch werden können. Aber diese Stütze versagte, obgleich die Theatiner eine Zeitlang in der Residenz Mode wurden und in deren nächster Nähe ihren geschmacklosen Tempel erbauen konnten, doch ernstlich nie, und darum stieg ihre Macht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. 1597 erhielten sie die Aufsicht über sämtliche Elementarschulen des Landes, 1592 in Altötting, 1618 in Mindelheim neue Kollegien. 1621 zogen sie 50 an der Zahl in die neu eroberte Oberpfalz,

Digitized by Google

um dies ganz protestantische Land wieder dem Papsttum zu unterwerfen. 1629 eröffneten sie in Burghausen und Landshut, 1630 in Amberg, 1631 in Straubing neue Kollegien. Das ganze Unterrichtswesen geriet dergestalt in Bayern in ihre Hand. Und nicht nur das: dadurch daß sie bis ins 18. Jahrhundert meist die Fürsten erzogen und als Beichtväter leiteten, übten sie selbst, wenn sie das gar nicht direkt beabsichtigten, einen starken Einfluß auch auf die ganze Regierung des Landes aus. Kein Wunder, daß sie sich in Bayern wohl fühlten und sich schließlich sogar an das landesübliche Bier gewöhnten, das ihnen zuerst so wenig gemundet hatte. Kein deutsches Land war so in ihren Händen, keine Dynastie ihnen so unbedingt durch allen Wechsel und Wandel der Jahrhunderte ergeben, wie die Wittelsbacher.

Die Eroberung Bayerns kam dem Orden aber auch alsbald außerhalb Bayerns zugute. Sie wurde die Basis für neue Eroberungen im Osten, wie im äußersten Westen und Norden Deutschlands. Im Widerspruch zu den Beschlüssen des Trienter Konzils erwarb der bayrische Prinz Ernst, obwohl er in skandalösester Weise bewiesen hatte, daß der Unterrock ihm lieber sei als der Chorrock, nacheinander die geistlichen Fürstentümer Freising, Hildesheim, Lüttich, Cöln, Münster und die großen Reichsabteien Stablo und Malmedy. Das bedeutete auch für jene Gebiete den Sieg der katholischen Reaktion. Denn obwohl an Ernst nichts geistlich war als der Name, so unterdrückte er doch als Wittelsbacher selbstverständlich die Protestanten und begünstigte die Jesuiten. Seit 1585 bekehrten die Väter im Kölnischen Teile von Westfalen, 1586 erschienen sie in Neuß und in der Kölnischen Residenz Bonn, 1587 eröffneten sie in Hildesheim, 1588 in Münster ein Kolleg, das 1618 schon an 1300 Schüler zählte. Ernsts Beispiel folgte alsbald der Fürstbischof Fürstenberg in dem benachbarten Bistum Paderborn. Auch hier erhielten die Patres 1585 ein Kolleg und auch hier folgte dieser Gründung bald die gewaltsame Bekehrung der Protestanten. Ein großer Teil Westdeutschlands war damit dem Katholizismus wieder erobert — dank dem Hause Wittelsbach und den Jesuiten.

Allein fast noch wichtiger als für Westdeutschland wurde das Bündnis der Wittelsbacher und der Jesuiten für die österreichischen Lande. Hier schien nach dem Tode Kaiser Ferdinands I., 25. Juli 1564, der Sieg der Evangelischen nur noch

Digitized by Google

eine Frage der Zeit zu sein. Nur $^1/_{30}$ der Bevölkerung, schätzte man, sei der katholischen Kirche noch ergeben. Und dabei hatte doch schon Ferdinand sein Möglichstes getan, der evangelischen Bewegung Halt zu gebieten. Aber die Bewegung trug gerade hier einen volkstümlichen Charakter. Adel und Bürger gingen voran, die Bauern folgten willig nach. Die Edikte und Befehle der Regierung, die Verhaftung einzelner protestantischer Prediger machten fast gar keinen Eindruck. Kaiser Maximilian II. ließ in den ihm zugefallenen Kronländern, Ober- und Unter-Österreich, Böhmen und Mähren die Evangelischen fast ungehindert gewähren. Der Adel wenigstens erhielt hier überall das Recht freier Religionsübung. Anders in Tirol und Innerösterreich. In Tirol räumte der neue Herr, Erzherzog Ferdinand, ganz allmählich mit den Protestanten und Wiedertäufern auf. Die wenigen evangelischen Bergknappen, die er noch gewähren ließ, verscheuchte sein Nachfolger, der Deutschmeister Maximilian (1595—1619) aus dem Unterinntal. Für die Wiederherstellung des katholisch-kirchlichen Lebens sorgten dann die Jesuiten von Hall und Innsbruck, aber auch das deutsche Kolleg in Rom, die Kollegien in Dillingen und Ingolstadt, in denen nicht wenige Tiroler Priester geschult wurden. Das Ergebnis dieser vereinten Bemühungen war das Tirol von heute, die Hochburg der streng katholischen Parteien in den deutsch-habsburgischen Landen.

In Innerösterreich — Steiermark, Kärnten, Krain — fand Erzherzog Karl, der jüngste Sohn Kaiser Ferdinands, bei seinem Regierungsantritte, wie er selbst bekannte, nur noch Reliquien der alten Kirche vor. Er selbst war von Haus aus durchaus nicht bigott, er ward es erst, nachdem er 1571 die bayrische Prinzessin Marie als Gattin heimgeführt hatte, eine frische, tatkräftige, an Temperament und Geist ihm weit überlegene Frau, die alsbald die streng katholische Gesinnung und die Jesuitenfreundschaft des Münchener Hofes an die Burg von Graz verpflanzte. Schon im Jahre 1573 konnten die Jesuiten in Graz als Konkurrenzanstalt gegen die protestantische Landschule ein reich dotiertes Kolleg errichten und schon kurz darauf stieg die Zahl der katholischen Kommunikanten in der fast ganz protestantischen Stadt angeblich von 20 auf 500. Allein die protestantischen Stände waren in Innerösterreich so mächtig, daß der Erzherzog auf dem Generallandtag zu Bruck an der Mur 1578

Digitized by Google

dem Adel Religionsfreiheit gewähren und den protestantischen Predigern und Schulen in Graz, Judenburg, Laibach, Klagenfurt Duldung versprechen mußte. Der Papst, die Jesuiten, die bayrische Gemahlin und die bayrischen Anverwandten Karls waren außer sich über dies Zugeständnis und Karl selbst empfand darob die ärgsten Gewissensbisse. Schon im Oktober 1579 gab er daher auf einer Fürstenkonferenz in München die Zusage, sein den Ständen gegebenes Wort zu brechen und die gewährten Zugeständnisse sein tacite per indirectum zu absolvieren, zu kassieren und aufzuheben! Den Anfang machte er mit seinem Hofstaate: sogar die Köche mußten hier streng katholischen bayrischen Kollegen weichen. Die höheren Hofämter erhielten Italiener, die kirchlichen Stellen, die der Erzherzog zu besetzen hatte, wiederum Bayern. Dann wurden seit 1581 die evangelischen Prediger in den landesherrlichen Städten und Märkten abgeschafft und durch jesuitisch geschulte Priester ersetzt. Gleichzeitig wurde allen Bürgerkindern der Besuch der protestantischen Landschule zu Graz untersagt, und um auch den Besuch auswärtiger Schulen ihnen verbieten zu können, das Grazer Jesuitenkolleg am 1. Januar 1585 zu einer Universität erhoben mit der ausdrücklichen Bestimmung, die katholische Lehre rein zu erhalten und die Ketzerei auszurotten. Daß Nichtkatholiken nicht zu Ämtern befördert wurden, versteht sich darnach von selbst. Aber Aufsehen erregte es, daß der Erzherzog auch schon den Adel in seiner Religionsfreiheit bedrängte und schließlich die Verleihung des Bürgerrechtes in allen Städten von der Leistung eines katholischen Bürgereides abhängig machte. — Karl starb schon am 10. Juli 1590, nachdem er seine Nachkommen noch bei Verlust des Erbrechts zur Erhaltung der katholischen Religion und zugleich zur Fortsetzung der Gegenreformation verpflichtet hatte. Aber sein Sohn und Nachfolger zählte erst 12 Jahre. Daher trat zunächst der Erzherzog Ernst, danach der Erzherzog Maximilian als Landpfleger an die Spitze der Regierung Beide waren nicht imstande, die mächtig wieder anschwellende protestantische Bewegung nieder zu halten. Die Evangelischen nahmen wieder eine Reihe von Kirchen in Besitz. Ihre Landschule blühte wieder empor. Graz erschien fast wieder als eine evangelische Stadt. Ostern 1596 war, wie es heißt, der junge Erzherzog der einzige Grazer, der das Abendmahl nach katholischem Ritus nahm. Aber als kurz danach der Erz-

Digitized by Google

herzog selbst die Regierung übernahm, änderte sich alsbald das Bild. In Ingolstadt 5 Jahre lang von Jesuiten erzogen, kannte der sehr mäßig begabte Fürst kein höheres Ziel, als Herstellung der katholischen Kirche in seinen Erbländern. Ob das für seine Staaten vorteilhaft war, war ihm gleichgültig. Ich will lieber ein verwüstetes, als ein verdammtes Reich, erklärte er. Zunächst, im September 1598, verjagte er alle evangelischen Prädikanten und Lehrer aus Graz. Im Oktober 1599 folgte die Schließung der evangelischen Kirchen und Bethäuser in den landesfürstlichen Städten, Märkten nnd Dörfern Steiermarks. Widersetzliche Ortschaften wurden durch militärische „Reformationskommissionen" mürbe gemacht. Half auch das noch nicht, so wurden die Bewohner mit Verlust des 10. Teiles ihrer fahrenden Habe zur Auswanderung gezwungen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts kamen dann Kärnten und Krain an die Reihe. Nur an den Adel wagte sich Ferdinand vorderhand noch nicht heran. Erst 1628 zwang er auch die evangelischen Edelleute, 800 an der Zahl, Österreich zu verlassen. Damit war endlich nach fast 50 Jahren das Münchener Programm ausgeführt: die protestantische Kirche Innerösterreichs war vernichtet, die Alleinherrschaft des reinen Glaubens gesichert. Äußerlich betrachtet, war diese „Großtat" ein Werk der Fürsten. Aber das protestantische Volk irrte nicht, wenn es in erster Linie dafür die Jesuiten, insbesondere die Grazer Jesuiten verantwortlich machte und, wenn Ferdinand nach vollbrachter Arbeit dem Grazer Kolleg die große Herrschaft Müllstadt schenkte, 1602 in Klagenfurt, 1613 in Leoben neue Kollegien stiftete, so schien er dies Urteil nur zu bestätigen.

Inzwischen hatte auch in Unter- und Oberösterreich sowie im Salzkammergut die katholische Reaktion begonnen. Kaiser Rudolf II., der Statthalter Erzherzog Ernst, der von den Jesuiten bekehrte Wiener Bäckerssohn Melchior Klesl, seit 1590 Direktor der Kaiserlichen Reformationskommission, waren hier die Leiter des frommen Unternehmens. Das Ende war auch hier die Entrechtung des Protestantismus in allen landesfürstlichen Orten, die Rekatholisierung des Pfarrerstandes, die Reformation der Schulen, selbst der Wiener Universität. Nur der Adel blieb vorderhand unbehelligt. Die Jesuiten beteiligten sich, soviel wir wissen, nirgends direkt an den Gewalttaten der Regierung. Sie begnügten sich mit der bescheidenen Rolle des Rufers zum Streite, daneben schulten sie unermüdlich in ihren

Digitized by Google

Schulen zu Wien neue Kämpfer, stärkten durch ihre marianischen Kongregationen, ihre Predigten, ihre Tätigkeit im Beichtstuhle unter Studenten und Bürgern das katholische Bewußtsein und sorgten durch ihren Einfluß bei Hofe dafür, daß der Kampfeseifer der Regierenden nicht erschlaffte. Hatte dann die Regierung an einem Orte ihr Werk getan, dann suchten sie die gewaltsam Bekehrten auch innerlich für den alten Glauben zu gewinnen, wobei sie freilich nicht selten erfuhren, daß, wo die Soldaten säen, der Prediger nicht ernten kann. Aber gerade die Hervorragendsten von ihnen, wie der Tiroler Georg Scherer, der Bekehrer Melchior Klesls und vielgenannte Prediger, ließen sich durch derartige Mißerfolge nicht stören. Sie wußten, daß ihnen eines Tages doch der Sieg zufallen werde.

Während dergestalt ganz Österreich mit Ausnahme des Herrenstandes äußerlich wieder katholisch gemacht wurde, behauptete in den böhmischen Ländern der Protestantismus fast unangefochten seine ansehnliche Stellung. Immerhin eroberte der Orden jetzt auch hier einige neue wichtige Punkte. In Krummau, in Kommotau, in Brünn gründete er neue Kollegien. In Mähren stellten die Bischöfe Pawslowski und Dietrichstein von Olmütz, Zöglinge des römischen Kollegs, im Bunde mit den jesuitenfreundlichen Behörden die Oberherrschaft des Katholizismus wieder her. In Schlesien konnten die Patres zu Breslau eine erste Station gründen. Da kam die große böhmische Revolution. Sie richtete sich nicht nur gegen das Haus Habsburg, sondern auch gegen die Jesuiten. Eine der ersten Taten der provisorischen Regierung war daher die Verbannung des Ordens aus Böhmen und die Konfiskation seiner Güter. Aber schon der 8. November des Jahres 1620 brachte die große Wendung, welche nicht nur über das Geschick des Ordens, sondern auch über die Geschicke Böhmens, Österreichs, ja ganz Deutschlands*) entschied: das Winterkönigtum brach zusammen. Kaiser Ferdinand wurde wieder Herr in Böhmen und seinen siegreichen Heeren folgten alsbald die Jesuiten. Die altberühmte Prager Universität wurde nunmehr eine jesuitische Anstalt, die Bücherzensur ein Privileg des Prager Jesuitenrektors, die Gegenreformation auf Betrieb des kaiserlichen Beichtvaters Lamormaini und auf Grund eines Gutachtens Lamormainis

*) Vgl. Bismarcks Bemerkungen über die Schlacht am Weißen Berge als Wendepunkt der deutschen Geschichte.

Digitized by Google

und seines Ordensgenossen Philippi mit aller Energie durchgeführt. Etwa 30 000 Familien, darunter 155 vom Herren- und Ritterstande, wurden zur größeren Ehre Gottes aus Böhmen vertrieben, über 80 000 bäuerliche Stellen, über 8000 Häuser in den königlichen Städten bis 1628 von Ketzern und anderen lästigen Inhabern gesäubert. Böhmen glich schon jetzt einer Wüste. Aber je mehr das unglückliche Volk verarmte und dezimiert wurde, um so mehr stieg dank der Gunst des Kaisers und des von ihm neugeschaffenen, durch gemeinsten Betrug und Schwindel rasch emporkommenden katholischen Herrenstandes der Reichtum, die Zahl, die Macht der Jesuiten. Zwar erlangten sie nicht, wie sie wünschten, das Aufsichtsrecht über sämtliche Mittel- und Stadtschulen des Königreichs, aber wenn sie 1679 allein in Böhmen und Mähren 20 Kollegien und 11 Priesterseminare besaßen, so zeigt das, daß sie wenigstens den gelehrten Unterricht und die Ausbildnng des geistlichen Standes völlig in ihre Hände bekamen, und, wenn sie zu derselben Zeit über nicht weniger als 7 Niederlassungen und Kollegien an der Nordgrenze, also in der Nähe des lutherischen Sachsens verfügten, so lehrt das schon, wie ängstlich sie bemüht waren, Böhmen vor dem Gift der Ketzerei zu schützen. Aber sie schützten Böhmen nicht nur gegen die Ketzerei, sie raubten ihm auch seinen Nationalheiligen, Johannes Hus, und schenkten ihm dafür einen neuen, Johann von Nepomuk, indem sie nicht nur mit allen Mitteln die Heiligsprechung dieses Johannes betrieben, der höchstens ein Unglücklicher, aber sicher nicht ein Heiliger war, sondern auch vielfach Husstatuen in Nepomukstatuen umwandeln ließen. Das böhmische Volk aber ließ sich all das in stumpfer Ruhe ruhig gefallen. Es hatte dank der eindringlichen Belehrung der kaiserlichen „Seligmacher“ und seines neuen jesuitisch geschulten Klerus selbst das Gefühl für die Größe seines Verlustes verloren.

Böhmens Fall gab auch das Signal zur Entrechtung oder Vertreibung der vielen noch unbekehrten Protestanten Österreichs und, wie in Böhmen, so bedeutete auch hier die Niederlage der Protestanten den Sieg der Jesuiten. Wenn sie 1679 in Oberösterreich, Tirol, Innerösterreich 2 Universitäten, 15 Kollegien, 11 Priesterseminare inne hatten, so beweist das, daß auch in diesen Gebieten die Erziehung der künftigen Geistlichen und Beamten und damit die Pflege des höheren geistigen Lebens geradezu ein Monopol ihres Ordens geworden war.

Digitized by Google

Inzwischen hatte Erzbischof Pazmany, selber einst Mitglied des Ordens, ihm auch in Ungarn ein reiches Arbeitsfeld eröffnet und mit Geschick und Geist die Bekehrung des magyarischen Adels in Angriff genommen. Der Erfolg war auch hier ein starkes Wachstum der katholischen Partei und eine Zunahme der Jesuitenschulen. Aber als beste Bekehrer erwiesen sich auch in Ungarn seit 1671 die kaiserlichen Soldaten. Ihre wirksame Propaganda sicherte dem Katholizismus endlich das Übergewicht und dies Übergewicht dokumentierte sich alsbald auch hier wie anderwärts in der großen Zahl der jesuitischen Niederlassungen. 20 Residenzen, 5 Seminare, 10 Kollegien, 1 Akademie nannte der Orden schon 1679 in den dünn bevölkerten Landen der Stephanskrone sein eigen!

Was der Orden erstrebt hatte, war mithin um 1675 fast überall in den Gebieten der deutschen Habsburger erreicht. Der Protestantismus war vernichtet oder wenigstens entrechtet, Rom wieder Herr über die Geister, der Orden wie seine 6 Akademien, 55 Kollegien, 28 Seminare, 5 Konvikte auch dem blödesten Auge bewiesen, Herr über fast das ganze gelehrte Unterrichtswesen und damit Gebieter über das gesamte geistige Leben. Aber noch ein anderes war damit erreicht: eine ungeheure Verarmung insbesondere Österreichs an Gut, Blut und geistiger Kraft durch die Austreibung von vielen 1000 Familien deutscher und böhmischer Nation und zugleich die Ausscheidung Österreichs aus der großen deutschen Kulturgemeinschaft, welcher dann 200 Jahre später auch die politische Trennung mit einer gewissen Notwendigkeit folgen mußte.

Wenn 1631 die protestantischen Fürsten Deutschlands den Plan faßten, die Verbannung der Jesuiten aus Deutschland durch Reichsgesetz unter die Friedensbedingungen zu setzen, so zeigt das, wie hoch man schon damals ihren Einfluß im gegnerischen Lager veranschlagte. In der Tat, er war außerordentlich groß, aber er darf doch auch nicht überschätzt werden. Wenn man den Orden z. B. geradezu zum Urheber des 30jährigen Krieges macht, so überschätzt man sichtlich seine Macht, und wenn man Lamormaini und andere jesuitische Beichtväter der Kaiser und Maximilians von Bayern als wahre Teufel darstellt, so ist das eine haltlose Übertreibung. Denn in Wahrheit waren diese Leute nur beschränkte Fanatiker, aber nicht abgefeimte Bösewichter. Richtig ist nur, daß der Orden den

Digitized by Google

Mut und die Kriegslust der katholischen Partei nach Kräften stärkte, die Gegenreformation überall mit Energie durchführen half und im Verein mit dem päpstlichen Legaten Chigi den Friedensschluß sehr erschwerte, nicht aus Kriegslust oder Bosheit, sondern um der katholischen Partei möglichst große Vorteile zu sichern.

Daß der Friede, wie er dann endlich zustande kam, den Wünschen der Patres nicht entsprach, ist nicht zu verwundern. Er beschränkte ja erheblich ihre Hoffnung, ganz Deutschland wieder katholisch zu machen und benahm ihnen durch die Aufhebung des fürstlichen Reformationsrechtes die Möglichkeit, die Gegenreformation im bisherigen großen Stile fortzusetzen. Aber sie schickten sich in die veränderten Verhältnisse, indem sie alsbald von der Methode der Massenbekehrung zu der Methode der Einzelbekehrung übergingen. An 2 Stellen ließen sie fortan vor allem ihre Künste spielen: an den evangelischen Höfen und an den evangelischen Universitäten.

An den Universitäten ließen sie sich nach einer uns erhaltenen Instruktion gewöhnlich als Hörer in der juristischen oder medizinischen Fakultät einschreiben. Bisweilen versuchten sie ihr Glück wohl auch als Sprachlehrer. Aber gerade bei dem gebildeten Bürgertum, aus dessen Kreisen die Studenten und Professoren hervorgingen, fanden sie wenig Anklang. Der Übertritt des schlesischen Dichters Johann Scheffler und die Bekehrung des Braunschweigers Christian Blume, designierten Professors der Kirchengeschichte an der evangelischen Universität Helmstedt — das waren ihre einzigen großen Erfolge in diesen Bevölkerungsschichten. Viel mehr Glück hatten sie an den evangelischen Höfen, wie folgende kleine, aber durchaus nicht vollständige Liste fürstlicher Konvertiten beweist. Aus dem Hause der pfälzischen Wittelsbacher traten über der Pfalzgraf Eduard, 1659 seine Schwester Luise Hallandine; aus dem Hause Nassau-Oranien: 1653 Gustav Adolf Graf von Nassau-Saarbrücken und Johann Ludwig von Nassau-Hadamar; aus dem Hause Holstein: 1698 Dorothea Hedwig von Holstein-Norburg; aus dem Hause Schwarzburg: 1715 Auguste Dorothea von Schwarzburg; aus dem Hause Württemberg: 1651 Herzog Ulrich von Stuttgart und seine Tochter Marie Anna, 1715 Herzog Karl Alexander; aus dem Hause Brandenburg: Christian Wilhelm Administrator von Magdeburg; aus dem Hause Hessen: Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt, † 1682 als Kardinal und Fürstbischof von Breslau und 1652 Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels; aus dem Hause Mecklenburg: 1663 der regierende Herzog Christian von Schwerin; aus dem Hause Braunschweig: 1651 Johann Friedrich, später regierender Herzog von Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, und 1709 Herzog Anton Ulrich, regierender Herzog von Wolfenbüttel; endlich aus dem Hause Wettin: 1689 Herzog Christian August von Zeitz, später Kardinal und Erzbischof von Raab, 1697 Kurfürst August der Starke, 1712 der Kurprinz und spätere Kurfürst

Digitized by Google

August III. von Sachsen. Keiner dieser Übertritte hat so viel Aufsehen erregt und so nachhaltige Folgen gehabt, wie der des Kurfürsten August des Starken von Sachsen. Daß religiöse Gründe dabei keine Rolle spielten, ist allbekannt. Aber nicht so bekannt ist, daß der frivole Heros der Saxe Galante zur selben Zeit den sächsischen Ständen die protestantische, dem Papste die katholische Erziehung seines Sohnes gelobte. Wie er diese feierlichen Zusagen hielt, ist ungemein charakteristisch. Schon 1711 umgab er den Kurprinzen mit einem katholischen Hofstaate, dessen Seele der gewandte Salonjesuit Salerno war. Dann mußte der Prinz 7 Jahre lang in katholischen Ländern reisen. Aber schon am 27. November 1712 hatte der fromme Vater die Freude, daß der Sohn zu Bologna in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte. Die albertinische Linie des Hauses Wettin war damit endgültig wieder für die katholische Kirche gewonnen. Die übrigen fürstlichen Konversionen bedeuteten dagegen nur einen ephemeren Erfolg des Ordens. Die Zeit der großen Triumphe war überhaupt seit 1648 endgültig für ihn vorüber. Er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, die bis dahin errungene Position zu behaupten und hie und da noch zu befestigen. Das ist ihm auch bis Mitte des 18. Jahrhunderts geglückt. Noch 1750 zählte die Provinz Oberdeutschland 27 Kollegien, 3 Seminare, 3 Probationshäuser, 7 Residenzen resp. Missionen und 1060 Arbeiter, darunter 496 Priester; die Provinz Oberrhein 16 Kollegien, 3 Seminare, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen resp. Missionen und 497 Arbeiter, darunter 240 Priester; die Provinz Unterrhein 17 Kollegien, 2 Seminare, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen, 30 Missionen, 772 Arbeiter, darunter 398 Priester; die Provinz Österreich (mit Ungarn) 31 Kollegien, 3 Probationshäuser, 1 Profeßhaus, 22 Residenzen, 11 Missionen, 1772 Arbeiter, darunter 751 Priester; die Provinz Böhmen (Mähren, Schlesien eingeschlossen) 26 Kollegien, 25 Seminare, 3 Probationshäuser, 1 Profeßhaus, 13 Residenzen, 12 Missionen, 1239 Arbeiter, darunter 673 Priester. Das ergibt für Deutschland, Ungarn und die deutsche Schweiz die stattliche Gesamtsumme von 117 Kollegien, 32 Seminaren, 13 Probationshäuser, 2 Profeßhäuser, 51 Residenzen, 58 Missionen 5340 Jesuiten, darunter 2338 Priester. Etwa $^4/_7$ dieser Gesamtsumme entfällt auf die habsburgischen Lande, der Rest auf den Niederrhein, Oberrhein und Bayern, d. i. auf die Gebiete, die heute noch die festesten Burgen der katholischen Partei in Deutschland darstellen.

Nächst Deutschland, Frankreich und England ist kein Land so tief von der reformatorischen Bewegung berührt worden, wie Polen. In Polnisch-Preußen wandten sich die Städte fast alle dem Luthertum zu. In Großpolen begründeten die böhmischen Brüder ein blühendes Kirchenwesen. In Kleinpolen, Galizien, Lithauen bildete sich in dem Adel eine starke calvinistische Partei. In Kurland, Livland, Esthland siegte 1554 endgültig das Luthertum. Die obersten Gewalten des Reiches wehrten dieser Entwickelung nicht. Schon im Jahre des Augsburger Religionsfriedens gewährte der Reichstag von Petrikau den adligen Herren

Digitized by Google

das Recht, in ihren Häusern den Gottesdienst nach eigenem Ermessen zu ordnen — eine echt polnische Anwendung des Grundsatzes: wes das Gebiet, des die Religion! In den folgenden Jahren drangen die Protestanten sogar in den Senat, ja in die bischöflichen Stellen ein. Eine „Los von Rombewegung" großen Stiles hatte mithin auch hier überall um sich gegriffen. Auch Polen schien dem Papsttum verloren.

Aber schon in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts begann die alte Kirche sich wieder zu ermannen. Ein Zögling der italienischen Reformbewegung, Stanislaus Hosen, Bischof von Ermland, war der erste, der von der Defensive zur Offensive überging, und wie einst Konrad von Masovien gegen die heidnischen Preußen den deutschen Ritterorden zu Hilfe gerufen hatte, so rief er 1564 zum Kampfe gegen die protestantischen Preußen die Jesuiten. Braunsberg an der Passarge ward die erste Burg des Ordens auf polnischem Boden. Aber bald erschienen die Väter auch in Pultusk, in Wilna, in Posen und vor allem auch am Königshofe: König Sigmund Augustus, die Hoffnung der Evangelischen, wurde auf seine alten Tage noch ein Jesuitenfreund. König Stephan Batory (1573—1586) stiftete nicht nur in seinem Stammlande Siebenbürgen die Kollegien zu Waradin, Weißenberg, Klausenburg, sondern verschaffte auch in Polen selbst dem Orden in Riga, Dorpat, Polock neue Niederlassungen, erhob das Kolleg zu Wilna zur Universität und befreite alle Ordensanstalten von staatlichen Abgaben. Aber er wurde noch weit übertroffen durch Sigmund III., „den König der Jesuiten", 1586—1632. Ein Jesuit, Peter Skarga, wurde unter ihm geradezu der Herr des Hofes. Jesuitenfreunde und Jesuitenzöglinge drangen in den Senat, in die Bistümer, in die Gerichtshöfe ein. Die ganze hohe Beamtenschaft wurde katholisiert. Vergebens erhob sich der nichtkatholische Adel gegen dies System. Bei Guzow siegte 1607 der Jesuitenkönig, und wenn er auch seinen Sieg nicht auszunützen verstand, die katholische Reaktion dauerte fort, die Akatholiken blieben von den Ämtern ausgeschlossen, der katholische Charakter des Staates ward mit aller Strenge wieder hergestellt. Selbst die königlichen Städte mußten mit Ausnahme der großen preußischen Gemeinden nach und nach wieder katholisch werden. Wo immer der weiße Adler sich zeigte, da war Katholisch wieder die Losung. Aber in Polen war jeder Edelmann ein kleiner Souverän.

Digitized by Google

Polen gewinnen hieß vor allem den Adel gewinnen. Diese Aufgabe lösten die Jesuitenschulen, die schon wegen ihrer Unentgeltlichkeit auch hier einen ungeheuren Zulauf fanden. Das Kolleg zu Pultusk zählte schon 1600 400 Schüler, alle von Adel, das Kolleg zu Wilna 800, meist Söhne lithauischer Edelen, das Kolleg zu Kalisz 500. 50 Jahre später lag der höhere Unterricht so gut wie ganz in der Hand des Ordens. Ignatius war buchstäblich der praeceptor Poloniae geworden und Polen das klassische Land der Unterrichtsherrschaft des Ordens im Norden, wie Portugal im Süden.

Was hat nun der Orden hier als Präzeptor geleistet? Der Adel lernte Latein und machte das Lateinische zur Umgangssprache. Die polnische Sprache und Literatur entartete daher unter Sigmund III. ebenso rasch, wie sie unter Sigmund II. Augustus emporgeblüht war. Weiter lernte der Adel sich für theologische Subtilitäten interessieren. Er erkannte jetzt, daß der „Chlop", der Bauer, ein Nachkomme Hams und als solcher von Rechts wegen zur Sklaverei verdammt sei. Er erkannte weiter, daß er die Andersgläubigen nicht bloß verfolgen dürfe, sondern verfolgen müsse. Im übrigen lernte und verlernte er nichts. Er blieb im Grunde unter der oberflächlichen Tünche der neulateinischen Bildung was er war, ein unwissendes, wildes, turbulentes Herrengeschlecht mit weitem Gewissen und engem Herzen. Nur einen neuen Charakterzug hatte er in den Jesuitenschulen gewonnen: einen barbarischen Fanatismus.

Trotz aller Bemühungen der Jesuiten behaupteten nämlich die Akatholiken, Protestanten und griechische Christen, eine ansehnliche Minorität. Die letzteren suchten die Patres zunächst mit freundlichen Mitteln zu gewinnen: sie sollten nichts von ihren Besonderheiten aufgeben, sondern nur dem Papste sich unterwerfen. Einige der griechischen Prälaten gingen in der Tat auf diese Anträge ein und traten 1596 durch die Union von Bresz als unierte Griechen unter die Oberherrschaft des Papstes. Aber der größere Teil leistete entschlossen Widerstand, bildete große Bruderschaften zum Schutze des ererbten Glaubens, gründete Schulen und kirchliche Akademien, um den Verführungskünsten der Jesuiten zu begegnen und suchte Verbindung mit den Griechen außerhalb des Reichs, mit den Patriarchen von Moskau und Konstantinopel. Statt sich hierdurch warnen zu lassen, griff nunmehr der polnische Herrenstand in der Ukraine

Digitized by Google

und in Lithauen unter jesuitischem Einflusse zu allerlei tief erbitternden Gewaltmaßregeln. Die Folge war der große Kosakenaufstand von 1648 und die Eroberung Kiews, Smolensks und des Kosakenlandes durch Rußland, dessen Zaren die griechischen Christen Polens jetzt schon als ihren natürlichen Schutzherrn betrachten lernten. — Weniger Umstände machten die Patres und ihre Zöglinge mit den Protestanten. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts kam in den Kollegien die Sitte auf, den Himmelfahrtstag durch Zerstörung protestantischer Kirchen und Plünderung protestantischer Häuser zu feiern. 1606 fiel diesem Sporte, den die Jesuiten nicht hinderten, die protestantische Kirche, 1607 der protestantische Kirchhof zu Krakau zum Opfer, 1611 die Kirche zu Wilna, 1616 die böhmische und die lutherische Kirche zu Posen, 1637 die Häuser der Protestanten in Krakau, 1682 die evangelische Kirche in der Nähe von Wilna usw. Strafe hatten bei diesen und ähnlichen Gewalttaten nur die Protestanten zu gewärtigen, die sich zur Wehre setzten. Der Protestantismus ging daher zur Genugtuung der Jesuiten immer mehr zurück. Nur in den Städten des Westens behauptete er sich in seiner alten Stärke. Aber selbst da ließen ihn die Patres nicht in Ruhe. Wie sie einst vergeblich in Elbing, Riga und Dorpat sich einzunisten versucht hatten, so drängten sie sich im 18. Jahrhundert wieder in Danzig ein, obwohl die Bevölkerung nichts von ihnen wissen wollte. Noch skrupelloser verfuhren sie in Thorn, wo sie schon im 17. Jahrhundert sich häuslich niedergelassen hatten. Eine jener häufigen Raufereien zwischen Jesuitenschülern und Schülern der protestantischen Stadtschule veranlaßte hier im Juli 1724 den Rat, einen Jesuitenschüler festzunehmen. Zur Rache fingen die Jesuiten einen protestantischen Schüler, dessen Auslieferung sie hartnäckig verweigerten. Darauf befreite die aufgeregte Menge den Knaben, ohne jedoch irgend welcher Gewalttat sich schuldig zu machen. Erst als man auf sie schoß, bemächtigte sie sich der Geräte und Einrichtungsstücke des Kollegs und steckte sie in Brand. Aus diesem Vorfalle machten die Patres mit Geschick eine Haupt- und Staatsaktion. Eine königliche Kommission erschien in Thorn, um das ungeheure Verbrechen zu untersuchen. Aber die eigentlichen Leiter der Untersuchung waren die Jesuiten, denn nur die von ihnen präsentierten Zeugen fanden Gehör. Das Anklagematerial wurde darauf dem obersten Gerichtshofe für die königlichen Städte

Digitized by Google

unterbreitet, jedoch nachdem derselbe auf einmal gleich mit 40 neuen Mitgliedern besetzt worden war. Da nun diese 40 samt und sonders unter jesuitischem Einflusse gewählt waren, so war der Ausgang des Prozesses nicht zweifelhaft. Der Bürgermeister Rösner, der Vizebürgermeister Heinecke und 9 Bürger wurden zum Tode verurteilt, das protestantische Gymnasium und die protestantische Marienkirche den Katholiken zugesprochen, die protestantische Schule aus der Stadt verbannt. Weiter wurde verfügt, daß künftig der Stadtrat zur Hälfte aus Katholiken bestehen und kein protestantisches Buch ohne Erlaubnis des katholischen Bischofs gedruckt werden sollte. Der Reichstag genehmigte diese haarsträubenden Beschlüsse und der ehemals lutherische König schämte sich nicht, die ergangenen Todesurteile wenigstens zum großen Teile zu bestätigen. Am 7. Dezember 1724 wurden Rösner und 9 Bürger hingerichtet. Inzwischen hatte der Reichstag schon den Akatholiken untersagt. neue Kirchen zu bauen. Nicht zufrieden damit, erließ er 1732 auch noch ein Gesetz, welches alle Akatholiken aus dem Reichstage und von allen Staatsämtern ausschloß. Es schien, als lege es die verblendete Versammlung förmlich darauf an, die Akatholiken den fremden Mächten in die Arme zu treiben. Schon bei der Königswahl im Jahre 1764 benutzten in der Tat Preußen und Rußland die Verfolgung der Akatholiken als Vorwand, um ihren Kandidaten auf den Thron zu bringen. 1768 kam es dann wegen der gleichen Frage zu einer förmlichen Revolution. Rußland intervenierte mit bewaffneter Macht zugunsten der Akatholiken uud, nachdem es der Türken sich glücklich erwehrt, schritt es 1772 im Verein mit Preußen zur ersten Teilung Polens.

Man hat die Jesuiten wohl geradezu für den Untergang Polens verantwortlich gemacht. Allein diese Anklage geht sicher zu weit. Der Verfall des Staates hatte schon begonnen, als sie in Polen erschienen. Aber sie haben unzweifelhaft den Zersetzungsprozeß beschleunigt. Wenn irgend ein Staat, so mußte Polen schon im Hinblick auf die Millionen griechischer Christen unter seinen Untertanen in der inneren Politik die Toleranz sich zum ersten Grundsatze machen. Die Jesuiten haben dies verhindert und nicht nur das: sie haben auch die äußere Politik Polens in unheilvoller Weise dem katholischen Interesse dienstbar gemacht. Schon im Jahre 1581 hatte der Pater Possevino als päpstlicher Gesandter in Moskau alle Künste aufgeboten, um

Digitized by Google

Zar Iwan den Schrecklichen zum Anschlusse an die römische Kirche zu bewegen. Iwan zeigte sich in der Tat nicht abgeneigt. Froher Hoffnungen voll vermittelte Possevino nun 1582 zwischen Rußland und Polen den Frieden von Kiverowa Gora, der Iwan aus großer, augenblicklicher Verlegenheit befreite. Eben das hatte der schlaue Zar beabsichtigt. Von einer Bekehrung der Russen war nun keine Rede mehr. Unverrichteter Sache mußte Possevino wieder Rußland verlassen. 2 Jahrzehnte später zeigte sich den Patres eine neue noch verlockendere Gelegenheit, Rußland zu gewinnen. Grischka Otrepjew, ein entlaufener Mönch, offenbarte einem Jesuitenpater, daß er identisch sei mit Dimitri, dem ermordeten Sohne des Zaren Iwan, und erklärte sich bereit, Moskau Rom zu unterwerfen, falls der Thron des Zaren ihm zu teil werde. Ohne sich lange zu besinnen, nahmen die Jesuiten die Sache in die Hand, führten Otrepjew im Hause des Palatin von Sendomir ein, der ihm seine Tochter zum Weibe gab, verfochten seine Ansprüche bei König Sigismund III und dem Papste und betrieben die Aufstellung eines polnischen Heeres gegen den Zaren Boris Gudunow. Zum Lohne dafür schwur der falsche Dimitri in einem Jesuitenhause zu Krakau die Religion seiner Väter ab und gewährte dem Orden nach seinem Siege über Boris unweit des Kreml in Moskau eine Niederlassung. Aber gerade die Begünstigung der katholischen Mönche zog Dimitri den Haß der rechtgläubigen Russen zu. Am 27. Mai 1606 ward er mit vielen 100 Polen ermordet. Dieser Mißerfolg kam sowohl den Polen wie den Jesuiten teuer zu stehen. Konnte man bis dahin kaum von einem russischen Nationalgefühl reden, so trat dasselbe jetzt plötzlich urkräftig hervor und zwar offenbarte es sich jetzt zunächst ausschließlich als ein fanatischer Haß gegen die römische Kirche und gegen die Polen.

Fast noch unheilvoller wurde für Polen der von dem Orden eifrig betriebene Anschluß an Österreich und die ebenfalls von ihm emsig befürwortete Offensivpolitik Sigismunds III. gegen die Türken. Kurz, kein Staat hat in seiner Entwickelung den Einfluß der Gesellschaft so stark erfahren, wie Polen. Aber in keinem Staate — außer Portugal — hat sie auch eine solche Machtstellung besessen. Polen hat nicht nur einen Jesuitenkönig erlebt, sondern in Johann Kasimir sogar einen „König-Jesuit", d. i. einen Fürsten, der vor seiner Thronbesteigung dem Orden angehörte. Die Zahl der jesuitischen Kollegien und

Digitized by Google

Akademien belief sich schon 1679 auf 34, 1750 aber auf 44, die Zahl der Priesterseminare 1679 auf 3, 1750 auf 10, die Zahl der Residenzen und Missionen 1679 auf 7, 1750 auf 108, die Zahl der Probationshäuser 1679 auf 2, 1750 auf 5, die Zahl der Profeßhäuser 1679 wie 1750 auf 3. Die Zahl der Mitglieder für 1679 ist mir nicht bekannt, 1750 betrug sie 2097, darunter 1027 Priester, d. i. 1 Jesuit auf 600 Einwohner. Diese Zahlen reden. Während Polen mit Riesenschritten seinem Ruine entgegentrieb, nahm die Zahl der jesuitischen Anstalten und Niederlassungen so zu, daß der General noch 1751 Polen zu einer eigenen Assistenz erheben konnte!

In Polen, Deutschland und Frankreich kam der Orden durch eine starke katholische Partei empor. In Schweden glaubte er sich durch die Gunst eines katholisierenden Königs in den Sattel heben zu können. Johann III. Wasa ein ernster, gelehrter, zum Grübeln neigender Fürst, wandte sich seit 1568 unter dem Einflusse seiner Gemahlin, der polnischen Prinzessin Katharina, immer mehr vom Luthertum ab und suchte wieder mit Rom anzuknüpfen. Im Auftrage Gregors XIII. erschien 1574 in Stockholm der polnische Pater Stanislaus Warsewicz, um ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. In der Tat ernannte der König noch in demselbem Jahre einen Jesuiten, den Norweger Nicolai, zum Professor an der neugegründeten theologischen Lehranstalt. Nicolai gebärdete sich ganz wie ein Lutheraner, aber er benutzte selbstverständlich seine Stellung, um unter den jungen Predigtamtskandidaten Propaganda zu machen. 6 von ihnen konnte er alsbald zu weiterer Ausbildung in das deutsche Kolleg nach Rom schicken. Zu weiteren Verhandlungen über die Bekehrung Schwedens sandte der Papst 1578 den gewandten Possevino. Es gelang Possevino unschwer, die letzten Bedenken des Königs zu beseitigen. Johann empfing von ihm nicht nur das Abendmahl nach katholischem Ritus, er vertraute auch den beiden Possevino begleitenden Ordensbrüdern die Erziehung seines Sohnes, des nachherigen Königs Sigismund III. von Polen an. Aber er forderte für die Unterwerfung Schwedens von dem Papste große Zugeständnisse, vor allem Gestattung der Priesterehe, Gottesdienst in der Landessprache und den Laienkelch. Aber Possevino ließ es sich nicht angelegen sein, diese Forderungen bei der Kurie zu befürworten. Er glaubte des Königs ganz sicher zu sein Siegesgewiß betrat er zum zweiten Male nicht mehr verkleidet, sondern in Ordenstracht Stockholm. Aber als er nun Johann eröffnete, daß der Papst in keinem Punkte nachgeben könne, brach der König sogleich die Unterhandlungen ab. Auch die Jesuiten, die an der theologischen Lehranstalt wirkten, mußten alsbald Schweden verlassen, und selbst die Erzieher der königlichen Kinder hielten es 1583 für geraten, das Land zu räumen. Die einzige Hoffnung, die dem Orden blieb, war der streng katholische Thronfolger Prinz Sigismund. Aber Sigismund konnte sich nicht auf dem schwedischen Throne behaupten. Schweden kehrte zurück zum strengen Luthertum. — Erst 2 Menschenalter später errang der Orden in Schweden noch einen großen Erfolg: Königin Christine,

Digitized by Google

die Tochter Gustav Adolfs, die letzte Wasa wurde durch 2 jesuitische Professoren, die als reisende italienische Edelleute in Stockholm sich einführten, zum Übertritte bewogen. Aber eben um diesen Entschluß ungehindert ausführen zu können, entsagte sie am 24. Juni 1654 der Krone. Ihre Bekehrung war also nur ein glänzender äußerer Triumph des Ordens ohne nachhaltigen Eindruck und neue kirchliche Eroberungen.

Dagegen durfte die Gesellschaft einmal eine Zeitlang hoffen, England dem Papste wieder zu erobern.

Als Elisabeth im Jahre 1558 den Thron bestieg, war Irland noch ganz, England noch zur Hälfte katholisch. Aber bereits im nächsten Jahre begann die Unterdrückung des katholischen Bekenntnisses. Die Katholiken fügten sich vielfach. Allein allmählich bildete sich doch eine katholische Partei. Der Papst und Philipp von Spanien waren ihre Hintermänner, Maria Stuart ihre Verbündete, der Sturz Elisabeths, die Erhebung Marias ihr Ziel, Verschwörung ihre Losung.

In diesem gewaltigen Kampfe trat die Gesellschaft Jesu alsbald den Katholiken der beiden Inseln zur Seite. Schon 1542 hatten Salmeron und Broet Irland als päpstliche Missionare durchzogen. Jetzt wurden von Philipp II., von Maria Stuart, von dem Papste in Douai, Pont à Mousson, Rom Seminare zur Ausbildung englischer, schottischer, irischer Priester errichtet. Jesuiten übernahmen die Leitung. Jesuiten organisierten in England selbst in großem Stile die Propaganda.

Der Aufstand, den der Papst in Irland angezettelt hatte, war eben niedergeschlagen, als die ersten Väter Juni 1580 in Dover landeten. In Southwark bei London hielten sie alsbald eine große Katholikenversammlung. Dann zogen sie verkleidet von Grafschaft zu Grafschaft, von Edelsitz zu Edelsitz. Abends hielten sie Beichte, morgens predigten sie und spendeten sie das Sakrament, dann verschwanden sie ebenso geheimnisvoll wieder, wie sie gekommen. Denn schon am 15. Juli hatte sie Elisabeth geächtet. Nur dadurch, daß sie täglich Quartier, Anzug und Namen wechselten, konnten sie bisweilen den Häschern entgehen. Aber gerade diese Romantik ihres Auftretens wirkte zauberhaft auf die Gemüter Am 29. Juni 1581 wurden dann plötzlich die Oxforder Studenten mit einem Libell gegen die englische Staatskirche überrascht. Ein Jesuit war der Verfasser, ein Jesuit hatte in einer Hütte in Stonors Park bei Henley im tiefsten Geheimnis den Druck besorgt. Aber schon waren einige der päpstlichen Sendlinge den Behörden in die Hände gefallen.

Digitized by Google

Am 16. Juli geriet durch Verrat auch Pater Campian in ihre Gewalt. Am 1. Dezember endete er als Hochverräter am Galgen — unzweifelhaft ein Märtyrer, aber nicht bloß ein Märtyrer seines Glaubens, sondern auch der gegen Leben und Würde der Königin sich richtenden Politik des Papsttums. Allein sein Tod begeisterte seine Genossen nur zu neuen Taten. Persons organisierte von London aus die katholische Propaganda. Die Patres Hay und Critton suchten in Edinburgh König Jakob von Schottland zu gewinnen. Der Pater Gordon missionierte in Nordschottland. Inzwischen steigerte sich im katholischen wie protestantischen Lager die Erregung von Tag zu Tag, bis endlich am 18. Februar 1587 Maria Stuarts schuldiges Haupt fiel. Die gewaltige Erhebung des Nationalbewußtseins, die kurz danach im Jahre der Armada ganz England, auch die Katholiken um Elisabeths gefährdeten Thron vereinigte, war der Arbeit der Jesuiten nicht günstig. Aber sie ließen sich nicht abschrecken. 1589 trat zu Valladolid ein englisches Kolleg ins Leben, 1592 zu Sevilla, dann zu Madrid, zu Lissabon, 1594 zu St. Omer — alles große Missionsanstalten, wie das deutsche und englische Kolleg in Rom. In England leitete inzwischen Pater Garnett in der Stille die katholische Propaganda. Große Erfolge waren ihm nicht beschieden, wohl aber ein blutiger Tod. Da die Thronbesteigung Jakobs I. den Katholiken keine Erleichterung brachte, faßten einige Fanatiker den Plan, den König, die königliche Familie und das ganze Parlament bei der Eröffnung der Session 1605 in die Luft zu sprengen. Garnett hatte im Beichtstuhl das wahnsinnige Unternehmen erfahren. Es zu verhindern, lag nicht in seiner Macht, aber es fehlte ihm sichtlich auch der rechte Eifer dazu. Am 3. Mai 1606 starb er dafür auf dem Schafott. Aber 40 Missionspriester setzten sein Werk fort und ihnen folgten von den Seminaren des Festlandes immer neue Genossen, obschon am 23. Juni 1608 auch Thomas Garnett und am 10. Mai 1615 John Ogilbay ihren Mut mit dem Tode büßen mußten. Unter Karl I. erlitten 4 Patres das gleiche Schicksal. Unter der Republik starben nicht wenige von ihnen bei der Niederwerfung des irischen Aufstandes. Erst unter Karl II. schienen endlich die Hoffnungen des Ordens sich zu erfüllen. Im Jahre 1669 verpflichtete sich der feile Monarch in dem geheimen Vertrage von Dover seinem Gönner und Geldmann Ludwig XIV. von Frankreich, England wieder katholisch

Digitized by Google

zu machen: aber die Väter triumphierten zu früh. Das Mißtrauen und der Haß der Nation banden dem König die Hände. Die Strafgesetze gegen die römischen Priester blieben auch jetzt noch in Kraft. Aber sie hatten wenigstens die Genugtuung, daß der König und der Thronfolger insgeheim zum Katholizismus übertraten und Armee und Beamtenschaft sich mit Katholiken füllten. Auch konnten sie schon jetzt wenigstens am Hofe des Thronfolgers sich einnisten: sie durften sogar in seinem Palaste insgeheim eine Provinzialversammlung halten. Die Nation erfuhr nur zum Teil von diesen Vorgängen. Aber schon das Wenige genügte, um eine ungeheure Erregung wachzurufen. Ganz England zitterte vor dem Gespenst Loyolas und vor jesuitischen Anschlägen. Diese Stimmung machte sich ein gemeiner Schwindler Titus Oates zu nutze. Im August 1678 verbreitete sich wie ein Lauffeuer in London die Nachricht von der Entdeckung eines großen papistisch-jesuitischen Komplottes. Der König durchschaute den Betrug. Aber um nicht „wieder auf Reisen gehen zu müssen", war er treulos gegen jedermann, auch gegen die Jesuiten. Am 20. Juni 1679 endeten 5 Patres als angebliche Hochverräter am Galgen zu Tyburn. Es war ein Justizmord, wie er greulicher kaum gedacht werden kann, aber zugleich eine furchtbare Warnung für die Jesuiten, England nicht weiter zu beunruhigen. Indes sie ließen sich nicht warnen. Sie hofften immer noch auf den Triumph der katholischen Sache, und zunächst, wie es schien, mit gutem Grunde. Die Thronbesteigung Jakobs II. bedeutete den Sieg der katholischen Aktionspartei, deren Seele sie waren. Der neue König selbst ward ihr Führer. Nicht nur im Widerspruche zu den feierlichen Versicherungen in seiner Thronrede, sondern auch unter Nichtbeachtung aller Regeln der Klugheit betrieb er mit dem sprichwörtlichen Starrsinn seines Geschlechtes die Katholisierung Englands und der Orden sekundierte ihm: in der Savoy eröffnete er ein prachtvolles Kolleg, welches bald 400 Schüler zählte. Am Hofe zu Whitehall bildete sich förmlich eine jesuitische Kamarilla, deren Treiben selbst der päpstliche Nuntius mißbilligte, ja ein ehrgeiziger und kurzsichtiger Jesuitenpater, Edward Petre, dem der Papst mit gutem Grunde sowohl die Bischofswürde wie den Kardinalshut versagte, wurde zur Entschädigung für diese Mißerfolge zum Mitglied des Geheimen Rates, also zum Minister von England erhoben. Die englischen Patres frohlockten, aber nicht nur die katholische Königin,

Digitized by Google

sondern auch der Papst waren entsetzt über diesen verblendeten Schritt des Königs und selbst der Ordensgeneral, den man erst nachträglich davon in Kenntnis setzte, zeigte sich ungehalten, wenn er auch nichts tat, Petre zum Verzichte zu bewegen. Petre spielte als Minister eine sehr untergeordnete Rolle. Gleichwohl betrachtete ihn das protestantische Volk als die Seele der ganzen Regierung. Es antwortete König Jakob endlich auf diese und andere gesetzlose Taten mit der glorreichen Revolution, mit dem Sturze des Hauses Stuart, der Verbannung aller Jesuiten. Indes selbst diese harte Lehre machte auf die englischen Patres keinen tiefen Eindruck. Bald tauchten sie wieder im Lande auf, als Priester und als geheime Agenten des Hauses Stuart. Aber ihre Zeit war unwiderbringlich dahin. Der große Feldzug gegen das protestantische England, der den Orden soviel Blut, Geld und Kraft gekostet hatte, war endgültig verloren.

Die glorreiche Revolution bezeichnet für Westeuropa das Ende der Gegenreformation. Sie bezeichnet auch das Ende der großen Kriege der Kompagnie Jesu. Blicken wir noch einmal auf die Geschichte dieser Kriege zurück, so können wir uns eines Gefühles der Bewunderung nicht erwehren über die gewaltige Unternehmungslust, welche sie hervorrief: es gibt fast kein Land Europas, das die Jünger Loyolas nicht zu erobern oder doch heimlich zum Abfall zu bewegen versucht hätten. Und ebenso erstaunlich wie die Unternehmungslust erscheint die Zähigkeit, mit der diese Truppe kämpft, die Tapferkeit, mit der sie gerade zu den gefährlichsten Posten sich drängt. Aber freilich, sie zeigt sich in jeder Beziehung als eine echte Kriegergesellschaft. Sie kämpft in Feindesland mit der skrupellosen Moral des Soldaten: sie respektiert kein Gesetz, das ihre Wirksamkeit hemmt, sie scheut keine List, die sie fördern könnte, sie bebt auch nicht vor Gewalttaten zurück, wenn sie solche für geboten hält, nur überläßt sie dann die Ausführung meist roheren Händen. Die Opfer, die diese Kriege, sie selbst und Europa gekostet haben, sind ungeheuer, die Erfolge erscheinen daneben gering: wo die Kompagnie nicht dauernd die Gunst der Mächtigen gewinnt, bleibt all ihr Ringen vergeblich, und wo sie siegt, wie in Frankreich, Polen, einem großen Teile Deutschlands, bezeichnet Verwüstung ihre Spur. Sie wollte dabei zweifellos in ihrem Sinne immer das Beste der Völker, sie kämpfte dafür aufopferungsvoll auf ihre Weise, aber freilich das Seelenheil stand ihr immer höher als die

Digitized by Google

irdische Wohlfahrt der Nationen und vollends als die persönliche Überzeugung des einzelnen. Obwohl sie unter dem Namen des Friedensfürsten auszog, hat sie daher doch, wie Papst Clemens XIV. urteilte, in Europa mehr Unfriede gestiftet als Friede, mehr Unsegen als Segen und dabei trotz alledem nicht erreicht, was sie erstrebte, doch nicht den Protestantismus vernichtet, ja nicht einmal seine kulturelle Überlegenheit gebrochen.

4.

Die Eroberungszüge der Kompagnie Jesu in den heidnischen Ländern.

Am 6. August 1623 schlug Tilly bei Stadtlohn das letzte evangelische Heer, das noch gegen die katholische Partei im Felde stand. Am selben Tage erhob Papst Urban VIII. Ignaz von Loyola zum Heiligen der römischen Kirche. Aber Ignaz wurde nicht allein dieser höchsten Auszeichnung der streitenden Kirche gewürdigt. Unter demselben Datum empfiehlt der Papst auch noch einen anderen Angehörigen der Gesellschaft Jesu der Verehrung der Gläubigen: Franz Jasso de Javier, den großen Eroberera-postel Süd- und Ostasiens.

„In seinen Göttern malt sich der Mensch", in ihren Heroen und Heiligen das Wesen der Gemeinschaften. Ist der Name des Ignaz gleichsam das Symbol für den Kampf der Gesellschaft gegen die Ketzerei, so der Name Javiers das Symbol für ihren Kampf gegen das Heidentum. Denn sie hat das Missionsgelübde jener Weihestunde auf dem Montmartre nicht vergessen. Sie ist immer ebensosehr antiprotestantischer Kampforden wie Missionsorden gewesen, ja die Mission lag ihr von Haus aus viel näher, sie ist auch früher von ihr ergriffen und immer als eine ihrer Hauptaufgaben von ihr betrachtet worden. Auf dem prunkvollen Denkmale, das sie im Gesu zu Rom ihrem Stifter und zugleich sich selber gesetzt hat, hat sie daher dem Ignatius nicht nur den Genius der Religion an die Seite gestellt, wie er das Scheusal der Ketzerei zu Boden tritt, sondern auch den Genius des Glaubens, wie er einen gekrönten Negerkönig dem Gesetze Gottes unterwirft. Das ist ein Bekenntnis und zugleich eine Selbstcharakteristik, eine Selbstcharakteristik, deren Richtigkeit sich in

Digitized by Google

allen Stadien der Entwickelung des Ordens bis auf den heutigen Tag immer wieder bewährt hat.

Als Ignatius auftrat, hatte Martin Luther nicht nur für Mittel- und Nordeuropa das Signal zum Abfalle vom Papsttum gegeben, es hatten sich auch in der alten und neuen Welt durch die großen Entdeckungen der alten Kirche neue Gebiete erschlossen, die ihr die großen Verluste in Europa einigermaßen zu ersetzen versprachen. Religiöse Begeisterung hatte diese Entdeckungen nicht zuletzt hervorgerufen. Religiöse Begeisterung begleitete sie, belebte sie, half sie vollenden. Weltliche und geistliche conquista, Eroberung und Mission gingen daher wie im Mittelalter von Anfang an bei der Gründung des portugiesischen und des spanischen Kolonialreiches Hand in Hand, und wenn auch die Eroberer selber oft genug das Kreuz beiseite legten, um sich bequemer die Taschen mit Gold füllen zu können, so sorgte doch die Kirche mit großem Eifer dafür, daß die Ausbreitung des Glaubens von den Kolonialmächten als obrigkeitliche Pflicht anerkannt, befohlen, gefördert, ja bisweilen von Staats wegen ins Werk gesetzt wurde.

In den Dienst solch einer ausgesprochenen Staats- und Kolonialmission stellte sich auch Franz Javier, als er am 7. April 1541 zu Lissabon in See stach, um mit der portugiesischen Flotte sich nach Ostindien zu begeben. Außerordentliche Vollmachten begleiteten ihn: der Papst hatte ihn zu seinem Stellvertreter für alle Länder an den Gestaden des indischen Ozeans ernannt, der König von Portugal durch einen Generalbefehl sein Unternehmen staatlich sanktioniert und alle Beamten angewiesen, ihn nach Kräften zu unterstützen. Solche Privilegien bedeuten stets eine Gefahr für die Mission, namentlich wenn ihr Leiter ein ungeschickter oder herrschsüchtiger Mann ist. Aber für Javier glaubte man nicht genug tun zu können. Sein edles, höchst gewinnendes Äußere, sein sicheres gewandtes Auftreten, seine feurige Beredsamkeit, sein rücksichtsloser Freimut, der sich selbst vor dem König und der Königin nicht verbarg und doch nie in taktlose Rechthaberei ausartete, seine geradezu stürmische jugendliche Lebhaftigkeit und nicht zuletzt die selbstlose, lautere, überschwängliche Begeisterung, die sein ganzes Wesen durchglühte, hatten in Lissabon einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Man bewunderte, man liebte ihn ganz unwillkürlich, ja man schwärmte für ihn, man erbaute sich förmlich an seinem Anblicke. Aber wenn er sonach

Digitized by Google

wie wenige Menschen geeignet schien, der Mission in der Heimat Gönner, Freunde, tatkräftige Helfer zu gewinnen, war er darum auch schon berufen, auf dem Missionsfelde selber als praktischer Arbeiter zu wirken? Er besaß in der Tat manches, was zu dieser Erwartung berechtigte. Er war erstaunlich beweglich, elastisch und rasch in seinen Entschlüssen, merkwürdig empfänglich für alle neuen Eindrücke, eben darum unbeständig, unruhig, hastig, flüchtig, immer bereit seinen Kurs zu ändern, aber auch immer begierig in neue unbekannte Länder einzudringen, tatendurstig, wagelustig, begeistert gerade für gefahrvolle Unternehmungen und, eben weil er so ganz dem Reize des Neuen sich immer hingab, auch überaus schnell selbst in sehr fremdartiger Umgebung heimisch und in kürzester Frist vertraut zwar nicht mit den Sprachen, aber mit den Sitten und Zuständen des fernen Ostens und Südens, so daß er unter Indern, Malayen, Japanern und Chinesen bald mit ebenso sicherem Anstande sich bewegte, wie unter Spaniern und Portugiesen. Mit dieser Frische, Lebendigkeit und Energie des Empfindens und Wollens aber verband sich bei ihm eine nicht geringe praktische Begabung. Seine Instruktionen für seine Mitarbeiter sind überraschend umsichtig, verständig und maßvoll, und seine Versuche, die Neuchristen z. B. an der indischen Fischerküste zu organisieren, verraten ein Organisationstalent, wie es auch in der Missionsgeschichte, die an Talenten dieser Art so reich ist, nicht eben häufig begegnet. Und dazu fehlte es ihm auch nicht an den moralischen Eigenschaften für den ihm zuteil gewordenen Beruf. Seine Sache galt ihm alles, die eigene Person nichts, Eifersucht, Herrschsucht, kleinliche Besorgnis um seine Autorität, um seine Gesundheit, seine Bequemlichkeit war ihm ganz fremd. Es war keine Übertreibung, wenn er bekannte, daß es ihm süß sei, das Kreuz Christi zu tragen, und keine Phrase, wenn er versicherte: ich fürchte Gott, sonst nichts in der Welt. Aber darf er darum schon dem Apostel Paulus an die Seite gestellt und als der größte christliche Heidenprediger seit dem Apostel Paulus bezeichnet werden? Das hieße doch den Apostel stark herabsetzen und Javier einen Ehrenvorrang zuerkennen, den er mit Recht nie für sich beansprucht hat. So großartig, so liebenswert seine Persönlichkeit erscheint, so bedeutet doch sein Name keine Epoche in der Missionsgeschichte. Er folgt in seiner Methode wie selbstverständlich seinen mittelalterlichen Vorgängern.

Digitized by Google

Er wendet sich nicht an die Einzelnen, er wendet sich an die Massen. Er tauft, soviel er taufen kann, er tauft vor allem zu 100en schon im Sterben liegende Kinder. Dem entspricht der Inhalt seiner Missionspredigt. Die Hölle, die Weckung der Höllenfurcht spielt darin die größte Rolle. Denn er selber spürt im fernen Osten die Hölle stärker, als irgendwo sonst: die Vulkane auf den Molukken sind ihm ein Beweis, wie unheimlich nahe der Sitz des Bösen hier der Erdoberfläche liegt, und ein Erdbeben, das er auf Morotai am Michaelistage erlebt, erklärt er sich sehr einfach durch die Annahme, daß St. Michael die Höllengeister, die der Mission widerstreben, an jenem Tage in die Abgründe ihres feurigen Wohnortes hinabgejagt habe. Kein Wunder daher, daß er auch als Missionar fast mehr darauf bedacht ist, die Seelen der Hölle abzujagen, als sie für den Himmel zu gewinnen. Echt mittelalterlich ist weiter, daß er für die Mission unbedenklich die Machtmittel des Staates in Anspruch nimmt. Er fordert, daß der König von Portugal alle Kolonialbeamten, welche die Ausbreitung des Glaubens nicht gemäß den Wünschen der Missionare fördern, absetze, ja mit Konfiskation und langer Kerkerhaft bestrafe. Er verlangt, daß der Vizekönig die indischen Fürsten, die dem Christentum feindlich gesinnt sind, mit Krieg überziehe, mögen sie auch politisch sich ganz zuverlässig erweisen. Ja, er schlägt einmal vor, die portugiesische Flotte solle die arabische Küste anlaufen, Mekka bedrohen und dergestalt das Ansehen des Islam in Südasien zu nichte machen. Es wäre unhistorisch, wollte man ihm daraus einen Vorwurf machen, aber man darf diese Befangenheit in mittelalterlichen Anschauungen doch auch nicht übersehen und ihn ohne Rücksicht darauf für eine ganz neuartige Erscheinung unter den Missionaren seiner Kirche erklären. Und dazu leidet er doch auch als Missionar an den Fehlern seiner Tugenden. Er denkt, redet, fühlt immer gleichsam im Superlativ. Nur unter dem unmittelbaren Eindruck des Mißerfolges erkennt er klar die bescheidene Frucht seines Wirkens. Daher der bisweilen auffällige Unterschied der Stimmung in seinen Briefen an Franz Mansilla und in den langen Berichten an die Genossen in Europa, die soviel Aufsehen erregten und der Gesellschaft so viele Freunde und Anhänger zugeführt haben. Schlimmer ist, daß er auch als Missionar seine ritterliche Herkunft nicht verleugnen kann, daß er zur Mission auszieht, wie ein fahrender

Digitized by Google

Ritter auf Abenteuer, daß es ihm ganz an der Haupttugend des Missionars gebricht: an der Geduld. Die mächtigen, wohl organisierten Religionsgemeinden des Südens und Ostens erscheinen ihm wie ein Feld, das nur der Hand des Schnitters harre. Er meint immer nur ernten, nicht erst säen zu müssen. Daher wandert er unruhig von Ort zu Ort, wurzelt nirgends ein, lernt keine der vielen Sprachen des vielsprachigen Südens und Ostens so gut, daß er sie völlig beherrscht, wirkt nirgends dauernd und Dauerndes. Immer regt er nur an, manchmal aber auch, wie in den Gemeinden der Thomaschristen, nur auf. Aber er ist eben durch diese Unruhe, diese nie befriedigte Eroberungssucht doch fast auf dem ganzen asiatischen Missionsfelde der Vorläufer und Wegbereiter seines Ordens geworden.

Als Javier am 6. Mai 1542 zu Goa landete, fand er zu seinem Erstaunen statt einer heidnischen Stadt ein Klein-Lissabon mit lauter europäischen oder eingeborenen Christen, einer prachtvollen Kathedrale, einem Bischof, einem Domkapitel, einem großen Franziskanerkloster, einem großen Missionskolleg zur Heranbildung indischer Priester, einer starken portugiesischen Garnison und Kaufmannschaft: das typische Bild der portugiesischen Kolonialstädte von Mozambique bis zu den Molukken. Der Missionar hatte hier nichts mehr zu tun, desto mehr der Seelsorger. Aber so segensreich Javier sogleich als Seelsorger wirkte, es drängte ihn zu den Heiden. Ende 1542 begab er sich daher zu den Perlfischern östlich von Kap Comorin, die sich kurz zuvor unter portugiesischen Schutz gestellt und bereits zu Tausenden von portugiesischen Priestern die Taufe empfangen hatten. Es handelte sich also hier lediglich um Fortsetzung eines schon begonnenen Werkes. Aber es konnte zum Segen der Mission in einem höheren Geiste fortgesetzt werden. Allein Javier dachte nicht daran. Er verfuhr ganz summarisch. Mit seinen tamulischen Dolmetschern zog er alsbald von Dorf zu Dorf. Wo sich die Gelegenheit dazu ergab, rief er mit seiner Handglocke Männer und Knaben zusammen und rezitierte ihnen den Glauben, das Vaterunser, das Ave Maria, die zehn Gebote, die er zuvor ins Tamulische hatte übersetzen lassen. Sonntags versammelte er das ganze Dorf zu diesem Unterrichte. Hatten die Leute dann den Katechismus sich eingeprägt und versicherten sie, daß sie die zwölf Glaubensartikel festiglich glaubten, so schritt er flugs zur Beichte und Taufe, bis ihm die Hände erlahmten und die Stimme den Dienst versagte. Dreißig Dörfer wurden auf diese Weise im Geschwindschritt bekehrt und alsbald auch sehr geschickt kirchlich organisiert, indem in jeder Gemeinde ein sogenannter Kanakpate angestellt wurde, der Taufen und Eheschließungen vollzog und Sonn- und Festtags die neuen Christen den Glauben singen ließ. Für die Besoldung dieser Leute sicherte sich Javier das Strumpfgeld der Königin von Portugal, indem er witzig bemerkte, in diesen Strümpfen werde ihre Majestät am besten ins Himmelreich wandern. In derselben summarischen Weise bekehrte er dann 1544 zu Tausenden die Fischer

Digitized by Google

an der Küste von Travankor, aber auch hier sorgte er nach den Massentaufen wenigstens für Errichtung von Schulen und geistliche Versorgung der Neuchristen durch europäische und tamulische Prediger. Aber die geschickteste Organisation kann die Folgen der geistlosen Massenbekehrung nicht austilgen: das Christentum dieser Parawers ist daher bis auf heute ein bloßes Namenchristentum geblieben: es hat in keiner Weise das Heidentum in Sitte und Gesinnung gebrochen. — Inzwischen waren die Perlfischer der Insel Manaar an der Nordspitze von Ceylon, die 1544 dem Beispiele ihrer Kastengenossen auf dem Festlande gefolgt waren, von dem Könige von Jaffnapatam zu einem nicht geringen Teile niedergemetzelt worden. Auf die Nachricht davon forderte Javier von dem portugiesischen Vizekönig sofortige Bestrafung des „Tyrannen", und da sich ein Prätendent für den Thron von Jaffnapatam fand, der für die Anerkennung seiner Rechte mit seinem ganzen Hause zum Christentum überzutreten versprach, so faßte er jetzt den Plan, mit Hilfe der portugiesischen Waffen Nordceylon für das Christentum zu erobern. Aber in Negapatam, wo er den Ausgang des kriegerischen Unternehmens abwartete, erreichte ihn die Kunde, daß die Portugiesen eines Besseren sich besonnen hätten. Diese harte Enttäuschung machte auf ihn solchen Eindruck, daß er nicht nur den unbekehrten Millionen Ceylons, sondern auch den unbekehrten 100 Millionen Indiens den Rücken kehrte, um in Madrás nach Hinterindien sich einzuschiffen, denn er hatte gehört, daß die Eingeborenen von Makassar auf Celebes bereit seien, zum Christentum überzutreten. So treffen wir ihn denn seit Ende September 1545 in Malakka, immer tätig, immer bemüht, unter Europäern wie Eingeborenen seelsorgerlich zu wirken: sei's auf der Kanzel, sei's im Hospital, sei's in der Schule, sei's auf der Straße, sei's in den verrufenen Matrosenschänken des Hafens. Aber da die erwarteten Nachrichten aus Makassar ausblieben, entschloß er sich noch Ende des Jahres 1545 plötzlich wieder seinen Kurs zu ändern. Statt nach Celebes schiffte er sich am 1. Januar 1546 nach Amboina ein, von da ging er im April nach den portugiesischen Molukken und nach dreimonatlicher Wirksamkeit auf Ternate nach der Insel Morotai. In Amboina und auf den Molukken fand er überall die Mission schon im Gange, und auch auf Morotai traf er schon eingeborene Christen. Er trat also auch hier in eine schon begonnene Arbeit ein, und auch hier wirkte er weit ersprießlicher als Seelsorger denn als Missionar. Im Juli 1547 begegnet er uns dann schon wieder in Malakka. Hier machte er eine Bekanntschaft, die seinen Zukunftsplänen plötzlich wieder eine ganz andere Richtung gab. Ein portugiesischer Kaufmann führte ihm einen Japaner namens Anker zu, den „sein verwundetes Gewissen antrieb, ein Mittel gegen Gottes Zorn zu suchen". Dieses Erlebnis erschien Javier alsbald als ein Wink der Vorsehung. Nachdem er in Goa die nötigen Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit getroffen hatte, schiffte er sich am 29. April 1549 mit Anker und zwei anderen Gefährten nach Japan ein. Am 15. August landete er in einer chinesischen Dschunke in Kangoschima auf Kiusiu. Eine ganz neue Welt tat sich ihm hier auf: die Welt der ostasiatischen Kultur, vertreten durch ein Volk, dessen Intelligenz ihn wieder und wieder in Staunen setzte. Anker gründete im Verlaufe weniger Monate eine kleine Ge-

Digitized by Google

meinde von über 100 Seelen und verfaßte eine Darstellung der christlichen Glaubenslehre in japanischer Sprache. Javier selber trat schon, da er nie recht das Japanische erlernte, bei der eigentlichen Missionsarbeit in den Hintergrund. Er förderte die Bekehrung weniger durch seine Worte, als durch sein imponierendes äußeres Auftreten. Dazu mußte er schon Ende 1550 vor der Feindschaft der Bonzen aus Kangoschima weichen. Er begab sich zunächst nach Firando, wo er durch Vorlesung von Ankers Übersetzung der Glaubensartikel hundert Seelen gewann, dann nach Jamaguti, wo der Daimio ihn freundlich gewähren ließ, und endlich nach Kioto, um zu dem Mikado vorzudringen. Aber dieser Versuch schlug fehl. Er mußte froh sein, daß er mit heiler Haut Jamaguti wieder erreichte. Hier und in Bungo entstanden dank der Gunst der Daimios neue Gemeinden. Aber Javier fand schon kein Genüge mehr in Japan. Getreu seinem Wahlspruch: amplius! amplius! weiter! weiter! gedachte er jetzt für das Christentum das von den Japanern immer wieder mit Ehrfurcht genannte Mutterland der ostasiatischen Kultur zu erobern — China. Nach kurzem Zwischenaufenthalt in Indien begegnet er uns im Mai 1552 wieder in Malakka — diesmal in eifrigem Verkehre mit chinesischen Kaufleuten, um die Sprache des himmlischen Reiches zu erlernen. Wie er schon in Japan seine Beziehungen zu der portugiesischen Regierung geschickt benutzt und eifrig für die Beförderung des Handels- und Gesandschaftsverkehrs zwischen Japan und Portugal gewirkt hatte, so gedachte er jetzt als portugiesischer Gesandter in China einzudringen. Aber Dom Alvarez Silva, der Gouverneur von Malakka, war nicht geneigt, die einträglichen Handelsbeziehungen mit China durch ein solches Experiment zu gefährden. Er belegte das Schiff Javiers mit Embargo. Da machte Javier zum ersten und einzigen Male von seiner päpstlichen Vollmacht Gebrauch: er schleuderte wider den gottlosen Silva den Bannstrahl. Als Privatmann gelangte er endlich im Oktober 1552 nach dem Inselchen Sancian bei Macao, das damals dem portugiesisch-chinesischen Handel gleichsam als Freihafen diente. Durch sehr ansehnliche Bestechungen hoffte er hier doch noch, sich in China Zugang zu verschaffen. Aber mitten in diesen Plänen ereilte ihn am 2. Dezember der Tod. In einem elenden Schuppen fanden portugiesische Handelsleute den Sterbenden und begruben ihn rasch in dem Sande des Gestades. Ein jäher Abschluß eines an jähen Entschlüssen, Überraschungen, aber auch an großartigem Wollen reichen Lebens.

Nach Javiers Tode geriet die indische Mission ganz und gar auf den Abweg der Massenbekehrung: 1560 waren im Kolleg zu Goa nicht weniger als hundert Schneider damit beschäftigt, für die Neuchristen Taufhemden zu nähen. Bald wollte man in der Tat in und um Goa 300 000 eingeborene Christen zählen. Aber das Christentum dieser Neubekehrten war beinahe noch weniger wert, als das Christentum der Perlenfischer Javiers. Anziehend auf die heidnischen Stämme des Inneren konnte es jedenfalls nicht wirken, zumal jene Neuchristen samt und sonders

Digitized by Google

den niederen Kasten angehörten. Diesem letzteren Mangel beschloß der italienische Pater Robert de Nobili, der seit 1606 zu Madura in Südindien wirkte, dadurch abzuhelfen, daß er sich nicht an die Parias, sondern direkt an die Brahmanen wandte. Zu diesem Behufe verwandelte er sich zuvörderst selber in einen Saniassi oder büßenden Brahmanen. Er verschaffte sich die feuerrote Mütze, den Schleier, das rotgelbe Musselinkleid, die hölzernen Büßerschuhe der Saniassi. Darnach rasierte er sich den Kopf, schmückte die Ohren mit gewaltigen Ohrringen, bemalte sich die Stirne mit dem gelben Teige aus Sandelholz, das die Brahmanen als Abzeichen gebrauchen, und zog sich in eine Hütte aus Rasenstücken zurück, in der er einsam jahrelang nur von Wasser und Pflanzen lebte. Durch all das erreichte er, daß die Brahmanen auf ihn aufmerksam wurden und endlich ihn aufsuchten. Da er ihnen nun auch noch eidlich versicherte, daß die römischen Brahmanen von uraltem Adel seien, so gelang die Täuschung vollkommen: unter dem Namen Tatuva-Podapar-Suami, d. i. Meister in den 96 Eigenschaften des wahren Weisen, erkannten sie ihn förmlich als ihresgleichen an und nahmen ihn feierlich in ihren Stand auf. Aber auch jetzt hielt er sich noch sehr zurück, machte niemals Besuche und empfing solche nur so selten wie möglich und dann immer, indem er selber auf einem Throne Platz nahm, kurz, er versäumte nichts, um seine Person, wie seine Lehre mit dem unwiderstehlichen Reize des Geheimnisses zu umgeben. Kein Wunder, daß man immer lebhafter in ihn drang, eine Schule zu eröffnen. Er entschloß sich endlich dazu, aber er hütete sich auch jetzt wohl, den Schleier des Geheimnisses ganz zu lüften: er sprach ganz wie ein Brahmane, schuf Schriften in Tamul, in denen das Christentum in seltsamer Vermischung mit indischer Weisheit und darum als etwas Urindisches erschien, dichtete Lieder, die sich in Form und Inhalt nur für ein ganz scharfes Auge von den alten Götterliedern unterschieden. Darnach verstand sich von selbst, daß er auch viele heidnische Riten im Kultus seiner Schülervereine beibehielt und in der Kastenfrage die Vorurteile der Inder ängstlich respektierte: nie berührte er einen Paria, nie betrat er das Haus von Leuten niederer Kaste, selbst die Hostie reichte er ihnen nur mittelst eines Stäbchens oder ließ sie ihnen vor ihre Häuser bringen. Diese allzuweit getriebene Rücksichtnahme machte schließlich doch die Europäer stutzig. Der

Digitized by Google

Erzbischof von Goa zitierte ihn 1618 vor sein Tribunal, und als er auch hier im Aufzuge eines büßenden Brahmanen erschien, war selbst bei seinen anwesenden Ordensgenossen die Entrüstung so allgemein, daß der Erzbischof für gut fand, die Sache dem päpstlichen Stuhl vorzulegen. Auch in Rom fand Nobili den stärksten Widerstand nicht zuletzt unter seinen Ordensgenossen: sein Onkel, der Kardinal Bellarmin, drang mit aller Energie darauf, daß die Kurie gegen ihn einschreite. Aber der Inquisitor von Goa trat mit solchem Eifer für ihn ein, daß Gregor XV. am 31. Januar 1623 sich entschloß, die Untersuchung fallen zu lassen und bis auf weiteres die sogenannten Malabarischen Riten zu dulden. So konnte Nobili unangefochten bis zu seinem Tod 1656 in gewohnter Weise wirken und allmählich all seine Ordensbrüder in Südindien für seine Methode gewinnen. Der Erfolg schien ihm Recht zu geben. 1676 zählte man in Madura, Marava, Carnatik, Mysore schon gegen 250 000 katholische Indier. Als aber Papst Benedikt XIV. die malabarischen Riten verbot, hörten nicht nur sofort die Bekehrungen auf, auch viele der Bekehrten fielen alsbald ins Heidentum zurück. 1823 fand der Abbé Dubois im südindischen Missionsgebiet des Ordens nur mehr 80 000 Katholiken, und diese 80 000 waren, wie er behauptet, eher geneigt, das Christentum aufzugeben, als die ihnen von den Jesuiten belassenen heidnischen Gebräuche und Glaubensformen: ein schlagender Beweis dafür, daß Nobilis schlangenkluge Methode ihren Zweck doch verfehlt hatte.

Zu der Zeit, wo Nobili in Madura auftrat, hatten aber die Patres auch schon in Nordindien, im Reiche und am Hofe des Großmoguls, zu wirken begonnen. Schon 1575 hatten drei von ihnen bei dem großen Akbar freundliche Aufnahme gefunden, aber die Feindseligkeit der muhammedanischen Mollahs bestimmte sie alsbald wieder das Land zu räumen. Andere, die auf eine Aufforderung Akbars ihnen folgten, zogen sich ebenfalls bald wieder zurück, als sie sahen, daß es dem philosophischen Großmogul nicht um Übertritt zum Christentum, sondern um Stiftung einer neuen Religion zu tun sei. Erst 1595 kam es in Lahore zur Gründung einer festen Residenz und zur Bildung einer christlichen Gemeinde. Akbar ließ die Patres dabei freundlich gewähren. Er studierte sogar aufmerksam ein Leben Jesu und eine Biographie des Petrus, die Hieronymus Javier, ein Neffe des großen Franz, mit Hilfe eines Muhammedaners für ihn in persischer Sprache verfaßt hatte, und nahm auch liebenswürdig das Geschenk eines Madonnenbildes entgegen. Aber dabei blieb es. Erst unter seinem Sohn und Nachfolger Djáhan-Gir (1605—1627) konnten die Patres hoffen, auch dies Reich für das Christentum zu erobern. Drei kaiserliche Prinzen empfingen

Digitized by Google

1610 die Taufe, ja Djáhan-Gir selber äußerte laut die Absicht, überzutreten, aber nur, weil er ein schlechter Muselmann war und als Christ dem Trunke ungestörter frönen zu können glaubte. Immerhin konnte 1621 in der Residenz Agra dank der Munifizenz eines reichen Armeniers ein Kolleg und in demselben Jahre zu Patna noch eine Residenz eröffnet werden. Auch der Nachfolger des Sultan-Trunkenbold, Shah Djáhan, 1627—1658, gewährte den Jesuiten Duldung und unter seinem Sohne Dara fanden die Patres selbst in Multan und Kabul Eingang. Aber mit Aureng-Zeb (1660—1707) gelangte die beschränkteste muhammedanische Orthodoxie wieder zur Herrschaft, welche alsbald alle Niederlassungen und Gemeinden der Patres vernichtete.

Glücklicher waren die Jesuiten in Hinterindien, wo sie in dem französischen Pater Alexander de Rhodes einen Vorkämpfer fanden, der Javiers unermüdliche Eroberungs- und Reiselust mit Nobilis Anpassungstalent zu vereinigen schien. „Er unterhielt sich mit den Königen über Mathematik und Physik und verkündete daneben zugleich dem Volke das Wort Gottes.“ In Tonkin kam es ihm dabei sehr zu statten, daß das Volk die neugeborenen Kinder schon längst mit schwarzen Kreuzen zum Schutze gegen die bösen Geister zu bezeichnen pflegte. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes, 1624—1625, konnte er 1200 taufen, darunter 17 Anverwandte des Königs. Über nichts erstaunte er jedoch hier mehr als über die Zuvorkommenheit der Bonzen. Ganze 200 dieser sonst so gefährlichen Leute schlossen sich ihm an und stellten sich in den Dienst der christlichen Propaganda: ein einziger führte ihm nach und nach an 500 Neubekehrte zu. Dergestalt wuchsen die Gemeinden so rasch, daß man um 1660 in Tonkin bereits 300 000 Gläubige und 386 Kirchen zählen wollte. — Noch verheißungsvoller entwickelte sich die Kirche Cochinchinas, wo schon vor Rhodes die Patres Buzoni und Karvalho seit 1615 erfolgreich gearbeitet hatten. Noch im 17. Jahrhundert stieg hier die Zahl der christlichen Gotteshäuser angeblich auf 1400. Aber hier wie in Tonkin brachte es die neue Kirche zu keiner gesicherten Existenz. Die jesuitischen Missionare wurden öfters vertrieben, die Kirchen zum guten Teile zerstört. Wäre es den Patres nicht gelungen, einen eingeborenen Klerus heranzubilden, ja eine Anzahl Tonkinesen für den Jesuitenorden zu gewinnen, so wären sie auch hier um alle Früchte ihrer Arbeit betrogen worden.

Nirgends erfuhren sie dies vielleicht in so furchtbarer Weise wie auf den süd- und ostasiatischen Inseln. Nur auf den Philippinen und Marianen konnten sie seit 1750 unter spanischem Schutze ganz ungestört wirken, bis 1773 16 Kollegien gründen und 2 Millionen Tagalen „dem Gesetze Gottes unterwerfen“. Aber auf den Molukken setzte ihnen erst der Islam arg zu, so daß sie nur geringe Fortschritte machten. Dann verdrängte sie rücksichtslos die um kein Haar bessere holländische Kolonialmission. Noch schlimmer jedoch erging es ihnen in Japan. Hier hatten nach Javiers Abreise zunächst der alte Seefahrer Torres und der Laienbruder Fernandez die Leitung der Mission übernommen. Ihre Arbeit war nicht ohne Erfolg. Immerhin gab es in dem ganzen großen Reiche noch im Jahre 1573 nicht mehr als 8 Missionare und Missionsstationen. Erst in dem folgenden Jahrzehnt machte das Bekehrungswerk raschere Fortschritte. Im Jahre 1576 ward

Digitized by Google

zu Myako auf Nipon die erste katholische Kirche eröffnet. Zur selben Zeit empfing der König von Arima die Taufe, 1578 folgte der König von Bungo, 1579 entstand sogar unter Beirat der Jesuiten auf Kiuschiu eine ausdrücklich für japanische Christen ans allen Teilen des Reiches bestimmte neue Stadt, Nagasaki. Nicht weniger als 100 000 Neubekehrte wollen die Patres schon damals gezählt haben. Allein diesen 100 000 Neuchristen standen nur 29 Missionare gegenüber. Es war mithin hohe Zeit, daß der Orden seine Streitkräfte vermehrte und für eine regelmäßige geistliche Versorgung der neuen Gemeinden Sorge trug. Diese Aufgabe erkannte und löste der Italiener Alexander Valignani, der 1580 zum ersten Male als Visitator nach Japan kam: er ordnete die Missionsbezirke, gründete, wo sich ihm Gelegenheit bot, Kirchen und Ordensniederlassungen, ermöglichte auch japanischen Christen den Eintritt in den Orden und vermehrte dadurch die Zahl der Missionsarbeiter um mehr als das Dreifache. Der erhoffte Erfolg blieb nicht aus. 1587 zählte man in Japan bereits 240 Kirchen, 2 Jesuitenkollegs, 30 Missionsstationen, ein jesuitisches Erziehungshaus für junge Edelleute, 119 Missionspatres, 200 000 eingeborene Christen. Aber noch im Jahre 1587 trat ein Umschwung ein. Die Jesuiten hatten Japan bei ihrer Ankunft in einem Zustande völliger Auflösung vorgefunden. Der Mikado führte längst in Kiobe ein leeres Schattendasein. Wilde Fehden erfüllten das Land, in denen auch die Fremden wohl oder übel Partei ergreifen mußten. Das Reich zerfiel tatsächlich in eine Unzahl kleinerer Herrschaften, die sich auf Leben und Tod bekämpften. Diese Anarchie und ihre nahen Beziehungen zu den portugiesischen Händlern waren den Jesuiten sehr zu statten gekommen. Jetzt änderte sich die Lage sehr zu ihren Ungunsten. Toytomi Hideyoshi, ein Usurpator niederer Herkunft, stellte mit Energie und Geschick seit 1582 die Einheit des Reiches wieder her. Er ließ die Jesuiten zunächst ruhig gewähren, ja er gedachte mit ihrer Hilfe seine ehrgeizigen Pläne ins Werk zu setzen. Noch im Jahre 1585 beauftragte er den Provinzial Coeglio, ihm europäische Schiffe für einen Feldzug gegen China zu verschaffen. Aber der große Anhang der Patres unter den Großvasallen, Samurai und Feldhauptleuten erfüllte ihn mehr und mehr mit Mißtrauen. Er ließ sich daher von dem alten Bonzen Jakuin leicht einreden, daß die Fremden es darauf abgesehen hätten, mit Hilfe ihrer ständig wachsenden Partei Japan den Portugiesen in die Hände zu spielen. Aus diesem Grunde befahl er 1587 plötzlich dem Führer der japanischen Katholiken Ukondono, das christliche Gesetz abzuschwören und den Jesuiten das Inselreich zu verlassen. Die Jesuiten hielten die Situation wohl nicht für so ernst wie sie war. Vielleicht glaubten sie auch im Hinblick auf ihre wohlorganisierte Herde, dem Taikosama, wie sich Hideyoshi nannte, trotzen zu können. Genug, sie blieben. Diese Unklugheit sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Der Despot war nun von der politischen Gefährlichkeit der Christen fest überzeugt und handelte demgemäß. Er begann 1588, wie einst Kaiser Diokletian, mit der Zerstörung der christlichen Kirchen. Es folgte ein zweites Edikt, welches den öffentlichen Kultus und die öffentliche Predigt des Christentums bei Todesstrafe verbot, und im Anschlusse daran ein förmliches Massakre unter den Tausenden, die trotzdem sich die Taufe erteilen ließen: in dem

Digitized by Google

einen Jahre 1590 betrug die Zahl der Opfer nicht weniger als 20 570. Vergebens suchte Alexander Valignani 1591, indem er als Gesandter des Vizekönigs von Indien sich einführte, den Taikosama umzustimmen. Die Verfolgung wütete weiter. Ja der „Großherr" wagte es schließlich sogar Hand an die Missionare zu legen, die er bisher aus Rücksicht auf die Portugiesen geschont hatte. Im Februar 1597 wurden auf seinen Befehl 6 Franziskaner und 3 Jesuiten samt einer Menge japanischer Neubekehrter in Nagasaki gekreuzigt. Zur selben Zeit verbannte er alle jesuitischen Missionare aus Japan. Noch einmal gelang es indessen Valignani, seinen Zorn zu besänftigen. Das Verbannungsdekret wurde nicht vollzogen. Der Großherr zeigte sich sogar einigen Jesuiten wieder ganz gnädig. Aber er starb bereits am 15. September 1598, ehe er sein Ziel, die Erneuerung der Reichseinheit, erreicht hatte. Die junge japanische Kirche hatte inzwischen die Feuerprobe des Martyriums glänzend bestanden. Zehntausende ihrer Glieder waren greulich hingerichtet worden. Aber selbst in der Zeit, wo alle Kirchen geschlossen waren und die Jesuiten nur insgeheim wirken konnten, hatten neue Zehntausende mutvoll die Taufe begehrt. Von einem Massenabfalle, wie er in altkirchlicher Zeit so oft vorkam, ist hier nirgends die Rede. Infolgedes erholte sich die junge Kirche in den Jahren der Anarchie, die dem Tode des Taikosama folgten, rasch wieder. 1614 wollte man 600 000 Christen in Japan zählen. Aber inzwischen hatte nicht nur der erste der Shogune Tokugawa Yayasu das Werk des Taikosama wieder aufgenommen, die inneren Fehden fast unterdrückt, die Reichsverwaltung neu geordnet, es waren den Jesuiten auch in den holländischen und englischen Kaufleuten, welche den Handel in Japan an sich reißen wollten, neue gefährliche Feinde erstanden. Diese Calvinisten machten sich kein Gewissen daraus, den Shogun zu blutiger Unterdrückung der blühenden japanischen Kirche anzustacheln. Es gelang ihnen das nur zu gut. Seit 1613 wütete in ganz Japan wieder der Vernichtungskrieg gegen die Christen, und zwar richtete er sich jetzt dank den verständnisvollen Ratschlägen der Holländer ebensosehr gegen die Missionare wie gegen ihre Herden. Die Menge der Opfer übersteigt weit die Opfer der alten Christenverfolgungen, sie belief sich 1624 allein auf 30 000, und die Greuel der Martyrien übertrifft alles, was Eusebius von den Leiden der ägyptischen Christen unter Maximin Daja erzählte. Selbst die kaltblütigen Mynheers, die erbarmungslos jeden katholischen Mönch dem Shogun denunzierten und seelenruhig das Kreuz mit Füßen traten, um sich Handelsfreiheit zu sichern, wandelt bei der umständlichen Schilderung jener ungeheuerlichen Torturen ein Gefühl des Grausens an. Als der dritte der Shogune schließlich durch ein Edikt anordnete, daß jeder Japaner auf der Brust ein heidnisches Amulet trage, griff der Rest der Christen auf Kiuschiu in der Not der Verzweiflung zu den Waffen. Aber dieser Entschluß kam viel zu spät. Der Shogun schloß die Unglücklichen in Shimbara ein und ließ sie 37 000 an der Zahl am 12. April 1638 niedermetzeln. Die Jesuiten wagten sich trotzdem immer wieder in das Inselreich. Aber sie entgingen nicht den Spähern der holländischen Kompagnie und den Henkern des Shogun. Die blühende japanische Kirche war seit dem Falle Shimbaras vernichtet. Nur in der Nähe der Jesuitenstadt Nagasaki hielt sich in tiefer Verborgenheit bis zum Sturze des Shogunats im Jahre 1869 eine kleine

Digitized by Google

Gemeinde. Aber dafür hatte Holland die große Genugtuung, daß kein portugiesischer und spanischer Kaufmann mehr den edlen Mynheers von Amsterdam das lukrative japanische Geschäft verdarb.

Weniger heldenhaft, aber um vieles klüger traten die Patres in China auf. Javier war nur bis zur Pforte des himmlischen Reiches vorgedrungen, seine nächsten Nachfolger versuchten nicht einmal der Pforte sich zu nahen. Erst, als der große Alexander Valignani 1579 die Leitung der japanischen Mission übernahm, ward auch hier die Arbeit in Angriff genommen. Die ersten Patres Michael Ruggiero (1581) und Pazio (1582) gelangten feierlich nur bis Kanton. Aber schon der dritte, Mattias Ricci, eroberte seit 1583 ganz allmählich dem Orden eine angesehene Stellung in den Hauptsitzen des Reiches. Diesen großen Erfolg verdankte Ricci vornehmlich seiner Methode. In der richtigen Erkenntnis, daß Neuerungen in China nur dann durchdringen, wenn die Kreise der Macht und Bildung für sie eintreten, suchte er wie Nobili zunächst die Gebildeten für sich zu interessieren. Er eignete sich gleich den Dialekt der herrschenden Mandarinenkaste an, vertiefte sich in die chinesische Wissenschaft und verband die religiöse Belehrung immer in geschickter Weise mit Vorträgen über Mathematik und Experimentalphysik. Allein er erkannte bald, daß er den Chinesen auch durch die Mathematik und Physik nicht beikommen könne, wenn er nicht die Verehrung des Konfutse und den Ahnenkult wenigstens als geheiligte Staatsgebräuche anerkenne. Alsbald stellte er nun das Christentum als die Vollendung des Konfuzianismus dar und billigte stillschweigend den Ahnenkult. Der erhoffte Erfolg blieb nicht aus. Trotz mancherlei Anfeindungen, denen er geschickt durch Annahme der Mandarinentracht sich entzog, konnte er 1599 in Nanking den Grundstein zur ersten katholischen Kirche legen. Noch bedeutsamer war, daß es ihm 1601 gelang, durch einige in China noch nicht gesehene Wunderwerke der Technik, eine Spieluhr und eine Taschenuhr, eine Audienz bei Kaiser Wan Li in Peking zu erhalten. Wan Li war so entzückt von dem kunstreichen Fremdling, daß er ihm sogleich freien Zutritt bei Hofe und ein Jahrgeld gewährte und den Auftrag gab, eine große Wandkarte Chinas anzufertigen. Ricci entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Geschicke, daß der Kaiser gleich 10 Tafeln der Karte auf Seite weben und in seinem Zimmer aufhängen ließ, aber er versäumte nicht, auch bei dieser Gelegenheit etwas für die Religion zu tun, indem er in den Zwischenräumen der Karte Kreuze und Sprüche anbrachte. Dank dieser klugen Verbindung der Mission mit wissenschaftlicher Belehrung faßte das Christentum auch in Peking Fuß. Als Ricci am 11. Mai 1610 erst 58 Jahre alt der übermäßigen Arbeit und der gesellschaftlichen Mühsal, den vielen Besuchen und langen Mittagessen erlag, die er als angesehener Fremdling über sich ergehen lassen mußte, bestand in Peking nicht nur eine Gemeinde, sondern sogar schon eine marianische Kongregation. Seine Gefährten setzen mit Glück die Mission in seiner Weise fort. 1617 zählten sie bereits 13 000 Bekehrte. Aber in eben diesem Jahre trat ein Rückschlag ein: auf Betrieb des Mandarins Schin von Nanking wurden sämtliche Fremde durch kaiserliches Edikt aus China verbannt und daher auch die Patres von Nanking und Peking in hölzernen Käfigen zu den Portugiesen nach Macao transportiert.

Digitized by Google

Aber bald darauf rief man sie wieder zurück, weil man durch ihre Vermittelung portugiesische Offiziere für einen Feldzug gegen die Tartaren zu gewinnen hoffte. Diese Hoffnung erfüllte sich nun freilich nicht, aber dafür machten sich die Patres bald durch ihre Gelehrsamkeit unentbehrlich. Pater Johann Adam Schall, ein geborener Kölner, erwarb sich durch seine mathematischen und astronomischen Schriften in chinesischer Sprache solchen Ruhm, daß er 1645 sogar zum Präsidenten des mathematischen Tribunals in Peking ernannt wurde. Sein Ansehen spiegelt sich wieder in dem Wachstum der Gemeinden. Zählte man 1617 erst 5 Kirchen und 13000 Getaufte, so 1664 159 Kirchen und 257000 Getaufte und dazu 41 Residenzen der Gesellschaft Jesu. Aber noch im Jahre 1664 trat wieder ein Rückschlag ein: die Jesuiten wurden verhaftet, Schall zum Tode verurteilt. Schon waren alle Vorbereitungen zu der Exekution getroffen — er sollte, echt chinesisch, bei lebendigem Leibe in 1600 kleine Stücke zerhackt werden —, da ward Peking durch ein Erdbeben und eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste in Schrecken gesetzt. In ihrer Angst verzichteten die Fremdenhasser auf ihre Rache. Schall konnte in Frieden am 15. August 1666 seine Tage beschließen. Seine Gefährten durften wenigstens China unbehelligt verlassen. Indes ihr Ansehen war so fest gegründet, ihre Partei so stark, daß Kaiser Kanghi schon 1669 sich veranlaßt sah, sie wieder zurückzurufen und dem Jam Jo Bam (Joh. Adam Schall) nachträglich ein feierliches Begräbnis zu dekretieren. Diese ungewöhnliche Ehrung war jedoch nur der Anfang von einer ganzen Reihe hoher Auszeichnungen. Als Pater Verbiest den durch die Unwissenheit des Hofastronomen in Unordnung geratenen Kalender verbessert hatte, unterstellte der Kaiser das mathematische Tribunal für immer der Leitung der Jesuiten. Verbiest selbst wurde Präsident und verschaffte als solcher der Sternwarte die berühmten astronomischen Instrumente, die durch den kühnen Griff deutscher Soldaten jüngst für Deutschland „erworben" wurden. Außerdem wurde er zum „großen Mann ernannt" und echt chinesisch samt all seinen Ahnen geadelt. Als Beamter des Kaisers hat er dann in Peking sogar eine Kanonengießerei errichtet und den Kaiser in den Krieg begleitet. Sein Tod (1688) änderte die Gesinnungen Kanghis nicht. Er gebrauchte vielmehr jetzt sogar die Patres zu diplomatischen Verhandlungen und ließ sich von ihnen ärztlich behandeln. Aber inzwischen waren auch Angehörige anderer Orden und Schüler des neuen Pariser Missionsseminars in China als Missionare aufgetreten und hatten mit Erstaunen und Entrüstung wahrgenommen, daß die Christen der Jesuiten Konfutse und den Ahnen opferten. Die Folge war ein heftiger innerer Zwist in der chinesischen Mission. Der Papst sandte einen eigenen Legaten zur Untersuchung der Sache und Kaiser Kanghi ließ sich sogar herbei, diesen Fremdling am 22. Juni 1706 in höchst eigener Person zu empfangen, um ihm zu erklären, daß jene Opferbräuche lediglich bürgerliche Zeremonien seien. Der heidnische Kaiser trat also für die Praxis des Ordens bei dem Gesandten des Papstes ein! Einen größeren Triumph hat der Orden nie wieder in China erlebt. Aber freilich die dem Sohn des Himmels soufflierte Erklärung war nicht ganz ehrlich. Denn in China waren alle religiösen Bräuche, soweit sie öffentlicher Natur waren, Bürgerpflichten. Das erkannte auch der Legat und verbot demgemäß

Digitized by Google

die sogenannten chinesischen Rideten. Nun machte Kanghi, der schon 1706 jede Äußerung wider diese Riten untersagt hatte, kurzen Prozeß. Er verbannte den Legaten und unterdrückte alle nichtjesuitischen Missionen. Dieser unerquickliche Streit, der noch Jahrzehnte fortdauerte, bezeichnet den Anfang vom Ende der jesuitisch-chinesischen Kirche. Kaiser Jongtsching (1722—1735) ächtete das Christentum und sein Nachfolger Kienlong (1735—1796) hob dies Edikt nicht auf, obwohl er die Jesuiten in Peking duldete. Während ihre Kirche mehr und mehr zugrunde ging, durften die Patres nach wie vor als Architekten, Maler, Kartographen, Mathematiker dem Sohne des Himmels dienen. In dieser Stellung behaupteten sie sich zum Teile sogar noch nach der Aufhebung des Ordens: der letzte von ihnen starb erst am 12. November 1805 als Beisitzer des mathematischen Tribunals. Ein tragisches Schicksal! Was Ricci nur als Mittel zum Zwecke betrachtet hatte, wurde in den Augen der Chinesen der einzige Zweck der Mission. Als Mathematiker, Astronomen und Techniker imponierten ihnen die Patres so sehr, daß sie gerne von ihnen lernten, wie schon der Jesuitenstil des chinesischen Kunstgewerbes zeigt, aber als Missionare machten sie nur wenig Eindruck. Ein schlagender Beweis dafür, daß Ricci die schwere Frage, wie die Mission einem Volke mit alter eigener Kultur begegnen soll, nicht richtig gelöst hat. Das pädagogische System, das er sich ausgeklügelt hatte, schuf doch keine wirkliche chinesische Nationalkirche, sondern nur eine christliche-chinesische Mischreligion, der die beste Kraft des christlichen Glaubens fehlte: die Fähigkeit des Widerstandes in den Tagen der Verfolgung.

Die ostasiatische Mission war ein Vermächtnis Franz Javiers. Der Gründer des Ordens hat sich nicht mehr ernstlich mit ihr beschäftigt. Ihn erfüllten ganz andere geistliche Eroberungspläne: vorab der geistliche und weltliche Krieg gegen den Islam. Denn Missionsgedanken verquickten sich bei dem alten spanischen Ritter, der noch aufgewachsen war in der geistlich-ritterlichen Atmosphäre der Kreuzfahrerzeit, wie selbstverständlich mit Kreuzzugsplänen. Während er in Rom Türkenknaben zu Missionaren zu erziehen suchte, um den Islam mit geistlichen Waffen ins Herz zu treffen, entwarf er gleichzeitig ein großes Projekt, um die Macht der Ungläubigen im Mittelmeere militärisch zu vernichten. Als alter Soldat erkannte er klar, daß dazu vor allem eine große Flotte nötig sei. Demgemäß entwickelte er 1554 dem spanischen Vizekönig von Sizilien einen umfassenden Flottenplan. Wenigstens 200—300 Kriegsschiffe, berechnete er, müsse die spanische Regierung aufbringen. Wegen der Kosten ließ er sich keine grauen Haare wachsen. Unbedenklich schlug er vor, die Geistlichkeit und die reichen Orden damit zu belasten. Seien dieselben dazu nicht geneigt, so müsse der Papst sie einfach zwingen. Leider erschien dieser Flottenplan der spanischen Regierung doch zu „uferlos“. Aber die religiös-ritterliche Be-

Digitized by Google

geisterung für den heiligen Krieg gegen Muhammed blieb auch nach dem Tode des Stifters noch lange in dem Orden lebendig. Noch Franz Borgia hat als General redlich sich um das Zustandekommen der großen katholischen Liga bemüht, welche am 7. Oktober 1571 den großen, so oft in Bild und Wort verherrlichten Sieg von Lepanto über Muhammed errang.

Weit unfruchtbarer erwies sich der geistliche Krieg gegen die Bekenner Muhammeds. Weder in Fez noch in Ispahan, noch auf Ormus, noch in Indien, noch auf den Molukken trug der Orden in diesem Kriege dauernde Erfolge davon. — Mehr Glück hatte er bei den Christen der islamitischen Staaten und in den alten christlichen Reichen des Orientes. Zwar der Missionsplan, der Ignaz selbst am meisten interessierte, der Versuch, Abessinien für Rom zu gewinnen, schlug fehl. Erst 1604 gelang es dem Pater Paez, den Negus Za Denghal zu bekehren und zu Gorgora in Dembra ein Kolleg zu gründen. Aber schon Segheb II. verbannte sämtliche Katholiken wieder und ließ etliche Patres durch rasende monophysitische Mönche 1638 greulich hinrichten. Auch bei den Kopten wollte kein Bekehrungsmittel verfangen und ebenso arbeitete die armenische Mission zu Erzerum seit 1688 erfolglos. Dagegen schlossen sich die Maroniten des Libanon 1736 endgültig der römischen Kirche an, freilich auch erst nach 150jährigen Bemühungen. Nicht minder gelang es den Vätern etliche orthodoxe Griechen auf ihren Stationen zu Konstantinopel, zu Naxos, Negroponte, Thessalonich und in der Krim für Rom zu gewinnen. Aber ihr Haupterfolg war auch hier ein Sieg über den Protestantismus: der Sturz des evangelisch gesinnten Patriarchen Kyrill Lukaris von Konstantinopel im Jahre 1638.

Noch eifriger arbeitete der Orden auf dem großen Missionsfelde des Islam in dem dunkeln Weltteile, in Portugiesisch-Ostafrika und in der portugiesischen Kongokolonie. Hier fand noch Livingstone Ruinen mächtiger Gebäude, die einst die Patres gegründet, und Völkerschaften, welche die Kunst des Lesens und Schreibens von den Jesuiten gelernt hatten. Aber im allgemeinen machte auch die Gesellschaft hier die Erfahrung, daß bei den Negern der christliche Missionar schwer mit dem muhammedanischen Derwisch konkurrieren kann. Noch schwieriger war die Arbeit der Väter in Guinea und Senegambien. Hier war das Martyrium fast der einzige Erfolg, auf den sie mit Sicherheit rechnen konnten.

Um so größere Triumphe waren dem Orden in der neuen Welt jenseits des Atlantik beschieden. Auch hier folgte er zunächst dem Rufe der großen katholischen Kolonialmächte. Aber sehr bald lernte er auch hier sich freier bewegen, den Kolonialregierungen vorangehen, selbständig die großen Kulturfragen, die das neue Land mit seinen ungeheuren Naturschätzen und Millionen wilder Bewohner den Eroberern stellte, auffassen, bearbeiten, lösen.

Die erste Macht, welche den Orden in ihre Dienste zog, war auch hier Portugal: es rief ihn schon 1549 nach Brasilien.

Digitized by Google

Spanien folgte erst 1567, Frankreich 1611. In Brasilien betraten die Patres noch völlig jungfräulichen Boden. In Neu-Frankreich, dem heutigen Kanada, hatten ihnen die Franziskaner-Rekollekten einige Vorarbeit geleistet. Im spanischen Kolonialreiche allein fanden sie bereits ein gesetzlich festgelegtes und praktisch schon mannigfach erprobtes System der Mission und Kolonisation vor. Indes sichtbar traten die Ergebnisse dieses Systems vorerst nur zu Tage in den alten Kulturländern Amerikas, Mexiko, Neu-Granada, Quito, Peru. Nur hier war 1567 die kirchliche Organisation im äußersten Umrisse vollendet, das Heidentum durch die Dominikaner, Franziskaner, Augustinereremiten äußerlich schon zum Teil bezwungen, die europäische Besiedelung stärker fortgeschritten und die Neuaufteilung des Grund und Bodens nahezu abgeschlossen. Aber selbst in dem engen Bezirk dieser zuerst besiedelten alten Kulturlandschaften fanden die Jesuiten noch genug zu tun. Der eingewanderte Adel, der nach heimischer Gewohnheit sich möglichst in den wenigen Städten zusammendrängte, begehrte hier ebenso lebhaft wie in Europa ihre Dienste als Beichtväter, Prediger, Erzieher. Die von der Krone fast immer aus dem Klerus des Mutterlandes ausgewählten Bischöfe glaubten hier noch weniger auf die Hilfe der Patres bei der Erziehung des Klerus verzichten zu können, wie in der Heimat, und die hohen weltlichen Kolonialbeamten, die ebenfalls nach spanischem Prinzip aus dem heimischen Beamtenadel ausgesucht wurden, nahmen, da sie selber dem neuen Lande und seinen Bedürfnissen fremd waren, hier noch häufiger als in Europa in allen kirchlichen und politischen Angelegenheiten den sachverständigen Rat und mächtigen Einfluß der Väter in Anspruch. So kam der Orden auch hier rasch zu einer weit ausgebreiteten Tätigkeit, zu hohem Ansehen und bedeutendem Reichtum. Der sichtbare Beweis dafür sind die 52 Kollegien, Universitäten, Seminare, die er im 1. Jahrhunderte seiner Wirksamkeit auf spanisch-amerikanischem Boden gründete. Jedoch die Arbeit an den Weißen nahm ihn selbst in den alten früh hispanisierten Kulturgebieten nicht allein in Anspruch. Neben das Problem, die alte Gesellschaft Europas mit ihren Ordnungen in die neue Welt zu verpflanzen, trat für ihn auch hier das Problem, die Eingeborenen zu bekehren und zu hispanisieren und als Zugabe noch das Problem, die eingewanderten Negersklaven zu christianisieren.

Digitized by Google

Dies letztere Problem hat ihn jedoch nur in Neugranada nachhaltig beschäftigt, wo der Sklavenhandel besonders blühte. Dort gründete schon Pater Sandoval um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in dem Haupteinfuhrhafen für die schwarze Ware, in Cartagena, eine förmliche Sklavenmission. Er ward noch übertroffen von dem Catalanen Peter Claver, † 1654. 39 Jahre hindurch besuchte dieser unermüdliche Negerfreund jedes neu ankommende Sklavenschiff, um die schwarzen Fremdlinge von der Guineaküste mit Speise und Trank zu erquicken, in ihrer Sprache zu trösten und womöglich zu taufen. 39 Jahre hindurch zog er in Cartagena und Umgegend von einem Sklavenhof zum anderen, predigte den Gesunden, pflegte die Kranken, tröstete die Sterbenden, bildete die begabteren Knaben zu Dolmetschern aus und sorgte umsichtig und strenge dafür, daß die weißen Herren die humanen Vorschriften der Regierung pünktlich befolgten. Es war keine Phrase, wenn er 1622, als er Profeß tat, das Gelübde hinzufügte, zeitlebens Gott in der Person der Sklaven zu dienen, und sich unterzeichnete: Petrus Sklave der Sklaven für immer. Er hat dies Gelübde mehr als gehalten, er ist daran gestorben. Um so mehr überrascht es, daß selbst dieser edle Mann nie daran dachte, gegen die Einrichtung der Sklaverei als solche Protest zu erheben. Das lag offenbar ganz außerhalb seines Gesichtskreises und ist auch seinen Ordensbrüdern nie in den Sinn gekommen, vielmehr hat der Orden später selber seine Plantagen auf den Antillen ohne Skrupel mit gekauften Sklaven bewirtschaftet. Das erscheint sehr auffällig und ist doch ganz gut zu begreifen. Die Sklaverei trug im spanischen Amerika nie so krasse Formen, wie auf den Plantagen Virginiens: der Sklave hatte dieselben gesetzlichen Ruhetage, wie der weiße Arbeiter. Er konnte eine echte Ehe schließen, zu keiner Ehe gezwungen, noch in der freien Wahl der Gattin irgend beschränkt werden. Er durfte nie von der Gattin, noch von den unmündigen Kindern getrennt, noch auch in Nahrung und Kleidung verkürzt oder in der Ausübung seiner religiösen Pflichten behindert werden. Daß diese Bestimmungen nicht bloß ein Stück Papier blieben, dafür sorgten Kirche und Staat in einträchtigem Bemühen. Auch Peter Claver sah sich von den Behörden stets nachdrücklich unterstützt. Kein Wunder daher, daß sowohl er wie seine Nachfolger in der Sklavenmission die Sklaverei einfach als eine gegebene Tatsache hinnahmen. Ein Protest gegen die Institution als Institution hätte damals, so wie die Verhältnisse lagen, nicht nur nichts gefruchtet, sondern alle Erfolge der Patres in Frage gestellt, ja die Lage der Sklaven verschlechtert.

Allein seine Hauptaufgabe erblickte der Orden auch in Amerika in der Christianisierung der Eingeborenen. In Brasilien und Neu-Frankreich widmete er diesem Werke von Anfang an seine ganze Kraft, im spanischen Kolonialreich nahm ihn die Krone dafür erst später, aber dann auch um so energischer in Anspruch. Das Problem, dessen Lösung ihm damit zufiel, war nicht bloß ein Missionsproblem, sondern zugleich ein Kulturproblem schwierigster Art, das wenigstens in Spanien Kirche und Staat schon mehrere Menschenalter hindurch aufs nach-

Digitized by Google

haltigste beschäftigt hatte. Zwar waren die Indianer, die er dem Gesetze Gottes unterwerfen sollte, zum Teile der Urstufe der Wildheit entwachsen, aber sie besaßen allesamt noch keine nutzbaren Haustiere, keine eisernen Werkzeuge, keine festen Wohnsitze. Sie waren allesamt noch nomadisierende Jäger und Fischer und in Südamerika auch noch fast ausnahmslos Menschenfresser, Menschenfresser, die oft noch wie ein Tier über den erlegten Feind herfielen, um ihn schleunigst zu verzehren, oder gar ihre Weiber künstlich fett machten, um sie bei gelegener Zeit zu schlachten. Es galt überall diese umherziehenden Stämme erst zu sammeln, seßhaft zu machen und buchstäblich zu zähmen, ehe man ernstlich daran denken konnte, sie zu christianisieren. Ein ungeheures Unternehmen, das nur dem selbstverleugnenden Heroismus der religiösen Begeisterung gelingen konnte. Die Jesuiten besaßen diesen Heroismus, sie besaßen zugleich den frischen Mut, die schwierige Eingeborenenfrage, die für das Gedeihen der Kolonien geradezu die Lebensfrage war und daher alle Kolonialmächte aufs lebhafteste bewegte, zu lösen und sie haben sie in einer Weise gelöst, die noch heute für kolonisierende Regierungen mancherlei fruchtbare Anregung darbietet. — Sie folgten bei der Lösung dieser Frage von Anfang an denselben Grundsätzen, wie der große Dominikaner Las Casas und die von Las Casas inspirierten berühmten spanischen Indianergesetze von 1530 und 1542: sie bekämpften mit leidenschaftlicher Energie die Versklavung der Eingeborenen. Aber sie blieben, wie Las Casas, dabei nicht stehen: sie verwarfen schlechthin alle und jede, nicht ganz freiwillig dargebotene Ausnutzung eingeborener Arbeitskräfte durch die weißen Kolonisten — selbst in der milden Form der spanischen Encomienda oder Gutsherrschaft. Sie wollten nur ein System der conquista, der Bezwingung der Ureinwohner, gelten lassen: die conquista espiritual, die geistliche Eroberung, deren Träger der Missionar, deren einzige Waffe das Wort, deren Ziel die Erziehung der Eingeborenen zu Christen ist. Dies System war nicht erst von ihnen erdacht. Las Casas hatte es bereits 1520 vorgeschlagen und 1536 zum ersten Male mit Erfolg unter den Indianern der Alta Vera Paz im heutigen Guatemala praktisch erprobt. Ob den Jesuiten dieser Versuch bekannt war, ist noch nicht festgestellt. Jedenfalls aber haben sie erst die conquista espiritual überall systematisch eröffnet und, wo immer sie auftraten, mit Einsatz aller Kraft durchzuführen

Digitized by Google

gesucht, bei den Guaranis am Parana und Uruguay, wie bei den Huronen und Irokesen am Lorenzstrom, bei den Kariben Venezuelas wie bei den Monquis und Laymones Niederkaliforniens, bei den Tschiquitos und Mochos von Oberperu, wie bei den Waldvölkern Nordmexikos, bei den Araukanern von Chile, wie bei den Seminolen von Florida. Ja, schließlich haben sie es selbst außerhalb Amerikas erprobt und wenigstens unter den Tagalen der Philippinen große äußere Erfolge damit erzielt. In Amerika entsprach das Ergebnis ihren Wünschen vollständig nur im Machtbereiche der spanischen Krone. In Neu-Frankreich mißlang die conquista gänzlich, in Brasilien führte sie nur zu einem halben Siege, aber Brasilien war das erste Versuchsfeld des Ordens. Hier hat er sich in das Verständnis der Indianerfrage eingelebt, hier seine Lösung des Problems gefunden. Von Brasilien muß daher jede Betrachtung und Beurteilung der jesuitischen conquista in Amerika ihren Ausgang nehmen.

Als die Jesuiten, 6 an der Zahl, 1549 in der Bahia landeten, stand die Kolonisation in Brasilien noch in den allerersten Anfängen. Nur einige Küstenplätze waren von den Portugiesen besetzt. Eine staatliche Autorität war so gut wie nicht vorhanden. Eine kirchliche Organisation gab es überhaupt noch nicht. Die Einwanderung war schwach und die Einwanderer ergänzten sich vorerst zum guten Teile aus den Verbrecherhöhlen und den Hafenkneipen Lissabons. Das einzig Nennenswerte, was diese Abenteurer, Matrosen, verbannten Delinquenten bisher für die Kolonie geleistet hatten, war die Erzeugung einer stattlichen Zahl von Mestizen beiderlei Geschlechts, sämtlich in wilder Ehe von Guaraniweibern gewonnen. Die Indianerfrage hatte jener brasilische Uradel schon auf seine Weise ungeheuer einfach gelöst. Daß der Europäer befugt sei, so viele Rothäute zu töten und für seinen Sklavenhof einzufangen, als ihm beliebe, galt für etwas Selbstverständliches. Die Jesuiten dachten anders. Sie eröffneten sofort den Kampf für die Freiheit der Eingeborenen und machten sich ungesäumt ans Werk, den Guaranis und Tupis in ihrer Sprache zu predigen, sie zu bekehren, zu taufen, zu zivilisieren, zuerst an der Küste, dann auch auf kühnen Streifzügen im Binnenlande. Es verschlug ihnen dabei nichts, daß eine oder die andere Indianerhorde je und dann die freundschaftliche Absicht verriet, sie zu verspeisen, wohl aber fiel ihnen sehr bald störend auf, wie rasch die einzelnen Stämme durch den ständigen Wechsel der Lagerplätze ihrem Einflusse sich wieder entzogen, mochten sie auch vorher noch so eifrig den Worten und namentlich der Musik der Patres gelauscht haben. Der erste Provinzial Manoel de Nobrega zog daraus den richtigen Schluß, daß alle Arbeit des Ordens verlorene Liebesmüh sein werde, wenn es ihm nicht gelinge, die Neubekehrten seßhaft zu machen. In dieser Erkenntnis sammelte er seit 1553 grundsätzlich die Getauften und

Digitized by Google

siedelte sie in festen Niederlassungen an, in denen sie ständig unter der Aufsicht der Missionare bleiben sollten. Maniçoba im heutigen Staate Sao Paolo war das erste Aldeamento, die erste Reduktion, die erste missionarische Ortsgründung, die der Orden vornahm. Aber die Sammlung der Rothäute konnte nicht viel nützen, wenn es nicht zugleich den Jesuiten gelang, sie völlig dem Einflusse der Kolonisten zu entziehen und den Verkehr mit ihnen gleichsam für den Orden zu monopolisieren. So boten sie denn in den nächsten Jahrzehnten all ihren Einfluß auf, um den portugiesischen Hof zu einem diesen Zielen entsprechenden Vorgehen zu bestimmen. Allein in Lissabon fehlte der klare Wille und die feste Hand, die dazu not tat. Bald hörte man auf die Jesuiten, bald auf die Ansiedler und die neu kreierten Lehnsfürsten. Schließlich erließ König Sebastian 1574 ein Gesetz, welches den Wünschen beider Parteien Rechnung tragen sollte. Die Kolonisten erhielten die Befugnis, in „gerechten Kriegen" gefangene Indier zu verknechten und schon verknechtete Indier zu kaufen und zu verkaufen. Den Jesuiten ward zugesichert, daß die Krone alle Insassen ihrer Missionsdörfer als freie Leute ansehen und bei ihrer Freiheit schützen wolle, so lange sie den Bezirk der Missionen nicht für länger als ein Jahr verlassen würden. Allein was man in Lissabon befahl, kümmerte die Kreolen und Mestizen Brasiliens sehr wenig, so lange nicht der König mit Gewalt seinem Willen Gehör verschaffte. Dazu aber fehlte es der portugiesischen Regierung sowohl an Lust, wie an Truppen und Geld. Der Kampf zwischen den Jesuiten und den Ansiedlern um die Indianer dauerte daher das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch fort, und er wurde von beiden Seiten mit einer Erbitterung geführt, die oft in förmlichen Bürgerkriegen gewalttätig ausbrach. Hauptquartiere der Jesuiten- und Indianerfeinde waren die Staaten Sao Paolo und Maranhao. In Sao Paolo vertrieben die Mestizen oder Mamelukos, die den Indianerfang förmlich als Gewerbe betrieben, schließlich 1640 die Jesuiten und ließen sie 1653 nur unter der Bedingung wieder zu, daß sie die Menschenjäger nicht mehr durch laute Proteste in ihrem sauberen Geschäfte störten. Zur selben Zeit, wo der Orden sich im Süden diese schwere Demütigung gefallen lassen mußte, eröffnete im Norden, im Staate Maranhao, der Pater Anton Vieyra den Kampf gegen die Sklavenjäger von S. Luiz und Belem. Er war noch unlängst Hofprediger in Lissabon gewesen und genoß auch als Jurist und Diplomat großen Ruf. Aber er hatte gern auf seine einflußreiche und glänzende Stellung verzichtet, um als Visitator des Ordens im nördlichen Brasilien für die Bekehrung der Indianer arbeiten zu können. Und so gewaltig war selbst in Maranhao der Eindruck seiner Beredsamkeit, daß das Volk von S. Luiz und Belem 1653 sich einmütig für Unterdrückung der Menschenjagden erklärte. Aber die Begeisterung verflog bald wieder. Schon 1654 ward jener Beschluß wieder aufgehoben. Da reiste Vieyra nach Lissabon. Dort erreichte er alles, was er wollte: die Jesuiten erhielten 1655 alle geistliche und weltliche Gewalt über alle noch nicht unterworfenen Indianer des Amazonasgebietes. Zugleich ward ein Vieyra genehmer Brasilianer zum Gouverneur von Maranhao ernannt. Darnach konnte der tapfere Pater endlich mit Erfolg die geistliche Eroberung des Tupi- und Karibenlandes in Angriff nehmen. Auf der

Digitized by Google

Insel Marajo, am Tocantins, am Schingu, im Amazonastale und, wo sonst die „Schwarzröcke" erschienen, entschlossen sich die Indianer zu Tausenden, ihre Freiheit mit der milden Herrschaft der Jesuiten zu vertauschen und sich dorfweise unter der Leitung der Patres anzusiedeln. Selbst die gefürchteten Kannibalen von Ceara und Piauhy begannen sich auf das sanfte Zureden Vieyras und seiner Sendboten zu sammeln und zum Ackerbau überzugehen. Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, welchen Gewinn diese Erfolge für ganz Maranhao bedeuteten: die Angriffe der Waldindianer hörten auf. Das Grenzgebiet der Kolonie eröffnete sich der Kolonisation. Der Landweg zwischen Maranhao und Pernambuco war jetzt ebenso frei und sicher wie der Seeweg. Allein in Maranhao konnte man die Unterdrückung der Menschenjagden nicht verschmerzen. 1661 wurden die Jesuitenkollegs in S. Luiz und Belem gestürmt, die Jesuiten verhaftet und aufs Schiff gebracht. Vieyra selbst, der in Belem der tobenden Menge kühn sich entgegenwarf, ward erst roh mißhandelt, dann als Gefangener nach S. Luiz geschleppt und endlich samt all seinen Ordensgenossen zu ewiger Verbannung verurteilt. In Lissabon fand der Vertriebene viel wortreiche Teilnahme, aber nicht die geringste Neigung, die Aufrührer zu bestrafen. Vielmehr beeilte sich die Regierung aus Angst vor Schlimmerem, Vieyras Verbannung zu bestätigen, alle Privilegien der Jesuiten zu kassieren, die Menschenjagd stillschweigend wieder zu gestatten. Erst König Pedro II. wagte 1680 diese skandalösen Verfügungen aufzuheben und den Jesuiten wieder die unbeschränkte Oberaufsicht über die Indianer zu übertragen. Aber in Maranhao war man nicht geneigt, sich das gefallen zu lassen: das Volk erhob sich, vertrieb 1684 die portugiesischen Beamten und die Jesuiten und setzte eine provisorische Regierung ein. Erst 1685 gelang es den Portugiesen, der Revolution Herr zu werden und die Jesuiten wieder zurückzuführen. Aber man war nun vorsichtig geworden. Man stellte das System Vieyras, das mit Notwendigkeit in Nordbrasilien zur Entstehung eines zweiten Jesuitenstaates geführt haben würde, nicht wieder her. Die Patres durften zwar wieder missionieren, aber sie mußten sich die Konkurrenz der Kapuziner, Karmeliter und Mercedarier gefallen lassen und erhielten nirgends wieder die unbeschränkte Verfügung über die Missionsdörfer. Ihr 30jähriger Kampf gegen die Pflanzer endete sonach hier zwar nicht, wie in Sao Paolo, mit einer Niederlage, aber doch nur mit einem halben Siege. Es gelang ihnen allerdings in Nordbrasilien wieder 28 große Missionsorte zu gründen, aber die Einrichtung dieser Aldeamentos entsprach keineswegs ihrem Ideale. Gesetzlich war freilich auch in Brasilien jedem Weißen der Zutritt zu jenen Dörfern untersagt. Aber tatsächlich waren die Jesuiten außer stande, die Ansiedlung von Händlern, Goldsuchern, Pflanzern in nächster Nähe zu verhindern. Auch waren sie genötigt, alle arbeitsfähigen Indianer dem Staate und den Pflanzern auf Ansuchen gegen den ortsüblichen Lohn für 6 Monate im Jahre zu verdingen. So waren sie hier gar nicht in der Lage, ihre Indianer so völlig nach ihrem Ideale zu bilden und zu erziehen, wie in Paraguay, Tschiquitos und Mochos. Schuld daran trug letztlich die portugiesische Regierung. Sie interessierte sich weit mehr für das Gold und die Diamanten, als für die Indianer

Digitized by Google

Brasiliens, und hatte durchaus keine Lust, ihre schwache Autorität womöglich mit großem Aufwande an Geld und Truppen aufs Spiel zu setzen, um die Eingeborenenfrage im Sinne der Jesuiten zu lösen.

Weit zuverlässiger, ernster, energischer zeigte sich auch in der Indianerfrage die spanische Regierung. Bei ihr allein fand der Jesuitenorden für seine Missionsideale volles Verständnis. In ihrem ungeheuren amerikanischen Reiche allein konnte er nicht bloß ungehindert, sondern sogar mit staatlicher Unterstützung die conquista espiritual ganz in seinem Sinne ins Werk setzen, weiter führen und in nicht wenigen Gebieten vollenden.

Die erste spanische Kolonie, in der die schwarzen Väter Gelegenheit fanden, heidnische Rothäute zu bekehren, war Peru. Sie begnügten sich hier zunächst, wie einst in Indien, die Heiden flüchtig zu bekehren und dann massenhaft zu taufen. Das war ein sehr unsolides Verfahren, das der General Aquaviva später scharf kritisierte. Aber die hohen Taufziffern imponierten den Spaniern so sehr, daß der Bischof von Tucuman 1585 gleichzeitig den Provinzial von Peru und den Provinzial von Brasilien ersuchte, ihm jesuitische Missionare zur Bekehrung der Indianer des Gran Chaquo zu überlassen. Beide Provinziale leisteten dieser Aufforderung gern Folge. Der von Peru sandte 1586 3, der von Brasilien, der berühmte Guaraniapostel Anchieta, gleich 5 Ordensbrüder, darunter den Portugiesen Ortega und den Schotten Filds. Während die peruanischen Ordensgenossen in den spanischen Städten des Binnenlandes arbeiteten, und die Omaguas und Diaguiten im Osten Argentiniens bekehrten, durchzogen Ortega und Filds seit 1586 jahrelang das ungeheure Wald- und Weideland an den Ufern des Paranapanéma und oberen Parana, um die Guaranis, deren Sprache und Sitten ihnen von Brasilien her gründlich vertraut waren, dem Gesetze Gottes zu unterwerfen. Sie wurden so freundlich von den kriegerischen Menschenfressern aufgenommen, daß sie schon im ersten Jahre 2 Missionsstationen gründen und dem spanischen Statthalter in Asuncion melden konnten: 200 000 Indianer seien in Guaira bereit, die Taufe zu empfangen. In der Tat gelang es ihnen im Verlaufe der nächsten Jahre Tausende von Guaranis zur Taufe zu bewegen. Aber die Ordensregierung ließ sich durch den ungeheuren äußern Erfolg nicht blenden. Sie wies 1602 warnend hin auf die geringen Früchte der Wandermission in Peru und forderte Sammlung und ständige geistliche Pflege der Bekehrten in festen Niederlassungen. Zugleich schlug der von dem General entsandte Visitator Paez vor, das ganze Guaranimissionsgebiet östlich von Paraguay mit dem brasilianischen Guaraniland zu einem Missionsbezirke zu vereinigen und den brasilianischen Missionaren als Arbeitsfeld zu überlassen. Dieser Plan war sehr verständig. Unsägliches Elend wäre verhütet worden, wenn er Beifall gefunden hätte. Allein der Gouverneur von Asuncion widersprach. Er erkannte deutlich, daß dieser Vereinigung der Missionsgebiete der Anfall des Landes östlich von Paraguay an Brasilien auf dem Fuße folgen werde, und obwohl Portugal und Spanien durch Personal-

Digitized by Google

union verbunden waren, so machte doch sein Protest in Madrid und Rom solchen Eindruck, daß der Ordensgeneral Aquaviva sich beeilte, den Plan fallen zu lassen und statt dessen 1607 Paraguay, d. i. das ganze Gebiet von der Küste des Stillen bis zur Küste des Atlantischen Ozeans, vom Paranapanéma bis zum Kap Horn zu einer eigenen Ordensprovinz erhob. Inzwischen hatten die Jesuiten in Madrid aufs beweglichste das gesetzwidrige Verhalten der spanischen Gutsherrn von La Plata und Parana gegen ihre untertänigen Indianer geschildert und dringend um rasche und energische Abhilfe gebeten. Die Regierung antwortete darauf mit einem etwas ungewöhnlichen Schritte. Sie erteilte dem neuen Provinzial von Paraguay, Don Diego Torres y Bollo, nicht nur die Vollmacht, eine Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse der Eingeborenen einzusetzen, sie entschloß sich 1608/9, die Lösung der Indianerfrage von La Plata förmlich dem Jesuitenorden zu übertragen, indem sie ihn anwies, die Indianer zu sammeln, zu bekehren und alle geistliche und weltliche Gewalt in den Missionsbezirken wahrzunehmen, und zugleich allen Spaniern bei schwerer Strafe verbot, die Missionsbezirke zu betreten. Doch sollten die neuen Missionen nicht in der terra di paz, dem Kolonistengebiet, sondern in der terra di guerra, den noch nicht eroberten und kolonisierten Landschaften des Gouvernements Asuncion angelegt werden, damit den Kolonisten aus der Neuerung kein Schaden erwachse. Diese von den Jesuiten inspirierte königliche Ordonnanz bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des spanischen Kolonialreiches. Die conquista espiritual wird damit von Staats wegen als einzig legitimer Weg zur Unterwerfung und Zivilisierung der Rothäute anerkannt, oder, was dasselbe bedeutet, die Unterwerfung und Zivilisierung der Rothäute von Staats wegen ausdrücklich den geistlichen Orden übertragen. Die Jesuiten, aber auch Angehörige anderer Orden werden seitdem in allen Teilen des amerikanischen Reiches als Pioniere der Kultur und des katholischen Glaubens ausgeschickt, um die Grenzen der terra di paz, des kolonisierten Gebietes, weiter hinauszuschieben. Überall im spanischen Kolonialreiche legte sich dergestalt um die Grenzen des europäischen Siedelungsgebietes ein Kranz von Missionen, vorgeschobenen Außenposten der Kultur, die den Ansturm der feindlichen Stämme abhielten und zugleich die wilden Urvölker langsam aufsogen. Wie vorteilhaft dies System für die Staatsregierung war, bedarf keiner weiteren Darlegung. Aber es fragt sich: rechtfertigten die Jesuiten das ungeheure Vertrauen, das der spanische Staat ihnen entgegenbrachte, indem er nicht nur ihr System sich aneignete, sondern auch allenthalben in Paraguay, Peru, Venezuela, Mexiko, Kalifornien in erster Linie sie dazu berief, es durchzuführen?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich schon aus der Entstehungsgeschichte des sogenannten Jesuitenstaates in Paraguay. Noch im Dezember 1609 sandte der neue Provinzial von Paraguay die italienischen Patres Cataldino und Maceta zu den Guaranis des Guairagebietes, die Ortega und Filds einst zu Tausenden getauft hatten. Es war hohe Zeit, daß sie erschienen. Denn 7 Jahre waren die Neubekehrten ohne alle geistliche Versorgung geblieben. Gleichwohl fanden sich sofort 200 Familien, die bereit waren, unter das milde Szepter der Jesuiten zu treten. So entstand 1610 die erste jesuitische Reduktion

Digitized by Google

oder Indianerstadt in Paraguay, Nuestra Sennora de Loretto. Der Zudrang der Rothäute war aber so lebhaft, daß alsbald 3 weitere Stadtgründungen folgten, und daß 1620 die Patres allein im Guairagebiete 13 größere Orte mit etwa 100 000 roten Christen besaßen. Noch im Jahre 1610 hatte sich jedoch der Orden schon ein zweites Missionsgebiet 1200 km südlicher gesichert: das Hügelland am rechten Ufer des mittleren Parana. Hier hatte der ehrwürdige Pater Lorenzana, ein Veteran der Indianermission, 1610 die erste der Paranareduktionen, San Ignazio-Guazu gegründet. Von hier aus drangen die Patres 1620 in das Zwischenstromland zwischen Paraguay und Uruguay vor. Endlich, seit 1624, siedelten sie sich in der Absicht, sich über den Uruguay allmählich einen Weg zum Meere zu bahnen, auch am linken Ufer des Uruguay an. So hatten sie 1630 schon 4 Missionsgebiete in Besitz genommen, Guaira mit 13, das rechte Ufer des mittleren Parana mit 6, das Zwischenstromland und das linke Ufer des Uruguay mit zusammen 8 Reduktionen. Aber schon hatte sich in der ältesten und blühendsten Missionsprovinz der furchtbare Feind gezeigt, mit dem die Väter bis 1676 um die Guaranis kämpfen sollten, die Pauliſtas, die Sklavenjäger von San Paolo, die schon in Brasilien den Jesuiten soviel zu schaffen gemacht hatten. Die jesuitischen Reduktionen erschienen diesen wilden Mestizen als die herrlichsten Jagdgründe für ihr furchtbares Gewerbe, und wahrlich, sie verstanden die Sklavenjagd fast noch besser als die Jesuiten die Seelenjagd. 1628 brachen sie zum ersten Male in Guaira ein, zerstörten die Reduktion Incarnacion und schleppten Hunderte von roten Christen mit sich als Sklaven fort. 1630 kamen sie ein zweites Mal, zerstörten S. Antonio und führten 5000 rote Christen auf den Sklavenmarkt. 1631 dasselbe Bild. Aber diesmal gingen gleich 4 Reduktionen mit vielen 1000 Familien auf einmal zugrunde. Bewaffneten Widerstand konnten die Jesuiten nicht leisten. Verhandlungen mit den Behörden in Asuncion und Brasilien über ein Vorgehen gegen die Pauliſten waren nutzlos. Denn wer war damals imstande, diese wilden Mestizen zu bezwingen? Also blieb den Vätern nichts weiter übrig, als Guaira zu räumen und mit dem Reste ihrer Herde an den mittleren Parana und Uruguay zu ziehen. Es gelang ihnen in der Tat mit unsäglichen Mühen, etwa 12 000 ihrer Christen am Salto Grande de Guaira zu sammeln und von hier in 4 Abteilungen nach dem Süden zu geleiten. Im ganzen mußten sie dabei ungefähr 1200 km, also etwa die Strecke Berlin-Rom, zurücklegen und das auf ungebahnten Wegen mit Tausenden von halbverzweifelten, kaum erst der Menschenfresserei entwöhnten Wilden! Kein Wunder, daß von den 12 000 noch 8000 zugrunde gingen, und daß der Führer des Auszuges, der Pater Montoya, von seinen Oberen und Ordensbrüdern schärfsten Tadel wegen seiner Kühnheit erfuhr! Die Kritiker werden auch in diesem Falle als Übereilung beurteilt haben, was die bittere Not gebot, aber auch wenn sie nicht ganz unrecht haben sollten, wird dieser Zug der 12 000 durch die Wildnis stets als ein heroisches Unternehmen ohnegleichen im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Allein die Pauliſten waren den Vätern an Kühnheit und Unternehmungslust zum mindesten gewachsen. Seit 1635 erschienen sie fast Jahr für Jahr auch in dem linken Uferlande des Uruguay, um die dort neu errichteten

Digitized by Google

Reduktionen der Jesuiten zu zerstören und auszurauben. Wollte der Orden nicht auch dieses Missionsgebiet gänzlich verlieren, so mußte er sich entschließen, ihnen mit den Waffen entgegenzutreten. In dieser Erkenntnis erwirkte er 1638/9 in Madrid die Erlaubnis, seine roten Christen mit Feuerwaffen auszurüsten und militärisch zu organisieren und zog seitdem, so oft der Todfeind sich zeigte, regelrecht gegen ihn zu Felde. Er erreichte dadurch wenigstens soviel, daß die Reduktionen des Binnenlandes Frieden hatten, aber die Absicht, das Missionsgebiet allmählich bis an die Meeresküste vorzuschieben, mußte er aufgeben. Der „Jesuitenstaat" blieb beschränkt auf die Uferlande des mittleren Parana und Uruguay, immerhin ein Gebiet von etwa 180 000 Quadratkilometern mit 30 Indianerstädten und etwa 100 000 roten Christen.

Die Erfolge der Patres im Lande der Guarani veranlaßten die spanische Regierung, ihnen die conquista espiritual auch mancher anderer Indianerstämme ihres ungeheuren Reiches zu übertragen. Zu diesen Stämmen gehörten die Mokobier und Abiponer im Westen und Südwesten des Guaranilandes. Die ersteren wurden allmählich in 2, die letzteren seit 1748 in 4 Reduktionen gesammelt. Schon vorher hatten die Patres mit der Unterwerfung der wilden Rothäute an der Ostseite der Cordilleren, im heutigen Chile, Westargentinien, Bolivia, Peru und Ekuador begonnen. Der Erfolg entsprach nicht den ungeheuren Opfern an Geld, Blut und Zeit. Immerhin gelang es ihnen seit 1692 allmählich die Tschiquitonen und Zamucos in Bolivia in 11 Reduktionen zu vereinigen. An dieses Missionsgebiet schloß sich im Süden die Tarumamission mit 3 Reduktionen, gegründet seit 1748, um eine Verbindung zwischen Tschiquitos und dem Jesuitenstaate herzustellen. Im Norden von Tschiquitos stiftete Pater Baraze seit ca. 1675 die Mission unter den Mochos: sie bestand im 18. Jahrhundert aus 13 Reduktionen. Zur selben Zeit begannen die beiden Böhmen Richler und Fritz mit der Arbeit unter den Maynas im wasserreichen Quellgebiet des Amazonas. Das Ergebnis waren die 18 Reduktionen in Maynas. Schon ein Menschenalter vorher, 1652, hatten die Väter auch unter den Kariben im Stromgebiet des Orinoco zu wirken begonnen und eine Anzahl dieser besonders gefürchteten Wilden in 6 Reduktionen gesammelt. Aber die blühende Mission wurde seit 1682 von den Heiden völlig zerstört und die Jesuiten genötigt, dies Gebiet den katalonischen Kapuzinern zu überlassen. Dagegen gelang es ihnen noch im 17. Jahrhundert, in Guayana Fuß zu fassen und unter den dortigen Rothäuten 8 Reduktionen zu gründen. So bedeckte sich in ganz Südamerika der Rand des europäischen Siedelungsgebietes mit einer Kette von freilich oft weit auseinanderliegenden jesuitischen Kolonien. Aber auch in spanisch-Mittel- und Nordamerika spielten die Jesuiten als geistliche Eroberer eine große Rolle. In Florida blieben all ihre Mühen und Martyrien allerdings vergeblich. Aber in Mexiko „reduzierten" sie mit Erfolg schon seit Ausgang des 16. Jahrhunderts die wilden Indianer von Sinaloa und Sonnora in mehr als 40 Ortschaften, seit 1683 unterwarfen sie allmählich auch die Fischervölker Niederkaliforniens (16 Reduktionen) und endlich 1718 auch noch die Najariten in den kurz zuvor von ihnen erforschten ungeheuren Wäldern Nordmexikos. Es gab mithin schließlich in dem unermeßlichen spanischen Kolonialreiche

Digitized by Google

kaum einen wilden Indianerstamm von einiger Bedeutung, bei dem die Jesuiten nicht einmal es mit der conquista de almas, der Seelenjagd, versucht und wenigstens zeitweise als Bekehrer gewirkt hatten. — Aber wie kam es, daß ihnen die Wilden meist so überaus rasch Gehör gaben, rascher jedenfalls als anderen Missionaren? Unzweifelhaft, weil sie Charakter und Neigungen der Rothäute bei ihren Werbeversuchen aufs sorgsamste berücksichtigten. Sie zogen fast nie aus ohne kleine Geschenke mitzunehmen. Ebenso häufig aber führten sie eine Violine, eine Flöte oder eine ganze kleine Musikkapelle mit sich. Denn sie hatten bald entdeckt, daß der Indianer Musik über alles liebe, und bedienten sich klug dieser Neigung, um die rohen Naturkinder an sich zu locken. Nicht selten sandten sie auch schon bekehrte Indianer als Pioniere zu ihren Waldbrüdern, um denselben das geruhige und nahrhafte Leben in den jesuitischen Reduktionen zu schildern und dadurch die Neugier der gefräßigen Heiden zu erregen Aber die Hauptsache war doch, daß sie es verstanden, den Wilden zu imponieren und ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Mut, den so viele ihrer Sendboten am Marterpfahle zeigten, die Selbstverleugnung und Liebe, mit der sie sich der Verfolgten gegen die weißen Ansiedler und Sklavenjäger annahmen, blieben doch nicht ohne Eindruck. Es sprach sich herum von Stamm zu Stamm, von Lagerplatz zu Lagerplatz, daß die Rothäute von den Schwarzröcken nichts zu fürchten, sondern nur Hilfe, Freundschaft, reiche Mahlzeiten und die schönsten Kleider zu erwarten hätten. Seit Ende des 17. Jahrhunderts änderte sich freilich auch bei den Jesuiten etwas die Methode der conquista. Auch sie unternahmen seitdem bisweilen sogenannte entradas, Einfälle ins heidnische Gebiet, bei denen die Heiden, namentlich aber Heidenkinder massenhaft gefangen wurden, um dann oft Tagereisen weit weggeschleppt zu werden. Damit näherte sich die „Seelenjagd" bedenklich der Menschenjagd der alten Sklavenjäger von Sao Paolo. Aber in der Blütezeit der Mission, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, haben die Väter solche gewalttätige Mittel bei der Eroberung der Seelen sich noch nicht gestattet. Sie verschmähten es damals sogar meist, sich von Soldaten bei ihren oft recht gefährlichen Missionszügen begleiten zu lassen.

Indes wichtiger als die Frage, welcher Mittel die Väter bei der Seelenjagd sich bedienten, ist die Frage, welche Ergebnisse sie damit erzielten. Sie haben diese Frage selber in schier unzähligen Berichten aus den verschiedensten Missionsgebieten zu beantworten gesucht. Es genügt jedoch eine ihrer großen Missionsschöpfungen als Musterbeispiel herauszugreifen: die berühmteste, gewaltigste, opferreichste und für die Entwickelung des ganzen Ordens verhängnisvollste: den sogenannten Jesuitenstaat in Paraguay. Lage, ethnographische Verhältnisse, Entstehungsgeschichte dieses Staates sind uns schon bekannt. Wir haben nur noch einen Blick durch seine streng gehüteten Einfallspforten zu werfen. Schließen wir uns zu dem Zwecke auf einige Zeit dem wackeren Tiroler Pater Anton Sepp an, der 1691 zu den Guaranis entsandt wurde und bald danach aus der „Völkerschaft Yapeyu" einen höchst originellen Bericht über seine Erlebnisse verfaßte, und lassen wir uns von ihm in dem Jesuitenstaate herum- und einführen!

Wir treffen den guten Pater am 1. Mai 1691 mit etwa 20 Ordens-

Digitized by Google

genossen an einer einsamen Bucht des La Plata 4 Stunden westlich von Buenos Aires. Er ist eben im Begriffe, sich nach dem Jesuitenstaate einzuschiffen. Denn der Jesuitenstaat ist nur auf den Stromläufen des Parana und Uruguay zu erreichen und auch diese Zufahrtsstraßen sind wegen ihrer Klippen und Stromschnellen nicht für jedes Schiff zugänglich. Die Patres der Missionen benutzen daher, wenn sie ihre jährlichen Reisen nach Santa Fé oder Buenos unternehmen, immer leicht auseinander zu legende floßartige Fahrzeuge von geringem Tiefgange, die sie ohne größere Beschwerde über die Klippen bringen und an den Stromschnellen über Land tragen lassen können. 12 solcher Fahrzeuge liegen in der Bucht, jedes mit einem „Hüttlein" für 2 oder 3 Personen, in welchem die Patres ebenso ungestört beten und lesen, schreiben und studieren können, wie in einem Kollegio. Denn die 300 indianischen Ruderer, welche die Missionare mitgebracht haben, johlen nicht und singen nicht, schreien nicht und sprechen nicht. Stumm wie das Grab rudern sie die kleine Flottille den Uruguay aufwärts durch den schweigenden Urwald, der zu beiden Seiten den majestätischen Strom geleitet. Es vergeht eine Woche, es vergehen 2 Wochen, es vergehen 4 volle Wochen, ohne daß sich Spuren einer menschlichen Siedelung zeigen. Ja, schließlich hört, wie es scheint, sogar die Wasserstraße auf. Eine gewaltige Stromschnelle (Salta Oriental) nötigt die Patres an Land zu gehen und auf beschwerlichen Umwegen mit ihren Fahrzeugen sich zum Oberlaufe des Stromes durchzuschleppen. Aber diese Stromschnelle bildet gleichsam das südliche Sperrfort des Jesuitenstaates. Schon bald darnach, am Abende des 1. Juni, taucht auf einer Anhöhe zur Linken eine große mit Wall und Graben wohlverwahrte Ansiedelung auf: Yapeyu, der südlichste Ort des Jesuitenstaates und zurzeit der Sitz des „großen Vaters", seines Regenten. Aber als die Patres am Morgen des 2. Juni zur Landung sich anschicken, hören sie plötzlich einen Lärm und ein Getöse, als ob ein feindlicher Überfall ihnen bevorstehe. Auf dem Strome dringen 2 Fregatten auf sie ein, die ständig schießend eine Seeschlacht im Kleinen vorführen. Derweilen scharmutzieren am Strande 2 Eskadronen Kavallerie und 2 Kompagnien Infanterie so kriegsgemäß miteinander, daß den überraschten Zuschauern Hören und Sehen vergeht. „Jetzt blitzen die Musketen, jetzt rasseln die Trommeln, jetzt gellen die Kornetten, Fagotten, Trompeten und Schalmeien" und dazwischen erschallt immer lauter das wilde Kriegsgeschrei der Indianer, die wie aus dem Boden gewachsen von allen Seiten herbeistürzen, um die Neulinge auf gut Indianisch zu empfangen. Aber schließlich gelangen die Patres trotz des Höllenlärmes doch ungefährdet ans Land, wo sie sogleich von vielen 1000 Indianern begleitet „unter fröhlichem Glockengeläute und vielen grünen Triumphbogen" nach der Kirche ziehen. Hier empfängt sie ein nach der langen Urwaldreise doppelt fesselndes Bild: ein mächtiger, von schönen grünen Palmen beschatteter Platz, der auf allen Seiten von schützenden Galerien umsäumt ist, hinter denen sich zum Teil sehr stattliche Gebäude von Holz und Stein erheben. Die ganze eine Seite des Quadrates nimmt die überaus große Kirche mit dem daranstoßenden Kolleg der Väter ein, an welches sich die umfänglichen Gemeindewerkstätten, die Magazine, das Arsenal, das Gefängnis, das Spinnhaus für alte und straffällige Weiber, die

Digitized by Google

Apotheke und das Hospital anschließen. Gegenüber liegt das Kabildo, die Amtswohnung des eingeborenen Korregidors. Dann folgen, immer in regelmäßige Quadrate abgeteilt, die Quartiere der Eingeborenen, meist schlichte einräumige Hütten aus Lehm oder Ziegelwerk, in denen „Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Kinder und Kindeskinder eng aufeinandergeschopft hausen, dazu Hunde und Katzen, Mäuse und Ratzen, daß es wimmelt, Grillen und gewisse Käfer, so man in Tyrol Schwaben nennt, dem Tausend nach". Dem Neuling wird es „in dem unleidlichen Dampf dieser Hütten" leicht unwohl. Er stattet lieber dem „überaus großen und schönen Kraut-, Blumen-, Baum- und Weingarten" der Patres und dem mit Orangen, Zitronen und Palmen lieblich geschmückten Friedhofe einen Besuch ab und wandert darauf durch eines der 4 Tore hinaus auf die Feldmark der Reduktion. Hier stößt er zunächst auf die Ramada, das Gasthaus, und auf allerlei fabrikartige Anlagen, als Ziegeleien, Kalköfen, Gerbereien, Glockengießereien, Roß- und Handmühlen usw. Darnach gelangt er zu 6 bis 8 wohlgepflegten Gärten: sie bilden gleichsam den ersten Kreis des angebauten Landes. Es folgen große Mais-, Tabak-, Weizen-, Bohnen-, Erbsenfelder, untermischt mit Tee-, Baumwoll- und Zuckerrohrplantagen. Alle diese Felder sind sehr gut bestellt, nur einige Gewanne machen einen verwahrlosten Eindruck: es sind die den Eingeborenen zur Eigennutzung überlassenen Parzellen. Wagt sich der Wanderer dann noch weiter hinaus an die Grenze der Feldmark, so erblickt er von hier aus die Allmend der Reduktionen, ein schier unübersehbares Weide- und Buschland. Da tummeln sich die 500 000 Rinder, die 40 000 Schafe, die 1000 Esel und Pferde von Yapeyu. Nur hie und da zeigen sich am Horizonte einige dürftige Hütten: das sind die Hirtenhäuser, die den auf Viehposten kommandierten Rothäuten als Unterschlupf dienen.

Schon dies äußere Bild der Siedelung, das sich mit geringen Abweichungen in allen anderen Reduktionen an Parana und Uruguay, in Tschiquitos, Mojos und wo sonst die Väter wirken, wiederholt, verrät deutlich, welcher Art die soziale und wirtschaftliche Verfassung dieser jesuitischen Kolonien ist. Wir haben hier überall kommunistische Gemeinwesen vor uns, die patriarchalisch aber absolut von je zwei oder mehr Patres regiert werden. In der Tat ist der Begriff des Privateigentums den 2500—8000 Rothäuten, welche in einer solchen Reduktion wohnen, fast unbekannt. Nur der geringfügige Schmuck der Weiber wird als solches betrachtet. Alles was der „Christ" sonst hat und braucht, die Hütte, in der er haust, die Felder, die er bestellt, das Vieh, von dem er sich nährt und kleidet, die Waffen, die er trägt, die Instrumente, mit denen er arbeitet, selbst das eine einzige Tischmesser, das jedes junge Paar bei der Gründung seines Hausstandes erhält, ist Tupambac — Eigentum Gottes. Dem entspricht es, daß der „Christ" weder über seine Zeit, noch über seine Person frei verfügen kann. Nur als Säugling bleibt er in der Obhut der Mutter. Aber kaum kann er laufen, so kommt er unter die Aufsicht der Patres und ihrer Beamten, die das Kind schon im Spiele zu allerlei nützlicher Arbeit anzuleiten suchen. Wächst das Kind heran, so lernt es, falls es ein Mädchen ist, spinnen und weben, ist es ein Knabe, lesen und schreiben, aber nur in der Guaranisprache. Denn um jeden Verkehr mit den verderbten Kreolen

Digitized by Google

abzuschneiden, ist das Spanische in den Reduktionen geradezu verpönt. Aber dafür pflegen die Patres das Guarani eifrig, ja sie haben es im Interesse der Mission und Zivilisation zur Schriftsprache und im mittleren Südamerika zur lingua geral, zur Gemeinsprache, erhoben. „Sobald das Mägdlein 14, der Knabe 16 Jahre alt ist, eilen die Patres sie zu verehelichen und gestatten nicht leichterdings einem oder dem anderen Teile länger ledig zu verharren wegen Gefahr ihrer fleischlichen Gebrechlichkeit". Geistlicher oder Mönch darf keiner werden, geschweige denn Jesuit. Das Höchste, was der Indianer bei besonderer Begabung erreichen kann, ist das Korregidorat, das Amt des Korregidors, als welcher er den regierenden Patres gleichsam als Feldwebel zur Hand gehen muß. Verrät er besondere Anlage zu irgend welchem Handwerk, so wird er sorgfältig darin ausgebildet. Aber die Verfügung darüber steht nicht *ihm* zu, sondern den Patres. Er würde auch sicherlich nicht selber wählen, wenn er könnte. So wenig ist er gewöhnt, über seine Person zu verfügen. Er darf sogar nicht einmal auf eigene Faust den Bezirk der Reduktion verlassen, geschweige denn eine Niederlassung der Weißen besuchen. Er steht mithin *immer* unter Aufsicht. Er ist tatsächlich kein freier Mann. Aber er befindet sich materiell unter diesem patriarchalischen Regimente sichtlich sehr wohl. Alles, was er zum Unterhalte braucht, das in ungeheuren Massen konsumierte Rindfleisch, den Paraguaytee, durch dessen Einführung die Patres ihm alle berauschenden Getränke abgewöhnt haben, das bischen Salz, womit er seine Speisen würzt, selbst die Kleider, die er trägt, und den Tabak, den er schmaucht, empfängt er reichlich und von bester Qualität aus den großen Magazinen der Reduktion. Auch mit Arbeit wird er nicht sonderlich geplagt. Die Sonntage und die zahlreichen Festtage sind absolute Ruhetage. Von den Werktagen hat er immer in der Regel zwei für sich und seinen Acker. An den übrigen vier muß er in der Regel auf dem Tupambae arbeiten. Aber die Arbeitszeit ist nie sehr lang und die Arbeit selbst wird immer gewürzt durch Musik und Gesang. In Reih und Glied unter Vorantragung eines Heiligenbildes ziehen die einzelnen Abteilungen morgens mit Gesang nach der Messe aufs Feld, und in gleicher Weise kehren sie abends wieder heim zur Katechese und Rosenkranzandacht. Es versteht sich danach fast von selbst, daß die Väter auch für angemessene Unterhaltung und Belustigung der „Christen" sorgen. Sonntags gibt es Scheibenschießen, Pferderennen, Fußball, Kriegsspiel oder eine Kahnfahrt mit Konzert, an dem drei Tage währenden Feste des Schutzpatrons sogar eine Komödie, Weihnachten wenigstens beim guten Vater Sepp ein „Kripplein" mit Marionettenspiel, Ostern eine mimisch-dramatische Darstellung der Passion usw. Ganz besonders aber pflegen die Patres den *Tanz* und die *Musik*. Jede Reduktion hat ihren Sängerchor — mit „Tenören ohne Zahl" — und dazu ein stark besetztes indianisch-europäisches Orchester, in dem Bambuspfeifen mit Violinen, Klappern mit Kontrabässen, indianische Trommeln mit Flöten, Klarinetten, Hoboen, Harfen und Theorben mit sonderbaren Instrumenten aus dem Schwanz des Gürteltieres friedlich zusammen wirken. Auch eine Orgel ist fast in jeder Kirche vorhanden. Ja, die Patres setzen ihren Ehrgeiz darein, möglichst mächtige und gute Orgelwerke mit ihren Christen für alle Reduktionen

Digitized by Google

zu bauen. Gottesdienst und Arbeit ist somit in der „christlichen Republik" fast immer von Musik begleitet und zwar von guter Musik: die edelsten altniederländischen und altspanischen Weisen entzücken bei jeder Gelegenheit das Ohr, bisweilen auch wohlgelungene Stücklein der Patres. Denn nicht wenige von ihnen, z. B. unser gemütvoller Pater Sepp, sind im Nebenamte „stattliche Komponisten" und verstehen es darum auch gar nicht selten, z. B. in Tschiquitos, allabendlich auf der Plaza zur größten Freude ihrer „Christen" ein förmliches Konzert zu arrangieren. Eine ebensogroße Rolle wie die Musik spielt aber in den Reduktionen der Tanz oder besser gesagt das Ballet. Denn der Tanz im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist selbstverständlich verpönt. Eifrig gepflegt, ja von den würdigen Vätern selbst einstudiert und geleitet werden dagegen mimische Reigen aller Art, bei denen die Geschicklichkeit der Christen ebenso bewunderungswürdig erscheint, wie die Pracht der Kostüme.

So fließt das Leben der roten Christen sorglos und heiter dahin. Wie Väter sorgen die Patres für sie, und wie Väter strafen sie auch etwaige Vergehen. Die Todesstrafe ist in diesem glücklichen Lande ganz verpönt: Prügel, Fasten, Gefängnis, Ausstellung auf dem Pranger der Plaza, öffentliche Kirchenbuße, das sind die einzigen Übel, die der Christ auch für die allerschwersten Verbrechen zu vergewärtigen hat. Auslieferung des Verbrechers an den weltlichen Richter ist strengstens untersagt. Die roten Kinder kennen demzufolge keine andere Obrigkeit als ihre guten Patres. Daß der König von Spanien eigentlich ihr Souverän ist, dessen sind sie sich kaum klar bewußt. Denn die Kopfsteuer, die nominell auch sie entrichten sollen, wird den Patres als Besoldung gutgeschrieben, die Kriege, die sie führen, werden von den Patres geleitet, Münzen mit dem Bilde des Königs bekommen sie nur auf einen Augenblick bei der Trauung zu sehen, bei der man nach spanischer Sitte Braut und Bräutigam einige Realen austauschen läßt. Auch den Gouverneur, den Bischof der Provinzhauptstadt lernen sie fast nie kennen, denn auch sie gehören zu den Weißen, deren Besuche den Patres nicht genehm sind und daher immer klüglich verhindert werden. Aber darf man darum sagen: die Guaranimission sei ein Staat für sich gewesen, der Name „christliche Republik", „Jesuitenstaat" sei mehr als ein bloßer Vergleich, charakterisiere vollständig das Wesen dieser Missionsgründung? Dann müßte man auch die vielen 100 anderen Missionen der Jesuiten, der Franziskaner, Kapuziner, Augustinereremiten im spanischen Kolonialreiche als selbständige Staaten bezeichnen. Denn sie sind alle ebenso angelegt. Nicht selbständige Staaten haben wir in all diesen merkwürdigen Gemeinwesen vor uns, sondern eine besondere Art von Kolonien, welche die spanische Regierung selber ins Leben gerufen hat und deren Gedeihen sie im eigensten Interesse möglichst fördert, Kolonien, deren künstliche Isolierung von den europäischen Siedelungen sie selber durch strenge Gesetze aufrecht zu erhalten sucht und mit deren Vorstehern sie sich am liebsten direkt über die Köpfe der hohen Provinzialbeamten hinweg in allen wichtigeren Fragen der inneren Verwaltung verständigt. Die christliche Republik von Paraguay unterscheidet sich von den anderen Kolonien derselben Gattung nur dadurch, daß hier das mönchische Regiment und in Verbindung damit das kommunistische

Digitized by Google

Wirtschaftssystem am vollkommensten durchgeführt ist. Aber weist dann nicht wenigstens dieser strenge Kommunismus auf politische und soziale Tendenzen hin, die nur der Gesellschaft Jesu eigentümlich sind? Keineswegs! Ansätze zum Kommunismus finden sich in all jenen Kolonien und er hat sich in ihnen allen gleichsam ganz von selbst entwickelt. Die Guaranis hatten, als sie dem Gesetze Gottes unterworfen wurden, weder nutzbare Haustiere, noch eiserne Werkzeuge, noch feste Wohnsitze, noch Grundeigentum. All das haben sie erst von den Jesuiten erhalten. Daraus ergab sich ganz von selber, daß der Orden sich die Verfügung über all diese Dinge vorbehielt, zumal die Wilden gar nicht verstanden, damit sorgsam umzugehen. Es fragt sich nur, ob die Väter recht daran taten, sie gleichsam auf der Stufe des Kindesalters festzuhalten, in dem man auch dem Kulturmenschen nur die Verfügung über sein Spielzeug läßt, ob es weise war, diesen patriarchalischen Kommunismus, der im Anfange ihnen durch den Zwang der Umstände aufgenötigt war, zu einer dauernden Einrichtung zu machen, und ob die Ergebnisse ihrer hierdurch auf Schritt und Tritt bedingten Erziehungsmethode ganz den ungeheueren Opfern entsprachen, die sie für die Bekehrung der Guaranis gebracht haben.

Der erste Eindruck der Reduktionen ist allerdings geradezu verblüffend: die Indianer sind anscheinend völlig zivilisiert. Sie können anscheinend alles. Was immer in den Reduktionen gebraucht wird, an Nahrungsmitteln und Kleidern, an Haus- und Arbeitsgerät, an gewerblichen, Wohnungs- und Kirchenanlagen, an Musikinstrumenten, Devotionalien und einfachen Maschinen, wird von den Christen selber hergestellt. Sie verstehen schließlich sogar, Kanonen, Glocken und Lettern für ihre Druckerei zu gießen, Uhren zu machen, Bücher zu drucken, Statuen zu schnitzen und Bilder zu malen. Die Reduktionsgemeinschaft am Parana und Uruguay bildet dergestalt eine einzige große geschlossene Hauswirtschaft, die grundsätzlich alles produziert, was sie konsumiert. Nur Salz und Eisen müssen die Patres zu ihrem Kummer mit hohen Kosten importieren. Allein sieht man näher zu, so erkennt man bald die künstliche Mache dieser Zivilisation. Die guten Christen bringen ohne Vorlage und stete Anleitung durch die Patres nichts zustande, als „Sudeleien". Aber ist ihnen denn alle Erfindungsgabe versagt? Keineswegs! Sie waren, als die Patres sie sammelten, zwar kulturarm, aber nicht kulturlos. Allein die Patres haben ihre natürliche Erfindungsgabe gar nicht entwickelt, sondern in dem ungeduldigen Drange, möglichst rasch eine Zivilisation nach europäischem Zuschnitte zu erzeugen, sie förmlich maschinenmäßig dressiert und ihnen das Wenige von Initiative, was sie besaßen, durch sorgliche Fernhaltung jeder materiellen Not gänzlich aberzogen. Die hohe Kultur der Missionen ist daher im Grunde nur ein künstliches Treibhausprodukt, das den Keim des Todes von Anfang an in sich trägt. Denn trotz aller Dressur ist der Guarani im Grunde geblieben, was er war: ein fauler, stumpfsinniger, sinnlicher, gefräßiger, schmutziger Wilder. Er arbeitet, wie die Väter selber versichern, nur, solange er den Stecken des Treibers hinter sich fühlt. Sobald man ihn sich selber überläßt, läßt er gleichmütig die Ernte auf dem Felde verfaulen, die Geräte verwahrlosen, die Herden zugrunde gehen, ja es kommt vor, daß er in einem unbewachten Augen-

Digitized by Google

blicke auf dem Acker die Ochsen plötzlich ausspannt und schlachtet, aus dem Pflugholz ein Feuer macht und mit seinen Gefährten das Fleisch halbroh verschlingt, bis nichts mehr übrig ist. Denn er weiß zwar, daß er dafür seine 25 Hiebe erhält, aber ebenso, daß die guten Patres ihn unter keinen Umständen verhungern lassen. Ebenso urtümlich wie seine Faulheit ist aber auch, wie schon dies Beispiel lehrt, seine Freßbegier. Die 7000 Leute von S. Miguel verzehren täglich 40 Ochsen. Aber Verzehren ist für diese Art Essen ein Euphemismus. Denn sie schlingen die ungeheuren Fleischmassen halbroh hinunter, also „daß ihnen die rote Suppen zu beiden Seiten der gefräßigen Goschen herabrinnt". Bedenklicher noch, als dieser altkannibalische Appetit ist ihre wilde „Geilheit" und geradezu unheimlich ihre Abgestumpftheit gegen manche für das Gemeinschaftsleben sehr wichtige Gemütseindrücke. Liebe zu den Eltern und zu der Gattin, Scham über schwere sittliche Verfehlungen, Anhänglichkeit an das Haus, in dem er geboren, Heimat- und Vaterlandsgefühl empfindet der Guaranichrist, der schon auf ein halbes Dutzend christliche Ahnen zurückschaut, nicht mehr als der wilde Waldindianer, der sein Weib wie ein Tier behandelt, die alten Eltern in der Not kaltblütig verläßt oder gar totschlägt und sich überall wohl befindet, wo er genug zu essen findet. Nur durch einige wenige neue, aber hier zum Teil fast fremdartig anmutende Züge hat sich unter der Zucht der Väter sein Gefühlsleben bereichert. Er ist ein abergläubisch frommer Katholik geworden, der überall Mirakel sieht und die härteste Selbstgeißelung als eine Art Genuß empfindet, er hat gehorchen gelernt und ist den guten Patres, die so treu für sein Wohlsein sorgen, mit einer zwar nicht sehr lebhaften, aber dafür um so zäheren kindlichen Anhänglichkeit ergeben. Dies gewiß nicht sehr glänzende Ergebnis beweist zur Genüge, daß in der Erziehungsmethode der Väter ein Fehler steckte. Aber worin bestand der Fehler? offenbar darin, daß sie nie daran dachten, die Erfindungsgabe, den Tätigkeitstrieb, das Verantwortlichkeitsgefühl ihrer roten Kinder zu entwickeln, daß sie selbst im Spiel und Tanz das Ausdenken, überhaupt das Denken für ihre Christen besorgten, statt sie zum Selbstdenken anzuleiten, daß sie sich begnügten, ihre Pflegebefohlenen äußerlich zu dressieren, statt sie zu erziehen. Dieser Fehler war gewiß zum Teil durch die stets viel zu geringe Zahl der Missionsarbeiter verschuldet: ein Lehrer, der viele Kinder zu regieren hat, wird stets geneigt sein, sie mehr zu dressieren, als zu erziehen. Aber die Hauptschuld trägt daran doch die äußerliche Auffassung der Missionsaufgabe, die auch sonst im Bereiche der jesuitischen Mission uns begegnet: den Patres war es allzusehr um den äußeren, den Massenerfolg zu tun, um die innere Aneignung der Religion und Kultur kümmerten sie sich so gut wie gar nicht.

Allein ist die rote Rasse nicht von Natur so unheilbar stumpfsinnig, daß mehr als eine äußerliche Dressur bei ihr nicht zu erreichen ist? Dieser Einwand wird schon durch die hohen Leistungen der altamerikanischen Kulturvölker zur Genüge widerlegt. Aber verdient dann nicht wenigstens der Grundgedanke des jesuitischen Systems, das Prinzip der isolierten Kulturerziehung, volle Billigung? Sind nicht die Herrnhutischen Missionare unabhängig von den Jesuiten zu ganz ähnlichen Grundsätzen gekommen? Hat nicht David Zeisberger am Muskingum

Digitized by Google

ebenfalls rein indianische Gemeinden gegründet und seine Delawaren möglichst von den Weißen isoliert, um ganz ungestört sie zu Herrnhutern erziehen zu können? Gewiß! Die isolierte Erziehung war gut für den Anfang. Der Fehler der Jesuiten bestand nur darin, daß sie nie daran dachten, dies für den Anfang der Missionsarbeit sehr praktische System im weiteren Fortgang gegen eine dem Kulturfortschritt mehr entsprechende Methode zu vertauschen, daß sie ihre Indianer dauernd im Zustande kindlicher Unmündigkeit erhielten. Aber es wäre doch ungerecht, sie dafür allein verantwortlich zu machen. Die Hauptschuldige war ihre Brotherrin, die spanische Regierung. Diese war mit den Ergebnissen der conquista espiritual so zufrieden, daß es ihr nie in den Sinn kam, an dem System zu rütteln. Es genügte ihr vollkommen, daß die Missionsindianer Frieden hielten, sich äußerlich als Christen betrugen und die Missionen selber den Staat keinen Heller kosteten. Daß die Missionen, sobald die weißen Ansiedelungen näher an sie heranrückten, allmählich zu einem Hemmnis der Kolonisation werden mußten, darüber ist sie erst durch Alexander von Humboldt aufgeklärt worden, aber als das geschah, begann ihre Herrschaft auf dem amerikanischen Kontinente bereits zusammenzubrechen.

Allein es gab ein weites Gebiet, in dem die conquista espiritual nicht bloß für unerlaubt, sondern geradezu für verpönt galt, wo die Regierung der Meinung war, die Eingeborenenfrage am besten dadurch lösen zu können, daß sie die Vermischung von Indianern und Europäern nach Kräften beförderte — die große französische Kolonie am Lorenzstrom, Kanada und seine Nebenländer. Wie hat der Orden hier seine Aufgabe aufgefaßt? Was hat er hier für die allgemeine Kultur geleistet?

Als die Jesuiten 1611 in Kanada erschienen, hausten in den Urwäldern an den Ufern des Lorenzstromes noch über 200 000 Indianer. Französische Ansiedler saßen fast nur in Quebec, und diese wenigen waren weitaus in der Mehrzahl Protestanten, Hugenotten. Den Jesuiten lag nichts daran, Neufrankreich den Hugenotten zu öffnen und Richelieu stimmte in diesem Punkte ganz mit ihnen überein: er untersagte 1628 in der Kolonie die Ausübung des evangelischen Kultus. Damit war zwar Kanada zunächst für die katholische Kirche und die Jesuiten gerettet, aber auch die kapitalkräftigste, unternehmungslustigste, zur Auswanderung am meisten geneigte Bevölkerungsschichte Frankreichs für Kanada verloren: sie wandte sich statt dessen Preußen, Holland, England und den englischen Kolonien zu Ein Verlust, den Frankreich nie verwunden und schließlich mit dem Verluste Neufrankreichs bezahlt hat. Denn obgleich die Jesuiten alles taten, um französische Ansiedler katholischen Glaubens für Kanada zu gewinnen, und obgleich ihre begeisterten Schilderungen des Landes in Frankreich den größten Beifall fanden, so blieb die französische Einwanderung doch immer schwach. 1663 zählte man erst 3200, 100 Jahre später 65 000 Weiße, während Neuengland, dessen Besiedelung erst ein Menschenalter später begonnen hatte, schon 1640 24 000, 1763 aber über 2 Millionen Weiße aufwies.

Digitized by Google

So hart rächte sich an Neufrankreich die kurzsichtige Religionspolitik der Krone und der Jesuiten. Aber wenn es den Vätern nicht gelang, Kanada in eine große französische Ackerbaukolonie zu verwandeln, wie sie so sehnlich wünschten, glückte es ihnen dann wenigstens, die nomadisierenden Ureinwohner der kanadischen Urwälder, die Huronen, Irokesen, Algonkins und Abenakis dem Gesetze Gottes zu unterwerfen und für das katholische Frankreich zu gewinnen? Sie wandten sich zunächst an die Huronen, unter denen bereits die Franziskaner-Rekollekten einige Zeit gewirkt hatten. 3 an der Zahl brachen sie im August 1634 von Quebec auf, um in das Huronenland am Huron-, Ontario- und Eriesee einzudringen. Aber durch die kanadischen Wälder führte damals weder Weg noch Steg. So mußten die Väter nach indianischer Sitte auf den Flußläufen des St. Lorenz und Ottawa im Kanoe die Reise machen. Aber wie oft mußten sie ins Wasser springen, um ihre gebrechlichen Fahrzeuge gegen die reißende Strömung vorzuschieben, wie oft die Kanoes ans Land ziehen und auf den Schultern durch das Gestrüpp am Ufer an den Stromschnellen vorübertragen! Mit blutenden Füßen, zerfetzten Kleidern, ganz zerstochen von blutgierigen Schnaken, fast aufgerieben von Entbehrungen und Strapazen langten sie endlich in den Dörfern der Huronen an. Aber hier warteten ihrer vorerst nur neue Enttäuschungen. Die Huronen waren viel wilder, schmutziger, mißtrauischer, als sie je geahnt, die Medizinmänner noch allmächtig, der Aufenthalt in den düsteren, rauchigen, von Ungeziefer wimmelnden Wigwams unter ständiger Belästigung von unbändigen, schmutzstarrenden Kindern und noch unbändigeren halbwilden Hunden eine täglich neu empfundene Qual, und dazu kam noch der harte kanadische Winter und die stets drohende Gefahr, von den finsteren Rothäuten plötzlich überfallen, zum Marterpfahl geschleppt, skalpiert und langsam zu Tode geröstet zu werden. In solcher Lage vermag nur ein gewaltiger Enthusiasmus das Herz frisch zu erhalten, ein Enthusiasmus, der alles Elend förmlich als Gnade empfindet, dem Martyrium mit Sehnsucht und Frohlocken sich entgegendrängt, überall Wunder schaut und Gesichte sieht und jeden Kampf als einen Kampf gegen den Satan erlebt und betrachtet. Die Väter Brebeuf, Daniel und Davoust besaßen diesen Enthusiasmus und darum gelang es ihnen allmählich das Vertrauen der Huronen zu gewinnen. Nach 6jähriger Arbeit hatten sie schon eine große Zahl Huronen in festen Ansiedelungen gesammelt und 14 Missionsstationen gegründet mit dem Fort St. Maria am Huronsee als Mittelpunkt. Aber im selben Zeitpunkte, 1641, begann der furchtbare Vernichtungskrieg der Irokesen gegen die Huronen und die mit ihnen verbündeten Franzosen. Die Jesuiten trotzten allen Schrecknissen dieses entsetzlichen 26jährigen Ringens. Aber was half das? Die Irokesen zerstörten seit 1648 eine Mission nach der anderen, ermordeten fast alles, was ihnen dabei in die Hände fiel, und marterten fast alle „Schwarzröcke", deren sie habhaft werden konnten, in greulichster Weise zu Tode. Den Patres Lalemant und Brebeuf, die im März 1649 bei der Einnahme von St. Louis weggeschleppt wurden, spalteten und durchbohrten sie z. B. die Hände, rissen ihnen die Fingernägel aus und rösteten sie dann langsam zu Tode, indem sie ihnen sogar in die Augen glühende Kohlen einbohrten. Als Jean de Brebeuf, ein Riese von

Digitized by Google

Gestalt, trotzdem keinen Laut von sich gab, sondern unerschütterlich am Marterpfahle weiter predigte, schnitten sie ihm auch Nase und Lippen ab, skalpierten ihn, hieben ihm die Füße durch und begannen das Fleisch an den Oberschenkeln bis auf die Knochen abzuschälen, ja schließlich riß ihm ein von seiner Standhaftigkeit besonders erbauter Krieger das zuckende Herz aus der Brust, um es noch warm zu verzehren und durch das Blut des Tapferen die eigene Kraft zu vermehren. Die Huronen wurden in diesem Kriege nahezu aufgerieben: nur etwa 700 retteten sich in die schützende Nähe von Quebec, der Rest ließ sich in den Stammesverband der Todfeinde aufnehmen. Die mit so großen Opfern begonnene Mission war 1667 vernichtet. Gleichwohl gaben die Jesuiten die Hoffnung nicht auf, die Rothäute am St. Lorenz, an den kanadischen Seen, am Illinois, Ohio und Hudson zu bekehren. Sie zogen von Stamm zu Stamm, auch wenn sie wochenlang kein anderes Nachtlager hatten, als den harten Felsen, und keine andere Nahrung als eine Handvoll indianischen Mais. Sie wagten sich mitten im Kriege selbst in die Wigwams der Irokesen und kamen immer wieder, auch wenn man sie skalpierte oder ihnen, wie dem Pater Jogues, die Daumen, die Hände abhieb. Aber was nützte es, wenn einige 100 Rothäute sich schließlich in ihren 3 kanadischen Missionsdörfern zusammenfanden? Die Mehrzahl der Wilden blieb doch heidnisch und wurde zudem durch den Branntwein und die schwarzen Pocken so fürchterlich dezimiert, daß sie dahinschmolzen wie Schnee in der Sonne. Dieser Verwüstung hätten die Väter nur dann steuern können, wenn es ihnen auch hier möglich gewesen wäre, die Indianer nach dem spanischen System völlig zu isolieren und, solange als es irgend anging, bei ihrer Nationalität, Sprache und Sitte zu erhalten. Aber davon wollte die französische Regierung nichts wissen. Sie zwang die Väter, die bekehrten Indianer in der französischen Kolonie anzusiedeln, sie möglichst schnell zu französisieren, den Verkehr und sogar Heiraten zwischen Rothäuten und Blaßgesichtern möglichst zu begünstigen. Diese kurzsichtige Politik, die schwarzen Pocken, der Branntwein und der Tomahawk der Irokesen haben in Nordamerika die Indianerfrage zuungunsten der Jesuiten entschieden und zugleich das Schicksal der französischen Kolonialherrschaft besiegelt. Hätte Frankreich Kanada den Hugenotten offengehalten und wäre es den Jesuiten gelungen, ihre Missionsposten im Rücken Neuenglands bis an den Hudson, den Mississippi und den Golf von Mexiko vorzuschieben, dann wäre Nordamerika vielleicht doch nicht die große Mutter der Dissenters geworden, sondern „ein athletischer Vorkämpfer Loyolas“. An dem guten Willen dazu hat es den Vätern wahrlich nicht gefehlt. Das beweisen ihre zahlreichen kühnen Entdeckungsreisen in der unerforschten Wald- und Wasserwildnis des nördlichen Kontinents. Sie waren die ersten Europäer, die den Oberensee erforschten und sich an seinen Ufern niederließen, die ersten, welche die Bedeutung des kanadischen Seengebietes klar erkannten und in die französische Regierung drangen, davon Besitz zu ergreifen, die einzigen, welche die wilden Waldläufer noch übertrafen und jeden noch so fernen und gefürchteten Indianerstamm in seinem Lager aufspürten, also daß es bei den biederen Rothäuten fast eine stehende Begrüßungsformel für europäische Reisende wurde: die Schwarzröcke sind schon hier gewesen.

Digitized by Google

Aber der einzige für den Orden erfreuliche Erfolg von alledem ist, daß heute unter den Statuen am Kapitol zu Washington auch die Statuen eines Jesuiten und Jesuitenschülers die flüchtige Aufmerksamkeit des geschichtshungrigen Yankee für einen Augenblick erregen: die Statuen der beiden Männer, die das große Wasser des Westens, den Mississippi, entdeckten und zuerst befuhren: des Paters Marquette und des Quebecer Jesuitenzöglings Louis Joliet. Daß diese Denkmäler am Kapitol zu Washington stehen, zeigt deutlicher als jede historische Untersuchung, daß die Väter in Nordamerika nicht erreicht haben, was sie hofften und mit aller Energie erstrebten: nicht das katholische Frankreich, für dessen Ehre und Macht so viele ihrer besten Genossen skalpiert, erschlagen und geröstet worden sind, sondern das tief verhaßte englische Volkstum, mit dem sie mehr als 100 Jahre still aber leidenschaftlich in den Wigwams am Hudson, Illinois und Ohio gerungen haben, hat von dem Lorenzstrom, den kanadischen Seen und dem Mississippi Besitz ergriffen und sich dadurch die Herrschaft über Nordamerika gesichert.

Die kühne Wageluft, die den Orden auf seinem europäischen Arbeitsfelde auszeichnet, hat ihn auch in die heidnischen Länder begleitet. Der Umfang seiner Unternehmungen ist auch hier schlechthin erstaunlich, die Umsicht und Energie, mit der er sie ins Werk setzt, bewunderungswürdig, die Entsagungsfähigkeit und Seelenstärke, die seine Jünger in Wildnis und Wüste, in Fiebersümpfen und Pesthöhlen, unter Kannibalen und hinterlistigen Kopfjägern beweisen bis zu einem elenden und oft martervollen Tode, erhaben und ehrfurchtgebietend. Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Die Wageluft schlägt auch auf dem Missionsfelde nur zu oft um in eine ungeduldige Eroberungssucht. Der äußere Erfolg wird angestrebt mit allen Mitteln. Wo die Kultur des Heidentums unüberwindlich scheint, wie in Indien und China, wird darum nicht nur in Sitte und Brauch, sondern auch in der Gottesverehrung das Heidentum so schonend behandelt, daß statt des Christentums förmlich eine neue Religion gepflanzt wird, eine christlich-heidnische Mischreligion. Da aber, wo die Organisation der heidnischen Religion schwach ist, begnügt man sich vielfach mit einem äußerlichen Christenmachen. Massenbekehrung, Massentaufen ist die Losung. Die innere Aneignung der Religion glaubt man ganz der nachfolgenden Erziehung der Kirche aufbürden zu können. Wo diese Erziehung nicht möglich war, wie in Indien, Japan, China, da sind die großartigen Missionsgründungen des Ordens alsbald zusammengebrochen. Wo sie plötzlich durch die Aufhebung des Ordens abgebrochen wurde, wie im portugiesischen und spanischen Kolonialreiche, da sind die

Digitized by Google

Christen der Ordensmissionen rasch wieder in den Urstand der Barbarei zurückgesunken oder doch völlig degeneriert, weil die Väter es versäumt hatten, sie zum rechten Gebrauche der Freiheit zu erziehen. Wenn somit das Ergebnis all dieser Unternehmungen nicht entfernt dem ungeheuren Aufwande von Gut und Blut, geistiger Kraft und idealer Begeisterung entspricht, den sie dem Orden verursacht haben, so ist daran nicht bloß die urtümliche Wildheit der Bekehrten schuld, auch nicht bloß die Niedertracht und Habsucht des weißen Kolonisten und Kaufmanns, deren blutrote Spuren freilich auch in der Geschichte der jesuitischen Mission oft genug begegnen, sondern auch die Art des Missionsbetriebs. Die jesuitische Mission war zu sehr conquista und bisweilen sogar raffinierte Seelenfängerei. Daher ihre großen Augenblickserfolge, daher ihr geringer bleibender Ertrag.

5.

Machtbereich und Machtmittel der Kompagnie Jesu auf der Höhe ihrer Wirksamkeit.

Im Jahre 1640 erschien bei Plantin in Antwerpen eines jener gewaltigen Bücherungetüme, bei deren Anblick heute selbst hartgewöhnte Büchermenschen eines gelinden Gruselns sich nicht erwehren können: ein Großfolioband von fast 1000 Seiten, so lang, so breit, so dick und so schwer wie ein kleines Kind. Wagen wir das Ungetüm etwas genauer zu beschauen, so fühlen wir uns jedoch zuvörderst sehr angenehm enttäuscht: es ist geradezu prachtvoll gedruckt, überreich mit schönen Kupfern geschmückt, in jeder Beziehung ein Meisterwerk der berühmten Offizin, aus der es hervorgegangen ist. Schon dies ungewöhnlich liebliche Äußere verrät, daß wir hier keines der gewöhnlichen gelehrten Monstra des 17. Jahrhunderts vor uns haben, die sich so schwer tragen und noch schwerer ertragen lassen. In der Tat dies Ungeheuer von Buch will mehr erbauen als belehren. Es will nichts weiter sein als eine Festschrift und zwar, wie das überreich verzierte Titelblatt mit der Inschrift „Gemälde des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu“ usw. uns lehrt, die Festschrift der Patres der flandrobelgischen Provinz

Digitized by Google

zur ersten Jahrhundertfeier der Gesellschaft Jesu. Zu Jubiläen läd man herkömmlicher Weise nicht die Kritik zu Gaste. Diesem wohlbegründeten Brauche haben sich selbstverständlich auch die gelehrten belgischen Patres bei der Abfassung ihrer Festschrift angeschlossen. Aber sie haben dabei nicht nur die Kritik aus ihrer Studierstube verbannt: wir brauchen nur einige Seiten ihrer selbstverständlich in klassischem Neulatein geschriebenen Schilderung zu lesen, nur einige 100 von den 1000 lateinischen, griechischen und hebräischen Versen zu genießen, welche die gespreizte Prosa anmutig unterbrechen — und es ist uns, als müßten wir in süßlichem Weihrauche ersticken. Die Gesellschaft Jesu lobt und verherrlicht sich hier mit einer Überschwänglichkeit, der gegenüber selbst die höfische Rhetorik der spätrömischen Kaiserzeit noch als harmloses Geplauder erscheint. Sie führt ihren Ursprung direkt zurück auf Jesus und Maria, sie vergleicht ihre Entwickelung mit der Entwickelung Jesu, sie bezeichnet sich selbst als ein auserwähltes Rüstzeug der göttlichen Vorsehung, in dessen Geschichte alttestamentliches Prophetenwort sich erfülle und Gott durch Wunder und Zeichen seine Herrlichkeit offenbare, sie stellt Ignatius nicht bloß dem Heros des kaiserlichen Rom, Julius Cäsar, sondern auch dem Heros des geistlichen Rom, Petrus, an die Seite, sie erhebt ihn aber selbstverständlich weit über Cäsar und feiert ihn und mit ihm Javier geradezu als die Heiligen der Heiligen, die Wundertäter der Wundertäter, die über Wind und Regen, Krankheit und Tod Macht haben, ja sogar die Sonne stille stehen lassen wie Josua bei Gibeon. Was immer Hohes, Herrliches und Wunderbares von Menschen und Menschenwerk ausgesagt werden kann, das nimmt die Gesellschaft hier stolz für sich und ihre Jünger in Anspruch. Sie huldigt sich selber mit einem Jubiläumsenthusiasmus, einem Triumph- und Selbstgefühle ohnegleichen. So grotesk uns dieses an Selbstvergötterung streifende ungeheure Selbstbewußtsein auch berühren mag, so müssen wir doch jedenfalls versuchen, es zu begreifen. Denn es ist doch sicher nicht nur die Ausgeburt einer enthusiastisch erregten Phantasie, sondern gründet sich irgendwie auf Tatsachen, auf Erfolge und Siege, welche selbst die an sich nicht überschwenglichen Niederländer schwindeln machten. Beachten wir das, vergegenwärtigen wir uns die äußere Entwickelung der Kompagnie im ersten Jahrhundert ihres Bestehens und ihre Machtstellung im

Digitized by Google

Jahre 1640, dann erscheint das Selbstgefühl des Ordens in der Tat nicht mehr unverständlich, obgleich wir zugeben müssen, daß das „Gemälde" ganz ein Gemälde im Zeitstile ist: mythologisch, pomphaft, bombastisch, in allen Dimensionen das wirklich Geschaute ins Kolossale steigernd.

1540 hatte der Orden überhaupt noch kein eigenes Heim und erst 10 vollberechtigte Mitglieder. 1556 zählte man dagegen schon 12 Provinzen, 79 Häuser und angeblich 1000 Mitglieder. Nur 18 Jahre später 1574: 17 Provinzen, 125 Kollegien, 11 Probationshäuser, 35 Niederlassungen anderer Art, 4000 Mitglieder. Wieder ein Menschenalter später, 1608: 31 Provinzen, 306 Kollegien, 40 Probehäuser, 21 Professhäuser, 65 Residenzen und Missionen, 10640 Mitglieder. Nur 8 Jahre danach, ein Jahr nach dem Tode des großen Generals Aquaviva, 32 Provinzen, 372 Kollegien, 41 Probehäuser, 128 Residenzen, 13112 Mitglieder. 10 Jahre später, 1626: 36 Provinzen, 2 Vizeprovinzen, 446 Kollegien, 37 Seminare, 49 Probehäuser, 24 Professhäuser, ca. 230 Missionen und Residenzen, 16060 Mitglieder. Endlich 1640: 35 Provinzen, 3 Vizeprovinzen, 521 Kollegien, 49 Seminare, 54 Probehäuser, 24 Professhäuser, ca. 280 Residenzen und Missionen, mehr als 16000 Mitglieder. Aber das Jubeljahr bezeichnet keineswegs das Ende dieser glänzenden Entwickelung. 1679 zählte man zwar nur ebensoviel Provinzen wie 1640 und nur 23 Profeß- und 48 Probehäuser, aber die Zahl der Kollegien betrug 578, die Zahl der Seminare 88, die Zahl der Residenzen 160, der Missionen 106 und die Zahl der Mitglieder 17650, wovon 7870 Priester. 1710 berechnete man: 37 Provinzen, 1 Vizeprovinz, 612 Kollegien, 157 Seminare, 24 Profeß-, 59 Probehäuser, 340 Residenzen, etwa 200 Missionen, 19978 Mitglieder, darunter 9957 Priester. Erst die Statistik von 1750 zeigt einen unverkennbaren Rückgang: 578 Kollegien, 150 Seminare, 60 Probehäuser, 25 Professhäuser, 195 Residenzen, 172 Missionen, aber trotz alledem 22126 Mitglieder, darunter 10594 Priester. Schon aus dieser Übersicht ergibt sich, daß die Blütezeit der Kompagnie in die Regierung des Generals Aquaviva fällt, 1581—1615. In dieser Zeit und in den darauf folgenden 10—15 Jahren, d. i. in der großen Zeit der Gegenreformation, ist sie verhältnismäßig am schnellsten gewachsen, insbesondere in den ketzerisch-infizierten Ländern Mitteleuropas. Am stärksten vertreten war sie von Anfang an in Italien (1640: 116 Kollegien, über 3000 Mitglieder): nächstdem auf der Pyrenäenhalbinsel (104 Kollegien, weit über 2000 Mitglieder). An 3. Stelle kam Deutschland, d. i. das Gebiet des späteren deutschen Bundes (83 Kollegien, etwa 20 Seminare, über 2000 Mitglieder), an 4. Stelle Frankreich (79 Kollegien, 3 Seminare, über 2000 Mitglieder), an 5. die spanischen Niederlande (39 Kollegien, über 1000 Mitglieder), an 6. Polen (30 Kollegien, über 1000 Mitglieder). Relativ am stärksten besetzt waren in Europa die spanischen Niederlande. Denn hier lagen auch zum größten Teile die großen Anstalten des Ordens für die Propaganda in Großbritannien und Irland. Unter den außereuropäischen Gebieten des Ordens nahm die erste Stelle Ostindien ein (19 Kollegien, 2 Seminare, über 500 Arbeiter), dann kam Mexiko

Digitized by Google

(14 Kollegien, 2 Seminare, 14 Residenzen, etwa 400 Arbeiter), hierauf Peru (11 Kollegien, 3 Seminare, 3 Residenzen, 400 Arbeiter), hierauf Paraguay (7 Kollegien, etwa 150 Arbeiter). Am spärlichsten war die Kompagnie verhältnismäßig in Afrika vertreten. Hier besaß sie feste Niederlassungen nur in Portugiesisch-Ost- und Westafrika. Immerhin durfte sie doch mit einigem Rechte die stolze Devise auf sich anwenden: Omnia Solis habet. Denn so weitmaschig das Netz von Niederlassungen war, womit sie den Erdkreis umspannte, die Sonne ging doch in dem Bereiche ihrer Wirksamkeit nie unter. Sie traf auf ihrer Bahn, wie das Gemälde rühmend hervorhebt, überall Jesuiten, die zum Gebete sich vereinigten.

Das sind trockene statistische Daten. Aber aus diesen trockenen Daten und toten Zahlen ergibt sich doch eine klare Anschauung von einem höchst merkwürdigen Vorgange, eine Anschauung davon, wie aus einer unbedeutenden Studentenverbindung allmählich eine Weltmacht wird, eine Weltmacht, die schließlich ebenso universal ist wie die Kirche, der sie dient, nur noch viel einheitlicher und schlagfertiger, eine Weltmacht, deren Einfluß nicht nur in ganz Europa, sondern auch in der neuen Welt, in Indien, China, Japan sich geltend macht, eine Weltmacht, in deren Dienste Angehörige der meisten Nationen und Rassen einträchtig miteinander arbeiten, Italiener und Spanier, Portugiesen und Franzosen, Deutsche und Engländer, Polen und Griechen, Araber und Japaner, Tonkinesen und selbst Indianer, eine Weltmacht, die mithin zugleich ein Bild der Welt im kleinen darstellt, wie es selbst die universale Kirche noch nie zuvor in ihrer Mitte gesehen hatte.

Der aufmerksame Beobachter kann sich jedoch dies Bild nicht vergegenwärtigen, ohne sich die Frage vorzulegen: wie ist der Orden zu dieser Weltstellung gelangt, und was hat es ihm ermöglicht, sie verhältnismäßig so lange zu behaupten? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich zum Teil schon aus der Geschichte der Sieges- und Eroberungszüge der Kompagnie. Sie kämpfte zum ersten für eine große Idee, die Herrschaft des Papsttums und des katholischen Glaubens. Das gab ihr die Kraft zu ungeheuren Anstrengungen, ließ ihr jedes Opfer in ihrer großen Zeit als Pflicht, jedes Leiden als Lohn erscheinen. Sie besaß zum anderen eine Organisation, welche ihr jede Aufgabe, die an sie herantrat, leicht und rasch zu erfüllen erlaubte, und sie verstand zum dritten auch sich all der Mittel zu bemächtigen, welche in der Welt Geltung, Ansehen und Einfluß verleihen.

Digitized by Google

Als das vornehmste dieser Machtmittel des Ordens hat man schon verhältnismäßig frühe seinen Reichtum betrachtet. Aber leider hat er selber immer über diesen Punkt ein so tiefes Stillschweigen beobachtet, daß wir eine Geschichte und Statistik des Ordensvermögens noch nicht mitteilen können.

Wir besitzen nur einige wenige Angaben über das Vermögen oder das Einkommen einzelner Provinzen und Kollegien, aber leider auch nur aus der Zeit des Niedergangs. So schätzten beispielsweise in Frankreich die Väter selber, also sicher nicht zu hoch, 1760 den Wert ihres Immobiliarvermögens auf 58 Millionen Livres. Aber in Frankreich galten sie nicht für so reich und „wol genert", wie in Deutschland. Leider haben wir nur für Deutschland keine derartige Selbsteinschätzung. Wir wissen nur, daß der Wert der Ordensgüter in den österreichischen Kronländern zur Zeit der Aufhebung auf $15^1/_2$ Mill. Gulden veranschlagt wurde, daß in Bayern ein einziges Kolleg, Ingolstadt, zur selben Zeit über ein Aktivvermögen von mehr als 3 Millionen Gulden verfügte, daß in Preußisch-Schlesien die 60 Patres ein Einkommen von ca. 47 000 Talern besaßen. In Spanien sollen die Einkünfte des Ordens, soweit sie aus liegenden Gütern erflossen, sich damals auf $2^1/_2$ Millionen Franken belaufen haben. In Polen schätzte man sie auf 2,8 Millionen Franken, in Portugal waren sie, wenn wir dem Jesuiten Mendoza glauben dürfen, sicher beträchtlich höher und in Italien betrugen sie vielleicht das doppelte. Dazu kamen nun noch die Erträgnisse der großen überseeischen Besitzungen der Kompagnie. Die Reduktionen in Paraguay brachten nach mäßiger Berechnung schließlich pro Jahr 231 000 Pesos (etwa 1 617 000 Mark) ein, die von Tschiquitos sollen um 1750 immer 250 000 Mark in Kassa gehabt haben. Auch in Peru, Neugranada, Mexiko, auf den Antillen war der Orden zum mindesten wohlsituiert. Auf Martinique allein besaß er liegende Güter im Werte von 4 Millionen Franken. Wenn wir somit unter Berücksichtigung des teilweise sehr geringen Zinsertrages sein Immobiliarvermögen um 1750 auf eine Milliarde Mark unserer Währung veranschlagen, so werden wir sicher nicht fehlgehen, sondern ihn eher noch etwas zu niedrig einschätzen. — Diese Summe klingt fast märchenhaft. Auf den ersten Blick könnte man im Hinblicke darauf geneigt sein, den Ordensgeneral mit den Milliardären unserer Tage auf eine Stufe zu stellen. Aber sieht man näher zu, so erkennt man gleich, daß das nicht erlaubt ist, denn dies ungeheure Vermögen stand dem General durchaus nicht frei zur Verfügung. Es war zum allergrößten Teile für bestimmte Zwecke festgelegt. Es bildete zum allergrößten Teile die feste Dotation der einzelnen Ordensanstalten. Die Ordensregierung bezog von dem Nettoeinkommen dieser Häuser, wenigstens Mitte des 17. Jahrhunderts, nur 1%. Sie beanspruchte weiter die Verfügung über neue Stiftungen, Erbschaften, das Vermögen der neueintretenden Mitglieder und die Überschüsse. Allein diese Ansprüche konnte sie nicht immer durchsetzen. Man wird sich also hüten müssen, ihr Einkommen zu überschätzen. Dazu mußten von diesem Einkommen die sehr beträchtlichen Kosten für die Weltpolitik des Ordens und zum Teil auch für die

Digitized by Google

Missionen bestritten werden. Was das bedeutete, kann man einigermaßen daraus entnehmen, daß in Tschiquitos allein die Anlage der Mission auf 1 Million Taler zu stehen kam. Aus alledem erhellt zur Genüge, daß man nicht kurzerhand den Orden für reich erklären darf. Es gab ohne Zweifel außerordentlich reiche Ordenshäuser, aber daneben auch mäßig dotierte und sogar ganz arme, nämlich die Profeßhäuser, die statutengemäß keine festen Einkünfte besitzen durften, sondern auf milde Gaben angewiesen waren. Die finanzielle Stärke des Ordens beruhte darauf, daß die Generäle die Vermögensverwaltung der einzelnen Häuser streng überwachen, einen bestimmten Prozentsatz ihres Einkommens für sich erheben und den ärmeren Anstalten die Überschüsse der reicheren eventuell zuwenden konnten. So wurde erreicht, daß keine Anstalt je Not litt und für die großen Ordensunternehmungen immer die nötigen Mittel vorhanden waren. Also nicht das Vermögen an sich, sondern die Organisation der Vermögensverwaltung begründete in erster Linie die materielle Überlegenheit des Ordens über alle anderen geistlichen Körperschaften.

Wie ist der Orden nun zu diesem ansehnlichen Vermögen gekommen? Liest man das Gemälde des ersten Jahrhunderts, so müßte man meinen, lediglich durch das gnädige Walten der göttlichen Vorsehung. Befragt man unbefangenere Zeugen, so erkennt man jedoch bald, daß die Väter selber etwas Vorsehung gespielt haben. Die Kompagnie übernahm prinzipiell kein neues Kolleg, ehe der Stifter nicht ausreichend für den Unterhalt der Lehrer und Schüler gesorgt hatte. Sie machte es weiter ihren Jüngern zur Pflicht, spätestens nach Ablauf des 4. Jahres auf ihr Vermögen und alle ihre vermögensrechtlichen Ansprüche zu verzichten, und wenn sie es auch ihnen freistellte, zugunsten der Armen zu verzichten, so erfolgte die Abdikation natürlich in der Regel zugunsten des Ordens. Allein in der oberdeutschen Provinz erhielt der Orden in den Jahren 1620—1700 auf diesem Wege 800 000 Gulden bares Geld, die Lehn- und Rittergüter, die Häuser und Grundstücke, die damit zugleich an ihn fielen, nicht eingerechnet. Sodann verstand es der Orden sehr gut, reiche Gönner freigebig zu stimmen, woraus ihm niemand anfangs einen Vorwurf machte, denn er verwandte das Geld meist für gemeinnützige Unternehmungen, insbesondere für seine Schulen. Ferner ließ er sich vielfach die Güter verlassener Klöster überweisen, was sehr häufig zu ärgerlichen Streitigkeiten mit den älteren Orden führte. Und endlich bemühte er sich auch redlich seine Güter gewinnbringend zu verwalten, indem er nicht bloß wie die älteren Mönche Ackerbau und Viehzucht trieb, sondern auch der wirtschaftlichen Entwickelung der Neuzeit entsprechend, Industrie und Handel. In Mexiko besaß er schon im 17. Jahrhundert die besten Zuckersiedereien und sehr ertragreiche Silberminen. In Paraguay erzeugte er auf seinen Plantagen einen ausgezeichneten Tee, der auf den Märkten stets viel begehrt war Ebenda züchtete er auf seinen ungeheuren Weiden einen guten Schlag Maultiere, von dem er schließlich Jahr für Jahr 80 000 Stück nach Peru exportierte. In Tschiquitos bildete das Wachs einen Hauptausfuhrartikel, in Mojos der Kakao. So hatte jede Reduktionsgemeinschaft, ja jede Reduktion schließlich ihre Spezialität, welche sorgfältig gepflegt wurde, damit alle einander aushelfen konnten

Digitized by Google

und zugleich keine der anderen auf dem Markte Konkurrenz machte. Aber lohnender noch als die Plantagen-, Vieh- und Bienenwirtschaft waren die großen industriellen Betriebe, die der Orden überall in seinen Reduktionen mit vieler Mühe ins Leben gerufen hatte. Wie schon die ältesten kommunistischen Gemeinschaften der christlichen Zeit, die orientalischen Klöster, so bildeten nämlich alle diese Indianerdörfer schließlich nicht nur „geschlossene Hauswirtschaften", sondern immer zugleich große „Fabriken", die alle möglichen gut gehenden Massenartikel namentlich aber Rosenkränze, Votivkerzen, Teppiche, Decken, Baumwollzeuge, Reitutensilien für den südamerikanischen Markt produzierten. Eine so lebhafte und vielgestaltige Industrie konnte selbstverständlich nicht ohne einen geordneten Handelsverkehr bestehen. Fremde damit zu betrauen war wider das ganze System der Patres. Also arrangierten sie selber den Transport ihrer Waren, lernten mit Wechseln umgehen und nach allen Regeln der Kunst Handelsbücher führen. Man hat später hieran großen Anstoß genommen. Aber man hatte dazu keine Ursache. Wollten die Väter ihre Reduktionen nicht zugrunde gehen lassen, so mußten sie sich notwendig auf Handelsgeschäfte einlassen, und wenn sie dabei gelegentlich einmal einen erklecklichen Profit einheimsten, so war dieser Profit jedenfalls redlicher verdient, als der Profit, den andere Unternehmer aus den Kolonien zogen. Anders steht es mit den Geschäften, die der Orden außerhalb Paraguays betrieb. Sie waren zwar auch sehr gewinnbringend, aber, wie wir noch sehen werden, bereits ein bedenkliches Symptom des Verfalls der alten Ordensdisziplin.

Allein so wichtig und nötig dieser gewaltige Besitz und das daraus erfließende große Einkommen für den Orden waren, er war doch in erster Linie eine geistige Macht, die nach der Herrschaft über das geistige Leben der Völker strebte. Wir wissen schon, in welchem Umfange er dies Ziel erreicht hat. Wir haben auch schon öfters die Frage gestreift, auf welche Weise er dazu gelangt ist. Als vornehmste Ursache seines Erfolges ergab sich uns dabei immer die Tatsache, daß es ihm gelang, sich der Stätten zu bemächtigen, deren Besitz in jener Zeit die Herrschaft über die öffentliche Meinung bedeutete, — des Katheders, des Beichtstuhls, der Kanzel.

Das Mönchtum hat von jeher einen gewaltigen Einfluß auf das Unterrichtswesen der christlichen Völker ausgeübt. Aber der Jesuitenorden erscheint auch in diesem Betrachte als Gipfelpunkt und Abschluß seiner ganzen Entwickelung. Er war der Schul- und Studienorden katexochen, ja die größte Unterrichtsgenossenschaft, welche die Menschheit bisher gesehen hat, denn etwa $^2/_3$ seiner Niederlassungen waren stets Schulen, etwa $^4/_5$ seiner Mitglieder stets Schüler oder Lehrer. Würde man den Genius des Ordens bildlich darstellen wollen, so würde man

Digitized by Google

ihn daher am besten als Schulmeister darstellen. Nur müßte man der Gestalt als Emblem nicht eine Fibel oder eine Bibel in die Hand geben, sondern eine lateinische Grammatik. Denn nur mit dem gelehrten Unterrichte hat der Orden sich prinzipiell befaßt. Elementarunterricht erteilte er nur ausnahmsweise, in der Regel nur auf dem Missionsfelde.

Die zahlreichen Ordensschulen in Europa und in der neuen Welt waren also samt und sonders gelehrte Schulen. Aber das Unterrichtsziel war in ihnen nicht überall das gleiche. Die Kollegien unterster Stufe befaßten sich nur mit dem Unterrichte in den klassischen Sprachen, Latein und Griechisch. Sie entsprachen also etwa unseren Gymnasien. In den Kollegien der 2. Stufe war mit dem Gymnasium gleichsam eine philosophische Fakultät verbunden. Wir können sie daher zum Unterschiede von den ersteren wohl als Lyzeen bezeichnen. In den Kollegien der höchsten Stufe trat dazu noch eine theologische Fakultät. Sie sind von dem Orden selbst wohl als Akademien oder Universitäten bezeichnet worden. Daraus ergibt sich schon, daß die jesuitische Universität nicht mit unseren Universitäten auf eine Stufe zu stellen ist. Sie war 1. stets mit einem Gymnasium verbunden, sie besaß 2. nur 2 Fakultäten, Philosophie und Theologie. Denn Medizin durften die Patres statutengemäß nicht dozieren, und die Jurisprudenz hatte für sie nur wegen des Kirchenrechtes Interesse. Wo sie an einer älteren Universität als Professoren zugelassen wurden, wie in Wien, Ingolstadt, Prag, Freiburg im Breisgau, da besetzten sie also nur die theologischen und philosophischen Lehrstühle und bisweilen auch den Lehrstuhl für Kirchenrecht. Aber das genügte völlig, um die ganze Universität ihrem Einflusse zu unterwerfen. Noch mehr dominierten sie selbstverständlich da, wo, wie in Bamberg und Fulda, die anderen Fakultäten erst später ihrer Akademie angegliedert wurden. Allein im Gebiete des deutschen Reiches besaßen oder beherrschten sie dergestalt zu Beginn des 18. Jahrhunderts 18 Universitäten oder Akademien, also mehr als der universitätenreiche preußische Staat unserer Tage! Aber der Orden beschäftigte sich nicht nur mit dem Unterrichte, sondern auch mit der Erziehung der Jugend. Er besaß außer den Kollegien noch eine ganze Anzahl Pensionate für junge Edelleute, nicht wenige Internate für arme Scholaren und vor allem seit dem 17. Jahrhundert eine große Menge von Priester-

Digitized by Google

seminaren. In vielen katholischen Ländern lag ihm somit die ganze Fürsorge für die heranwachsende Generation der herrschenden Stände ob, insbesondere die Fürsorge für die Ausbildung des Klerus. Die Zahl seiner Schüler war demnach ganz enorm. Nehmen wir 300 als normale Frequenzziffer, dann belief sie sich 1640 etwa auf 150 000 Köpfe! — Das Muster für all diese Anstalten war, wie schon bemerkt, das römische Kolleg, welches schon seit den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts immer über 2000 Schüler zählte, das Regulativ die vornehmlich auf Grund der didaktisch-pädagogischen Erfahrungen im römischen Kolleg sorgfältig ausgearbeitete Ratio Studiorum oder Studienordnung von 1599, das erste große für einen ganzen Völkerkreis bedeutsame Schulgesetz der Weltgeschichte.

Wie ist nun der ungeheure Erfolg des Ordens als Schulorden zu erklären? Dürften wir den geschworenen Feinden der Jesuitenschule Glauben schenken, den humanistischen Schulmeistern, die durch sie überall um ihr kümmerliches Brot gebracht wurden, so hätten ihn die Patres lediglich dem Grundsatz zu verdanken: der Unterricht ist unentgeltlich. Gewiß ist dieser Grundsatz ihnen sehr zu statten gekommen, namentlich in Süditalien, wo auch der Edelmann stets etwas vom Lazzaroni an sich gehabt hat. Aber was war es dann, was so viele Fürsten und Stadträte bewog, die sehr beträchtlichen Kosten für den Unterhalt der Jesuitenschulen zu übernehmen? Etwa nur die streng katholische Gesinnung der Patres? Keineswegs, denn diese Gesinnung war in katholischen Ländern auch bei anderen Orden zu finden. Sondern in erster Linie doch die Überzeugung, daß es keine besseren und geschickteren Lehrer gebe als die Jesuiten. Aber war diese Überzeugung auch begründet? Lesen wir die didaktisch-pädagogischen Verordnungen des Ignatius, die große Studienordnung Aquavivas, die Berichte der Zeitgenossen über die Jesuitenschulen, so müssen wir diese Frage für das 16. und die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts unbedingt bejahen. Ja, wir können nicht umhin, Ignatius für die katholischen Länder denselben Ehrentitel zuzuerkennen, dessen Melanchthon längst in den protestantischen sich erfreut. Beide sind Präzeptores ihrer Kirchen gewesen, und zwar in gleichem Maße. Denn sie haben beide nicht eigentlich ein neues Bildungsideal aufgestellt, sondern nur dem Bildungsideale ihrer Zeit in der Schule zur Geltung verholfen. So erklärt es sich, daß die Jesuitenschule und die

Digitized by Google

protestantische Landes- und Stadtschule hinsichtlich des Unterrichtsziels uns heute bis zu einem gewissen Grade als Zwillingsschwestern erscheinen.

Daß der Schüler das Latein wie eine lebende Sprache sprechen und schreiben lerne, das war hier wie dort das Ideal des Lehrers. Mit dem Griechischen wurde weder der kleine Protestant noch der kleine Katholik sehr geplagt. Aber während der protestantische Schüler daneben in der Regel noch eine elementare Unterweisung im Hebräischen, in der Arithmetik, in der mathematischen Geographie und einen sehr gründlichen Religionsunterricht erhielt, war mit der Einführung in die klassischen Sprachen das Pensum des Jesuitengymnasiums eigentlich erledigt. Der Religionsunterricht, der in der protestantischen Schule eine so große Rolle spielte, beschränkte sich hier auf Einprägung und kurze Erläuterung des Katechismus. Denn viel wichtiger als die Religionslehre erschien den Patres die Gewöhnung ihrer Pflegebefohlenen an geordnete Religionsübung, die Anleitung zu regelmäßigem Gebete, zu regelmäßiger Gewissensforschung, zu regelmäßiger Beichte, zu regelmäßigem Besuche der Messe und des sonntäglichen Gottesdienstes. Sie vertraten also bezüglich dieses Unterrichtsgegenstandes noch durchaus den mittelalterlichen Standpunkt.

Aber das war nicht der einzige Unterschied zwischen den protestantischen und den jesuitischen Schulen. In den protestantischen Schulen war der Lehrplan überall etwas verschieden. In den Jesuitenschulen herrschte die denkbar größte Uniformität. In den protestantischen Schulen legte man keinen Wert darauf, den Ehrgeiz der Schüler zu wecken. Die Jesuitenschulen übertrafen in dieser Beziehung noch ihre humanistischen Vorbilder. Jeder Schüler hatte in ihnen seinen Spezialkonkurrenten, jede Klasse war in 2 miteinander wetteifernde Parteien geteilt, dazu zertierten auch noch die einzelnen Klassen alljährlich einige Male miteinander. Sodann wurde allmonatlich ein Preisskriptum geschrieben, allmonatlich nach dessen Ausfalle gesetzt, alljährlich examiniert und zensiert und, als ob dies noch nicht genug wäre, der Ehrtrieb auch noch durch öffentliche Schulakte, Deklamationen, Disputationen, dramatische Aufführungen ständig in Spannung erhalten. Daß die Patres in diesem Punkte das rechte Maß nicht beobachtet haben, steht fest. Aber man würde ihnen doch Unrecht tun, wenn man die Weckung des Ehrgeizes als A und O ihrer Pädagogik betrachtete. Ebensowichtig war in ihren Augen das kirchliche Erziehungsmittel der Beichte und noch wichtiger erschien ihnen die gegenseitige Beaufsichtigung, welche die Schüler über sich selber in den religiösen Schülerverbindungen oder marianischen Kongregationen übten. Diese Verbindungen, deren erste schon 1564 im römischen Kolleg entstand, sollten, wie schon der Name besagt, in erster Linie der Pflege des religiösen Lebens dienen. Aber die Mitglieder waren auch verpflichtet, sich gegenseitig zu überwachen und bei den regelmäßigen Zusammenkünften an ihre Fehler und Vergehen zu erinnern. So waren sie immer zugleich ein sehr nützliches Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin. Harmlose Freundschaft konnte sich freilich in einem solchen Vereine nicht leicht entwickeln. Aber den Vätern lag gar nicht daran derartige Empfindungen zu pflegen.

Digitized by Google

Sie hielten vielmehr geradezu die Scholaren zum Spionieren an. Sie versprachen wohl gar einem jugendlichen Missetäter Straffreiheit, falls es ihm gelinge, einen seiner Kameraden bei demselben Vergehen zu ertappen, dessen er sich schuldig gemacht hatte! Das waren schwere pädagogische Verirrungen, durch die sich die Jesuitenschule nicht zu ihrem Vorteile von der protestantischen Schule unterschied Aber daneben hatte sie doch auch ihre besonderen Vorzüge. In den protestantischen Schulen wurde sehr viel geprügelt und zwar mußten die Lehrer unter Umständen der Reihe nach an dem räudigen Schafe eigenhändig ihre Schlagfertigkeit erweisen. In der Jesuitenschule stand die Rute zwar auch noch in hohem Ansehen, aber der Lehrer berührte sie nie selber, sondern überließ die Exekution dem eigens dazu angestellten Korrektor oder Stockmeister. In den protestantischen Schulen legte man keinen besonderen Wert auf gute Manieren und gewandtes, sicheres Auftreten. In den Jesuitenschulen hielt man diesen äußeren Schliff für ebensonötig, wie die geistige Ausbildung und bemühte sich redlich die Schüler im Gebrauche des Taschentuchs, der Serviette und anderer Errungenschaften der Kultur zu unterweisen, allzu volkstümliche Gewohnheiten und Ausdrücke ihnen abzugewöhnen und ihnen eine feine äußere Haltung beizubringen. Das kostete die guten Väter an manchen Orten, z. B. in Bayern, viel Schweiß und Arbeit. In den protestantischen Internaten wurden die Schüler in der Regel sehr knapp gehalten. In den jesuitischen Internaten und Pensionen lebten sie „wie junge Adlige oder wohlhabende Bürgersöhne". Gesundheitsschädliche Kasteiungen duldete schon Ignaz nicht, obwohl er selber ein strenger Asket war. Es kam vor, daß „er einen jugendlichen Asketen, der zur Unzeit gefastet hatte, noch abends aus dem Bette holte, damit er vor seinen Augen eine Strafportion verzehre". Auch vor Überbürdung wurde die Jugend sorglich bewahrt; mehr als 5 Stunden hatte sie an keinem Tage des Jahres auf der Schulbank auszuharren, und sogar für die nötige Bewegung im Freien und für kräftigende Bewegungsspiele war aufs beste Sorge getragen. Nach alledem begreift man, daß nicht bloß katholische, sondern auch protestantische Eltern ihre Knaben gern einer Jesuitenschule anvertrauten. Sie erfreuten den Vater schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit durch eine große Fertigkeit im Lateinsprechen, die Mutter durch eine höchst erfreuliche Sauberkeit und ein überaus gesittetes und sicheres Benehmen. Was man im 16. und noch im Anfange des 17. Jahrhunderts unter „Bildung" verstand, daß schien somit wirklich niemand so gut beurteilen, niemand der männlichen Jugend so gut beibringen zu können wie die Väter Jesuiten.

Hatte der Jüngling das Gymnasium absolviert, so konnte er bei den Patres noch Philosophie und Theologie studieren. Als Studiosus der Philosophie hatte er es dann hauptsächlich mit dem Aristoteles zu tun, als Studiosus Theologiä insbesondere mit Thomas von Aquino. Daraus ergibt sich schon zur Genüge, daß der Schüler auch als Student nicht zu selbständigem Forschen und Denken angeleitet wurde. Auch die Jesuitenuniversität war durchaus Schule, nicht wissenschaftliche Lehranstalt. Aber die protestantischen Universitäten jener Zeit standen auf keiner viel höheren Stufe. Die Wissenschaft gedieh damals überhaupt nicht auf den Universitäten, sondern nur in den Studierstuben und Laboratorien der Privatgelehrten. Gleichwohl

Digitized by Google

gehörte doch der protestantischen Universität und der protestantischen Schule die Zukunft, denn sie besaßen einen unermeßlichen Vorzug, der den Jesuiten freilich als ein Mangel erschien: sie hatten keine Ratio Studiorum, keine allgemein vorgeschriebenen Lehrbücher, keine Autoritäten wie Thomas von Aquino. Sie konnten sich ungehemmt entwickeln, ohne größeren Anstoß neuen Bildungsidealen sich erschließen, neue Unterrichtsmethoden sich aneignen, während die Jesuitenschule notwendig im Verlaufe weniger Menschenalter veraltete, versteinerte, verkümmerte. Denn wo das Gesetz sich anmaßt, den Unterricht bis ins einzelnste zu regeln, da tötet es. Die Jesuiten haben das nicht beizeiten eingesehen, weil sie für diese Wahrheit überhaupt kein Verständnis besaßen. „Sie glaubten nicht an die Freiheit", das wurde schließlich ihr Verhängnis auch auf dem Gebiete des Schulwesens.

Weder als Schulorden noch als Kampforden hätte die Kompagnie aber ihre Mission erfüllen können, wenn sie sich nicht alsbald auch auf die Literatur geworfen hätte. Denn ihre Schüler brauchten für den Unterricht Lehrbücher, für die Schulakte Dramen und andere ästhetische Bedarfsartikel, und der Protestanten konnte sie nicht Herr werden, wenn sie nicht die einflußreiche protestantische Kampfliteratur um ihren wissenschaftlichen Kredit zu bringen suchte. D. i. die literarische Tätigkeit der Patres erhielt ihr Gepräge vorzugsweise durch die Bedürfnisse der Schule und der konfessionellen Polemik. Beachten wir das, dann werden wir z. B. mit den poetischen Erzeugnissen der Patres nicht allzu streng ins Gericht gehen. Die Schuldramen verfolgten in erster Linie pädagogische Zwecke. Wenn sich daher unter den zahllosen Produkten dieser Art, womit die Patres ihre Schüler und Gönner erfreuten — schon eine Aufzählung der Titel würde Bände füllen — kein einziges poetisch wertvolles Stück findet, so werden wir uns darüber nicht sonderlich wundern. Nicht anders steht es mit den zahlreichen lateinischen Dichtungen, womit die Patres nach Humanistenart sich und ihre Gönner beglückten. Auch diese neulateinische Dichtung war ein echtes Kind der Schulstube und blieb trotz der zärtlichen Fürsorge ihrer gelehrten Väter stets so kraft- und saftlos, daß ihre Produkte heute kein Mensch mehr genießen kann. Wenn daher unter den neulateinischen Dichtern des Ordens sich nur ein einziger wirklicher Dichter befindet, Jakob Balde, so wird man dies dem Orden nicht als einen Mangel an geistiger Kraft auslegen dürfen, sondern diesen einen als eine Naturseltenheit eines doppelten Preises für würdig erachten. Daß die Patres die Sprache und Literatur ihrer Heimat nur ausnahmsweise

Digitized by Google

pflegten und nur ganz selten, wenn sie sich dazu die Muße nahmen, etwas wirklich Hervorragendes leisteten, ist ebenfalls sehr verständlich: für den internationalen Orden konnte eine nationale Literatur nie denselben Wert erlangen, wie die klassische Literatur Roms. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß er für die ästhetische Kultur erheblich weniger geleistet und sie auch erheblich weniger befruchtet und angeregt hat, als die älteren großen Orden. Der sogenannte Jesuitenstil ist keine Erfindung der Jesuiten und die jesuitischen Künstler sind niemals große Künstler gewesen, sondern höchstens, wie z. B. der einflußreiche Andrea Dal Pozzo, virtuose Dekorateure. Die jesuitischen Kunstanregungen aber stellen fast stets dem Geschmack des Ordens ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Denn wie in der Ausstattung ihrer Dramen, so huldigten die Patres auch in der Ausschmückung ihrer Kirchen meist einer geistlosen äußerlichen Effekthascherei, die niemals eine aufrichtige Freude an ihren Schöpfungen aufkommen läßt, sondern den Beschauer verstimmt oder gar lächerlich anmutet.

Aus alledem erhellt zur Genüge, daß das Urteil über die geistige Bedeutung des Ordens in erster Linie von dem Urteil über seine wissenschaftlichen Leistungen abhängt. Gäbe nun die Masse einen sicheren Maßstab zur Abschätzung des Wertes, dann müßten wir ihm auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Produktion zweifellos den ersten Platz unter allen Orden anweisen. Denn die Fruchtbarkeit seiner Gelehrten ist zum Teil geradezu furchtbar. Aber die Qualität der Leistung steht auch bei ihnen sehr oft in umgekehrtem Verhältnisse zu der Quantität. Geniale Forscher, Pfadfinder, königliche Geister, die mit dem Schatz ihrer Gedanken ganze Jahrhunderte reich machen, finden sich weder unter den zahlreichen hervorragenden Astronomen, noch unter den zahlreichen tüchtigen und fleißigen Geschichtsforschern, noch unter den schier unzähligen Theologen des Ordens. Beachtet man das und bedenkt man, daß es niemals zuvor und hernach eine geistliche Gesellschaft gegeben hat, die über eine so ungeheure Zahl gelehrter Anstalten, über eine solche Unmenge gebildeter Mitglieder verfügte, so muß man doch bekennen, daß die geistige Bedeutung des Ordens nicht entfernt der unerhörten Machtstellung entspricht, die er in Kirche und Schule Jahrhunderte hindurch einnahm. Die Dominikaner und Mauriner haben sicher verhältnismäßig ungleich mehr geleistet. Aber sie verstanden es

Digitized by Google

nicht, sich gegenseitig so systematisch zu loben und ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen, wie die Jesuiten. Darum sind sie auch nicht so berühmt geworden.

Dies Urteil schließt selbstverständlich nicht ein Urteil über den Einfluß des Ordens auf das geistige Leben ein. Das ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung auch ganz anders ausfallen muß. Denn diesen Einfluß des Ordens auf das geistige Leben kann man schwer überschätzen. Er hat durch Jahrhunderte die geistige Entwickelung in der katholischen Kirche geradezu beherrscht, so daß man das katholische System von heute gar nicht versteht, wenn man nicht ständig im Auge behält, daß neben dem weißen Papste seit 1540 in Rom der Jesuitengeneral als schwarzer Papst waltet. Aber in welcher Richtung hat er seinen Einfluß geltend gemacht? Er ist der Totengräber Augustins geworden und der Totengräber des Gallikanismus, er hat das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes zwar nicht gerade von den Toten heraufgeholt, aber zum Siege geführt, das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä durchgesetzt und die offizielle Kirche veranlaßt, sich gegen alle ihren mittelalterlichen Ansprüchen und Anschauungen zuwiderlaufenden modernen Ideen hermetisch abzuschließen. All das rechnet man ihm freilich vielfach nicht als Verdienst an. Aber am schärfsten urteilt man meist über seine ungemein einflußreichen Leistungen auf dem Gebiete der Moraltheologie. Man spricht im Hinblicke darauf noch heute von einer besonderen Jesuitenmoral und wegen dieser Moral fürchtet, verabscheut, verdammt man ihn noch heute ebenso wie vor 2 Jahrhunderten, obgleich er keine Mühe gescheut hat, alle Anklagen, die man dieserhalb gegen ihn gerichtet hat, zu entkräften. Was hat es also mit dieser viel gescholtenen Moral für eine Bewandtnis?

Die Jesuiten bestreiten zuvörderst, daß es je eine besondere Jesuitenmoral gegeben habe. Und damit haben sie in der Tat ganz recht. Ihre Moraltheologen haben weder eine neue Auffassung des Sittengesetzes, noch eine neue Methode der theologischen Ethik begründet. Aber man denkt bei Jesuitenmoral in der Regel auch gar nicht an eine besondere Art theoretischer Behandlung der Ethik, man denkt an eine Reihe sittlicher Anweisungen, die geradezu eine Sanktion der Unsittlichkeit bedeuten sollen, und im Hinblicke darauf verbindet man mit dem Worte „jesuitisch“ den Nebensinn „heuchlerisch“. Denn darin eben erblickt man das Charakteristische dieser Anweisungen, daß sie angeblich zeigen, wie man das Gesetz übertreten kann, ohne wider den Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen. Nehmen wir, um diese Behauptung auf ihre

Digitized by Google

Richtigkeit zu prüfen, das eine oder andere der vielen berühmten jesuitischen Lehrbücher der Moraltheologie zur Hand, z. B. das Kompendium des Spaniers Eskobar oder die in mehr als 200 Auflagen verbreitete Medulla des Westfalen Hermann Busembaum oder die Moraltheologie des Tyrolers Laymann, so bemerken wir allerdings sogleich, daß sie weit mehr von unmoralischen als moralischen Dingen handeln. Aber das berechtigt uns durchaus nicht, über sie sogleich den Stab zu brechen. Die Autoren schreiben nicht für Laien, sondern für Beichtväter, sie wollen auch nicht die kirchliche Tugendlehre darlegen, sondern zu Nutz und Frommen der Beichtväter einen praktischen Kommentar zu dem kirchlichen Strafrecht liefern. Wir haben also diese Bücher in erster Linie als Lehrbücher des kirchlichen Strafrechtes zu betrachten und müssen selbstverständlich versuchen, als solche sie zu würdigen, mag es uns auch zunächst etwas sonderbar berühren, daß ihre Autoren selbst die perversesten Vergehen mit umständlicher Genauigkeit behandeln. Das kirchliche Strafrecht, dessen Forum der Beichtstuhl ist, erlaubt nun ebenso, wie das weltliche, oft eine sehr verschiedenartige Auslegung. Wie im weltlichen Strafrecht, so gehen sehr häufig die Ansichten der Gelehrten über die Qualität des Vergehens und über die Zurechnung der Missetat weit auseinander und, wie bei den jüdischen Schriftgelehrten zur Zeit Jesu Christi, so kann man zunächst zwei Hauptschulen unterscheiden, eine strenge und eine milde. Die Jesuiten gehören von Anfang an seit der Instruktion des Ignaz für die Beichtväter zu der milden Richtung, ja sie haben der milden Richtung in der katholischen Moraltheologie und Beichtpraxis zum Siege verholfen. Sie lassen in der Regel kein Mittel unversucht, um dem Sünder im Beichtstuhle wenigstens die Zubilligung mildernder Umstände zu erwirken. Zu dem Zwecke bemühen sie sich vor allem den Begriff der Todsünde möglichst eng, den Begriff der läßlichen oder leichten Sünde und den Begriff des Erlaubten möglichst weit zu fassen. Eine Sünde, meinen sie, liegt nur dann vor, wenn der Missetäter mit klarem Bewußtsein ausdrücklich das Böse gewollt hat. War sein Absehen nicht direkt und nicht ihm selber bewußt auf das Böse gerichtet, dann kann ihm kein Vorwurf gemacht werden, dann muß der Beichtvater ihn absolvieren, auch wenn sein Verhalten äußerlich verbrecherisch erscheint und unsittliche Wirkungen nach sich gezogen hat. Welche weittragende Bedeutung diese Grundsätze für die Beurteilung der einzelnen sittlichen Vergehen hatten, dafür nur einige wenige Beispiele: das göttliche Gesetz gebietet: du sollst *keinen Meineid* leisten. Aber ein Meineid liegt nur dann vor, wenn der Schwörende beim Eide bewußt solche Worte gebraucht, die unter allen Umständen den Richter täuschen *müssen*. Der Gebrauch *zweideutiger* Rede ist also zulässig, ja unter Umständen selbst der Gebrauch des geheimen Vorbehaltes. Wenn ein Mensch z. B. einen anderen in der Notwehr getötet hat, so darf er vor Gericht dreist schwören: ich habe N. N. nicht getötet, indem er bei sich denkt, nicht gemordet. Wenn eine Ehebrecherin von ihrem Manne gefragt wird, ob sie die Ehe gebrochen habe, so darf sie dies ohne weiteres in Abrede stellen, da die Ehe ja noch besteht. Ist sie bereits im Beichtstuhle deswegen absolviert, so darf sie sogar schwören: ich bin ohne Schuld, indem sie dabei an die Absolution denkt, welche sie von der Schuld der Sünde ja entlastet hat.

Digitized by Google

Ist der Mann dann immer noch mißtrauisch, so kann sie ihn beruhigen durch die Versicherung: ich habe keinen Ehebruch begangen, indem sie bei sich denkt: keinen Ehebruch, der dir offenbar gemacht werden müßte. Das göttliche Gesetz gebietet weiter: du sollst nicht töten. Aber nicht jeder, der einen Menschen tötet, sündigt wider dies Gebot. Wenn z. B. ein vornehmer Mann mit Ohrfeigen oder Stockschlägen bedroht wird, so darf er den Attentäter auf der Stelle töten. Aber wohlgemerkt nur ein vornehmer Mann, nicht ein Plebejer. Denn für einen Plebejer sind Ohrfeigen keine Schande. Wenn ein Adliger, falls er das Duell verabscheut, fürchten muß, für einen Feigling gehalten zu werden, so darf er ruhig ein Duell annehmen oder zu einem Duell herausfordern. Macht er sich dann doch noch darüber Skrupel, so kann er zur Beruhigung seines Gewissens sich der Absichtslenkung bedienen: d. i. er nimmt sich vor, sich nicht zu duellieren, sondern nur sich gegen einen etwaigen Angriff zu wehren. Das göttliche Gesetz gebietet weiter: du sollst nicht ehebrechen. Aber Huren ein Haus zu vermieten ist gestattet, wenn nur nicht bei Abschluß des Mietkontrakts die Ausübung der Hurerei direkt als Zweck des Vertrags genannt wird. Desgleichen ist es keine schwere Sünde, wenn ein Diener seinem Herrn dabei behilflich ist, ein Mädchen zu schänden, wofern er im Falle der Weigerung merklichen Schaden, als üble Behandlung usw. befürchten muß. Desgleichen darf man bei einem schwangeren Mädchen Abortus bewirken, falls ihr Fehltritt über sie oder gar über eine Person geistlichen Standes Schande bringen würde. Macht man von dieser Erlaubnis nicht Gebrauch, so kann man doch zur Vermeidung größerer Schande das uneheliche Kind aussetzen. Man ist dann nur verpflichtet, dasselbe vorher taufen zu lassen, und man muß dafür sorgen, daß es nicht erfrieren kann. Auch mit den Eheversprechen, durch die so oft die Verführer die Mädchen für sich gewinnen, braucht man es nicht so ernst zu nehmen. Ist der Verführer vornehmen, die Defloierte niederen Standes, dann ist der erstere zu gar nichts verpflichtet. Denn das Mädchen hätte in diesem Falle sich von vornherein sagen müssen, daß seine Versprechungen nichts wert seien. Darnach wird man sich nicht wundern, daß nach Eskobar die Ehebrecherin den Hurenlohn, der zwar auf unerlaubte Weise erworben ist, erlaubter Weise für sich behalten darf, und daß es nach dem Pater Benzi nur eine läßliche Sünde ist, Weibspersonen, z. B. Nonnen, die Brüste zu betasten! Das göttliche Gesetz gebietet endlich auch: Du sollst nicht stehlen! Gemeiner Diebstahl ist an sich natürlich eine große Sünde. Aber wenn ein Dienstbote mehr leistet, als wozu er verpflichtet ist, oder sonst Ursache hat, seinen Lohn für gering zu halten, darf er ohne Sünde im Geheimen sich „entschädigen". Desgleichen dürfen arme Leute geringe Quantitäten zollpflichtiger Waren ohne Sünde schmuggeln. Denn es ist zweifelhaft, ob der Schmuggel an sich als Sünde zu betrachten ist. Jedenfalls ist kein Schmuggler moralisch zur Wiedererstattung der Summe verpflichtet, um die er den Staat betrogen hat. Nach alledem ist es gar nicht so schwer, sich vor Todsünden zu hüten. Man mache nur, wo es angeht, Gebrauch von den trefflichen Kunstmitteln der Patres von der zweideutigen Rede, von dem geheimen Vorbehalt, von der klugen Theorie der Absichtslenkung, und man wird ohne Schuld Taten begehen können, die der

Digitized by Google

unwissende Hause für Verbrechen hält, aber an denen selbst der strengste Beichtvater kein Quentchen Todsünde entdecken kann. Aber freilich, es gehört dazu viel Klugheit und Gelehrsamkeit. Denn nichts ist schwieriger als die Sündhaftigkeit einer Handlung zu erkennen. Der Laie ist dazu in der Regel völlig außerstande. Er kann seinen sittlichen Zustand nicht selber beurteilen. Er muß das dem Beichtvater überlassen, und auch dieser vermag das nur dann, wenn er die schwere Wissenschaft der Moraltheologie gründlich studiert hat und fleißig die gelehrten Bücher der Moraltheologen zu Rate zieht.

Die Urheber dieser sonderbaren Lehren waren selber durchaus nicht unmoralische Männer, sondern sehr achtbare und strenge Asketen. Was hat sie dann aber zu so haarsträubenden Fehlschlüssen verführt, daß man ihnen selbst den Grundsatz: der (gute) Zweck heiligt die (bösen) Mittel, zutrauen zu dürfen glaubte? sicher nicht ein geheimes Wohlgefallen am Bösen, ja am Perversen, das sich am Schreibtische ungefährlich austobte, sondern das Bestreben, den als richtig vorausgesetzten Begriff der Sünde bis in seine letzten Konsequenzen an möglichst detailliert ausgeführten Beispielen zu entwickeln. Aber damit ist nicht gesagt, daß diese Theorien lediglich müßige Exerzitien spitzfindiger Logik gewesen seien. Sie erhielten vielmehr allesamt die größte Bedeutung für die Praxis durch den sogenannten Probabilismus, d. i. durch die Lehre, daß eine Handlung schon dann erlaubt sei, wenn man sie nicht für ganz sicher, sondern nur für wahrscheinlich erlaubt halte und dafür z. B. die Autorität eines derartigen Morallehrbuches anführen könne. Die Jesuiten haben auch diese Lehre nicht erst erfunden, aber sie haben sie bis in ihre letzten Konsequenzen entwickelt und an ihr festgehalten, als die Theologen anderer geistlicher Gesellschaften so weise waren, sie aufzugeben oder doch stark einzuschränken, sie haben sie festgehalten, obwohl selbst einer ihrer Generäle, Thyrsus Gonzalez, all seine Kraft daran setzte, sie davon abzubringen. Der Probabilismus ist darum bei ihnen im eigentlichen Sinne des Wortes Ordensdoktrin geworden.

Zur Verteidigung ihrer Moraltheologen verweisen die Jesuiten wohl auf das Beispiel Jesu, der nach ihrer Ansicht schon des geheimen Vorbehaltes sich bedient haben soll (vgl. Joh. 7, 8 u. 10) und vor allem auf das Wehe Jesu über die Pharisäer, „welche den Menschen schwere und unerträgliche Bürden auferlegen und ihnen dadurch das Himmelreich zuschließen". Aber man braucht nur ihre Auslegung des göttlichen Gesetzes mit der Auslegung der Gebote in der Bergpredigt zu vergleichen, um sofort zu erkennen: daß sie nicht den Spuren Jesu folgen, sondern den Spuren der Pharisäer, denen dies Wehe gilt. Wenn sie unentschuldbares Fernbleiben von der Messe für Todsünde erklären, aber Kindern erlauben, ihre ketzerischen Eltern verhungern zu lassen oder auf den Scheiterhaufen zu bringen, wenn sie Ungehorsam gegen den Priester als Todsünde betrachten, aber dem vornehmen Wüstling gestatten, die Opfer seiner Lüste im Stiche zu lassen, wenn es nach ihrer Lehre Todsünde ist, den Kirchenzehnten nicht zu zahlen, aber erlaubt, einen Falscheid zu leisten, falls man nur von der „zweideutigen Rede" weise Gebrauch macht, so erinnert das nicht an das Evangelium, sondern an den Talmud. In der Tat besteht zwischen ihnen und den

Digitized by Google

Talmudrabbinen eine große Verwandtschaft und zwar nicht nur in einzelnen Lehren und in der merkwürdigen Wertschätzung der Autorität der Schriftgelehrten, die bei beiden zu der Praxis führt, die Stimmen nicht zu wägen, sondern zu zählen, sondern in der ganzen Betrachtungsweise des Sittengesetzes und in der Behandlung der einzelnen ethischen Probleme. Das Sittengesetz gilt beiden nicht als eine dem Geiste eingeborene Norm, sondern als eine Summe *äußerer* Gebote, die von bloßen Ritual- und Rechtsgeboten faktisch und begrifflich nicht strenge sich scheiden lassen. Der Sittenlehrer genügt sodann nach beiden seiner Aufgabe schon, wenn er zeigt, wie der Mensch äußerlich diesen Geboten nachkommen kann. Ob er dabei innerlich wahrhaftig bleibt und nicht bloß dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste des Gesetzes gerecht wird, das ist eine Frage, für die beide kein Verständnis haben. Beide betrachten und behandeln also das Sittengesetz ganz in derselben Weise wie die Juristen die staatlichen Gesetze. Es kommt ihnen nicht eigentlich darauf an, die Moralität einer Handlung festzustellen, die innere Übereinstimmung mit dem Gesetz, sondern bloß die Legalität, die äußere Übereinstimmung mit dem Gesetzesbuchstaben, und um dies für das ganze Gebiet des sittlichen Lebens zu ermitteln, verbreiten sich beide über alle möglichen Einzelfälle, so daß die Ethik bei beiden schließlich als ein kaum übersehbares Sammelsurium von Einzelfragen erscheint, die wie die „Fälle" der Juristen die verschiedenste Beantwortung zulassen.

Schon die ungeheure Betriebsamkeit des Ordens auf dem Gebiete der Moraltheologie zeigt, daß diese scharfsinnige Wissenschaft für ihn eine viel größere praktische Bedeutung besaß als die übrigen Wissenschaften. In der Tat hatten jene für ihn vielfach nur den Wert einer Dekoration, so brauchte er die Moraltheologie wie das tägliche Brot zur Lösung einer eminent praktischen Aufgabe — zur rechten Beratung der Gewissen im *Beichtstuhle*.

Die Beichte hat schon im Mittelalter eine große Rolle gespielt. Aber es ist doch charakteristisch, daß man in jener Zeit noch keine Beichtstühle hatte. Man empfand offenbar noch nicht das Bedürfnis, ein solches Gerät in die Kirche zu stellen. Denn man beichtete meist nur selten, meist nur die Todsünden, sehr häufig im Chore mit anderen zu gleicher Zeit. Einfluß auf die ganze Lebensführung der Beichtkinder übte der Beichtvater nur in seltenen Fällen aus. Erst im 16. Jahrhundert lernte der Katholik möglichst häufige und möglichst vollständige Beichte als kirchliche Pflicht betrachten. Erst damals wurde der Beichtvater für den einzelnen Gläubigen, was er noch heute ist oder doch sein soll: der ständige Ratgeber, dessen Meinung er nicht oft genug erfragen kann, will er sicheren Fußes und ruhigen Herzens durchs Leben gehen. Erst damals ist darum der Beicht-

Digitized by Google

stuhl erfunden worden und hat sich neben der mittelalterlichen Kanzel und dem mehr als 1000 Jahre älteren Altar einen ständigen Platz in der Kirche erobert.

Nirgends fand diese folgenreiche Verschärfung und Vertiefung der Beichtpraxis so eifrige Patrone wie in dem Jesuitenorden.. Schon als Konventikelleiter hatte Ignaz auf möglichst häufige und auf möglichst vollständige Beichte den höchsten Wert gelegt. Als Ordensstifter machte er beides nicht nur seinen Jüngern zur persönlichen Pflicht, sondern wies sie auch an, überall die Laien dazu anzuleiten. Der Erfolg war außerordentlich. Der jesuitische Beichtvater genoß bald überall ein ebenso hohes Ansehen wie der jesuitische Professor, und der Beichtstuhl konnte bald überall in dem gleichen Maße als ein Symbol für die Macht und die Tätigkeit des Ordens gelten wie das Katheder und die lateinische Grammatik.

In welcher Weise hat nun der jesuitische Beichtvater in der Regel seines schweren Amtes gewaltet? Lesen wir die Instruktion des Ignatius über das Beichthören und die Moraltheologien, so können wir nicht leugnen, daß der Orden von Anfang an sich geneigt zeigte, den Sünder **milde** zu behandeln, daß er im Laufe der Zeit immer milder ward, bis schließlich die Milde ganz in Schwäche ausartete. Es kam so weit, daß der Beichtvater sich wider seine eigene Überzeugung genötigt sah, den Sünder zu absolvieren, falls derselbe sich für die Erlaubtheit seiner Handlungen auf die Autorität eines jesuitischen Morallehrers berufen konnte. Wie verderblich diese Praxis wirkte, darüber besitzen wir unwiderlegliche Zeugnisse aus dem Orden selber. Denn es fehlte in dem Orden nie an ernsten Männern, die an den Lehren der berühmten Doktoren Anstoß nahmen. Aber der Orden hat diese unbequemen Kritiker geradezu wie räudige Schafe verfolgt. Er war gerade in diesem Punkte unbelehrbar und unbekehrbar. Der Grund liegt auf der Hand: eben auf jener klugen Milde beruhte nicht zuletzt sein Erfolg im Beichtstuhle. Eben sie erwarb ihm namentlich den Beifall und die Gunst der Großen und Mächtigen dieser Welt, die auch im Beichtstuhl immer mehr der Nachsicht bedurft haben, als das gemeine Volk der kleinen Sünder.

Das Mittelalter kennt noch keine mächtigen **Hofbeichtväter**. Erst die neuere Zeit hat die charakteristische Figur des Hoflebens geschaffen, aber kreiert hat sie überall erst der

Digitized by Google

Jesuitenorden. Man könnte danach wohl annehmen, daß der Orden sich förmlich zum Hofdienste gedrängt habe. Aber in Wahrheit ist er zu diesem Amte ebenso gekommen, wie zu dem Amte des Professors: die Fürsten wählten die Patres zu Beichtvätern, die Patres selbst leisteten im 16. Jahrhundert, obwohl ihr Meister keinerlei Bedenken gegen den Hofdienst gehegt hatte, diesem Rufe in der Regel nicht gern Folge. Aber schließlich gewöhnte sich der Orden an die erst mit innerem Widerstreben übernommene Rolle. Ja, er lernte sie als eine wichtige Quelle seiner Macht besonders schätzen, denn wenn überhaupt, so fand er durch dies Amt Gelegenheit, auf die äußere wie die innere Politik der katholischen Staaten in seinem Sinne einzuwirken.

Im 16. Jahrhundert wollte die Ordensregierung allerdings von einer Einmischung der Beichtväter in die Politik nicht viel wissen. Noch die 5. Generalkongregation hat 1593 ein Dekret erlassen, welches die Beichtväter eindringlichst davor warnt. Aber Religion und Politik waren in jener Zeit so eng miteinander verflochten, daß diese Instruktion sich gar nicht durchführen ließ. Dazu war der Beichtvater gar nicht in der Lage, dem Fürsten, falls er es wünschte, seinen Rat zu verweigern und zu alledem durch sein Amt direkt verpflichtet, ihn vor Maßregeln zu warnen, die ihn in Todsünde verstricken konnten. So erlangten die Beichtväter im 17. Jahrhundert nicht nur überall einen meist nicht geringen politischen Einfluß, sondern sie übernahmen bisweilen sogar ausgesprochen politische Ämter oder Funktionen. Pater Neidhardt trat damals als Premierminister und Großinquisitor an die Spitze der spanischen Regierung, Pater Fernandez erhielt Sitz und Stimme im portugiesischen Staatsrate und Pater Lachaise und seine Nachfolger versahen am französischen Hofe förmlich die Funktionen eines Ministers der geistlichen Angelegenheiten. Erwägt man nun weiter, welche Rolle die Patres auch außerhalb des Beichtstuhls in der großen Politik spielten — Pater Possevino als päpstlicher Gesandter in Schweden, Polen und Rußland, Pater Petre als englischer Minister, Pater Vota als vertrauter Ratgeber Johann Sobieskis von Polen, als polnischer „Königsmacher", als Vermittler bei der Erhebung Preußens zum Königreich —, so muß man doch bekennen, daß es nie einen Orden gegeben hat, der so viel Interesse und Geschick für die Politik besaß und so viel mit der Politik sich befaßte, wie der Jesuitenorden. Die so oft den Geistlichen

Digitized by Google

vorgehaltene biblische Mahnung „kein Streiter Christi mische sich in die Händel dieser Welt" hat er jedenfalls am allerwenigsten beachtet, aber eben darum hat kein anderer Orden auch nur annähernd eine ähnliche Machtstellung in dieser Welt eingenommen.

Allein so sehr dem Orden daran lag, die Höfe und die herrschenden Stände für sich zu gewinnen, so verzichtete er doch niemals auf die Aufgabe, der er einst seine ganze Kraft gewidmet hatte: auf die innere Mission unter die Massen. Schon aus diesem Grunde besaß die Kanzel für ihn stets eine fast ebenso große Bedeutung wie das Katheder und der Beichtstuhl. Aber mehr noch als durch die reguläre Predigt wirkte er doch auf die Massen durch seine Volksmissionen und seine neue Organisation des kirchlichen Vereinswesens. Die ersteren sind entschieden eine seiner wichtigsten Schöpfungen. Ihr Zweck war und ist Erneuerung des kirchlichen Lebens in kirchlich nicht sonderlich lebendigen oder ketzerisch infizierten Gegenden. Als Mittel dienten und dienen den Patres dazu vor allem Bußpredigten und Bußübungen. Der Erfolg übertraf in der Regel selbst die größten Erwartungen. Aber der Einfluß, den diese Unternehmungen dem Orden auf das Volk verschafften, war doch vorübergehend. Tiefer, weil nachhaltiger, wirkte er auf die Laien ein durch seine neuen Vereine, in denen er allmählich Angehörige aller Stände, Studenten und Schüler, Bürger und Bauern, Gesellen und Lehrjungen, Priester und selbst Fürsten, um sein Banner sammelte. Der ideale Zweck dieser Vereine war in der Regel die Verehrung der Maria, der praktische Erfolg die Entstehung 1000er jesuitisch geleiteter ecclesiolae in der großen ecclesia, auf deren Ergebenheit der Orden unbedingt rechnen konnte. — Nicht zuletzt durch diese Vereine versuchte der Orden dann auch überall in seinem Sinne die Volksfrömmigkeit zu beeinflussen. Dabei entwickelte er freilich in der Regel einen etwas eigenartigen Geschmack. Das ganze bunte Gemisch des mittelalterlichen Volksglaubens mit allem, was sich im Laufe der Zeit mit ihm verbunden hat, Prozessionen, Wallfahrten, Ablässe, wurde von ihm mit einem Eifer gepflegt, als ob es sich dabei um die höchsten Interessen der Religion und der Volkswohlfahrt handele.

Schon die Franziskaner hatten den Marienkult maßlos übertrieben, aber die Jesuiten übertrafen sie noch. Sie priesen Maria als

Digitized by Google

die Adoptivtochter Gottes, ihren Schoß als das reine Gemach der hohen Dreieinigkeit, ihre Brust als das Schönste des Schönen, ihre Milch als das Süßeste des Süßen usw. Sie lehrten, daß es schwer sei, durch Christus, leicht durch Maria die Seligkeit zu erlangen. Sie entdeckten zahlreiche neue Gnadenorte der Maria, beschrieben zahllose neue Wunder der Gottesmutter, bewirkten die Errichtung zahlloser Marienſäulen, Marienaltäre, Marienbilder, verfaßten hunderte von Büchern zum Lobpreise der Himmelskönigin, ja widmeten ihr wohl ihre eigenen schriftstellerischen Erzeugnisse, selbst ihre doch oft sehr wenig saubere Gebiete berührenden Moraltheologien! Aber über der Maria vergaßen sie nicht die Heiligen. Wo durch die Ketzer ein Kult abgekommen war, da säumten sie nicht, ihn wieder zu beleben, wo es ihnen nützlich schien, wie z. B. in Böhmen, entdeckten oder erhoben sie mit Geschick neue Patrone (Johann von Nepomuk) und, wo es nur irgend anging, förderten sie die Verehrung ihrer eigenen Heiligen, Ignatius, Javier, Franz Borgia usw. Zu alledem begründeten sie aber Ende des 17. Jahrhunderts noch eine ganz neue Art Kult, dessen gleichen man selbst unter den oft recht merkwürdigen Kulten des Mittelalters nicht findet — den Kult des Herzens Jesu, von dem man sogar in Rom zunächst nichts wissen wollte, „weil man mit eben solchem Rechte ja auch die Augen, die Zunge und andere Glieder Jesu zum Gegenstande einer besonderen Andacht machen könne". Nicht minder ließen sie sich die Verehrung des hl. Kreuzes angelegen sein, die Verehrung der Bilder und der Reliquien, die sie selbstverständlich überall, soweit es anging, verehrten: durch Reliquien des Ignaz und Javier, aber auch durch kostbare alte Stücke, als Haare der Jungfrau Maria, Stücke aus ihrem Schleier, aus ihrem Kamme, Gebeine der unschuldigen Kindlein, Gebeine des Riesen Christophorus usw. Daß auch ihre neusten Reliquien alsbald Wunder wirkten wie die alten, bedarf kaum einer Versicherung. Die Kleider des hl. Ignaz, aber unter Umständen selbst das dicke Korpus der Ordensstatuten verhalfen kreißenden Frauen zu einer glücklichen Entbindung. Das Ignatiuswasser, welches durch Eintauchen von Reliquien oder auch nur von Medaillen des Ignatius in ganz gewöhnliches Wasser entsteht, heilte schier alle Krankheiten, ja sogar moralische Gebrechen, so daß es die mitleidigen Väter gleich bottichweise herstellten. Ebenso gewaltig wirkten selbstverständlich die Reliquien Javiers. Kurz, die Väter schlugen mit ihren Spezialitäten auch auf diesem Gebiete sämtliche ältere Orden.

Darnach begreift man, daß sie auch gegen die rohesten Formen des mittelalterlichen Zauberglaubens nichts einzuwenden hatten. Sie haben sich später viel darauf zugute getan, daß auch einige der ihrigen, Adam Tanner, Paul Layman und vor allem Friedrich Spee den Mut fanden, dem Hexenwahn entgegenzutreten. Aber sie vergessen in der Regel hinzuzufügen, daß der Orden z. B. Tanner hierfür sehr übel behandelte, und daß Spee sein berühmtes Buch 1631 anonym und an einem protestantischen Druckorte erscheinen ließ. Denn der Orden als solcher war durchaus dem Hexenwahn ergeben und ein eifriger Hexenverfolger. Aber wie an Hexen, so glaubte er auch an alle möglichen anderen Arten von Zauber: an den bösen Blick, an Waffensalben, welche die Wunden von Abwesenden heilen, an Rosenkränze, die sich-

Digitized by Google

und kugelfest machen, an geweihte Glocken, die Sturm und Unwetter verhüten, und was dergleichen Superstitionen mehr waren. — Allein, könnte man einwenden, sie standen doch mit diesen abergläubischen Vorstellungen in jener Zeit nicht allein. Andere hochgebildete Leute waren ihnen nicht minder zugetan. Gewiß! aber die Jesuiten glaubten sich verpflichtet, auch literarisch mit aller Energie dafür einzutreten. Der berühmte Ketzerhammer Jakob Gretscher, der der Nachwelt nicht weniger als 267 Schriften hinterlassen hat, schrieb z. B. über diese Glaubensartikel mit ganz demselben zornigen Eifer, wie über das Sakrament des Altars, und er war keineswegs unter seinesgleichen ein Finsterling, sondern im Gegenteil eine der größten wissenschaftlichen Leuchten des Ordens.

Alle Gefühle, die den Menschen geneigt machen, sich fremder Führung anzuvertrauen, den Glauben wie den Aberglauben, die Gewissensangst wie den Drang sich möglichst rasch mit dem Gewissen abzufinden, die Sehnsucht nach Wundern und Offenbarung wie die Furcht vor dem Außerordentlichen, wußte mithin der kluge Orden für sich auszunutzen. Daneben machte er sich aber auch noch all die Institutionen dienstbar, die in der Welt äußere Geltung, Macht und Einfluß verleihen: die Schule, die Kirche, den Staat, und endlich ergriff er mit Energie alle Zweige menschlicher Tätigkeit, die einer Gemeinschaft das materielle und geistige Übergewicht im Kampfe der Geister und Interessen sichern, — die Literatur, die Wissenschaft, die Politik, den Handel, die Industrie. Erwägt man das, dann erscheint die ungeheure Macht, die er zur Zeit seiner Blüte in und außerhalb Europas besaß, nicht mehr als ein Rätsel, geschweige denn als ein „Wunder". Er verstand die Menschen an ihren schwachen Seiten zu packen und der Welt im guten, aber auch im bösen Sinne des Wortes sich so anzupassen, als wär er „ganz ein Stück von ihr". Das war seine Stärke, aber auch seine Schwäche, die Quelle seiner Größe, aber auch die Ursache seines auffällig raschen Verfalls und Falles.

6.

Verfall, Aufhebung, Neugründung.

Eine Armee bleibt nur so lange leistungsfähig, als Feldherr und Offiziere ihrer Aufgabe gewachsen sind und die Truppe ordentlich Disziplin hält. Der Jesuitenorden war eine Armee

Digitized by Google

— die am strengsten disziplinierte und am festesten organisierte Armee der neueren Zeit. In seiner Entwickelung sollte sich daher auch dies Gesetz erfüllen. Solange die Generäle und Offiziere ihre Pflicht taten und der Geist der Truppe dem alten Ideal entsprach, schien er fast unüberwindlich. Solange stand er nach jeder Niederlage bald wieder schlagfertig da. Solange ward er auch glücklich mit all den schweren inneren Kämpfen fertig, die er durchzumachen hatte. Ja, diese inneren Kämpfe stählten damals nur seine Kraft, denn jede glücklich bestandene Kraftprobe steigert das Selbstgefühl und den inneren Zusammenhalt einer Gemeinschaft, zumal wenn die Einheit für sie so wesentlich ist, wie für diese geistliche Armee.

Schon Ignatius hatte, wie wir wissen, ernstlich mit dem nationalen Partikularismus der Portugiesen zu kämpfen. Aber dieser Kampf war doch nur ein Kinderspiel gegen die gewaltige Opposition, welche sich gleichfalls auf der Pyrenäenhalbinsel gegen seinen 4. Nachfolger, den klugen, verschmitzten Neapolitaner Claudius Aquaviva erhob, 1581—1625.

Hatte es die spanischen Patres schon verstimmt, daß die Wahl nicht auf einen Spanier gefallen war, so erbitterte es sie aufs Höchste, daß der junge General mit Vorliebe jüngere Leute mit den einflußreichsten Ordensämtern betraute, darunter natürlich auch nicht selten Nichtspanier, insbesondere Neapolitaner. In ihrer Erbitterung faßten sie insbesondere auf Antrieb des uns schon bekannten Paters Mariana den Plan, die Herrschaft des Generals über die spanischen Ordensprovinzen zu beschränken, die höchste Autorität in Spanien einem Generalvikar zu übertragen und zugleich die Ernennung der höchsten Provinzialbeamten dem General zu entreißen. Der Plan war nicht aussichtslos. Denn die Mißvergnügten durften auf mächtige Bundesgenossen zählen, vorab auf die spanische Inquisition und auf König Philipp II. Aber Aquaviva wußte durch eine höchst geschickte Politik Papst Sixtus V. für sich zu gewinnen und dadurch fürs erste der Opposition Schach zu bieten. Erst unter Clemens VIII., als er zufällig einmal von Rom sich entfernt hatte, gelang es den Mißvergnügten durch den spanischen Gesandten Olivarez hinterrücks den Papst gegen ihn aufzuwiegeln. Ohne mit ihm erst Rücksprache zu nehmen, ordnete Clemens aus päpstlicher Machtvollkommenheit plötzlich den Zusammentritt des Ordensparlamentes, der Generalkongregation, an. Aber wenn die Opposition dadurch schon ihr Spiel gewonnen zu haben glaubte, so täuschte sie sich gründlich. Aquaviva sicherte sich zuvörderst einen großen Einfluß auf die Wahlen. Dadurch beseitigte er schon eine ganze Reihe seiner gefährlichsten Gegner, darunter Mariana. Dann stellte er selber gleich in der ersten Sitzung der Generalkongregation 4. Nov. 1593 den Antrag, eine Kommission zu wählen, die seine Amtsführung genau untersuche. Dadurch gewann er gleich das Vertrauen der Majorität für sich. Die Untersuchung endete dann, wie zu erwarten

Digitized by Google

war, mit einer glänzenden Rechtfertigung des Generals. Denn eine Verletzung der Ordensverfassung konnte ihm selbstverständlich nicht nachgewiesen werden. Damit hatte die Opposition schon in einer Hauptfrage eine schwere Niederlage erlitten. Nicht sie, sondern Aquaviva beherrschte fortan die Debatte, und daraus ergab sich von selbst, daß sie auch mit ihren Anträgen auf Änderung der Ordensverfassung kein Glück hatte. Der General brachte sie alle mit sehr geschickter Taktik zu Falle. Hätte nicht in letzter Stunde der Papst einige derselben dem Orden aufgedrängt, so wäre ihr Bemühen ganz ergebnislos gewesen. Aber Aquaviva verstand es unter dem Scheine devotesten Gehorsams, die von dem Papste anbefohlenen Änderungen der Verfassung faktisch unwirksam zu machen. So endete der lange Kampf nicht mit einer Beschränkung, sondern mit einer Befestigung der Autokratie des Generals. Nicht bloß die Opposition, auch König Philipp II. und der Papst sahen sich schließlich durch das überlegene Talent Aquavivas geschlagen. In Spanien empfand man diese Niederlage begreiflicherweise sehr schwer. Mariana schrieb in tiefem Grolle darüber seine berühmte Schrift „über die Schwächen der Gesellschaft Jesu", in der er vor allem die Autokratie des Generals und das in dem Orden herrschende Denunziationswesen heftig tadelte. Die spanische Regierung aber dachte alles Ernstes daran, den unbequemen General zu beseitigen. Philipp II. bot ihm zu diesem Zwecke das Erzbistum Neapel an, Philipp III. faßte sogar den Plan, ihn nach Spanien zu locken und dort einzukerkern. Allein Aquaviva war viel zu klug, um seinen Gegnern ins Netz zu gehen. Er lehnte ihre Anträge in verbindlichster Form ab und benahm ihnen dadurch auch noch jeden Vorwand, sich offen über ihn zu beklagen. — Dieselbe überlegene Klugheit zeigte der General auch in dem großen dogmatischen Streite, der sich zur selben Zeit in Spanien über die Lehre von der Gnade zwischen Jesuiten und Dominikanern entsponnen hatte. Es schien ihm gut, den Streit dem Bereiche der spanischen Inquisition zu entrücken Aber es lag ihm daran, sich dadurch nicht den Zorn der mächtigen Behörde zuzuziehen. Darum wartete er klug so lange, bis eine Vakanz im Großinquisitoriat eintrat, und bewog dann erst (1597) den Papst, die Streitenden nach Rom zu bescheiden. Hier setzte Clemens VIII. sogleich eine eigene Kommission zu weiterer Verhandlung der Frage ein. Aber die Debatten kamen nicht vorwärts. Denn keine der beiden Parteien war geneigt, nachzugeben. Der Papst stand persönlich mehr auf seiten der Dominikaner. Aber sobald er Miene machte, sich in diesem Sinne zu erklären, drohten ihm die Jesuiten mit einer Berufung an ein allgemeines Konzil. Das erschreckte ihn so, daß er lieber schwieg und sich zurückhielt. Er starb 5. März 1605, ohne eine Entscheidung gefällt zu haben. Die Kommission stellte darnach ihre Arbeiten ein. Der große Streit verlief kläglich im Sande. Aber die Jesuiten hatten doch wenigstens das eine erreicht, daß sie ihre Lehre auch weiter unbehelligt vortragen konnten. Sie gingen also auch aus diesem Kampfe ohne eine Schädigung ihres Ansehens hervor — dank vor allem der klugen Politik Aquavivas.

Aber Aquaviva war für lange Zeit der letzte bedeutende Jesuitengeneral. Mit seinem Nachfolger, dem Römer Mutio

Digitized by Google

Vitelleschi (1615—1645), dem sanften, nachgiebigen „Engel des Friedens", der nicht gebieten, sondern nur bitten, nicht strafen, sondern nur ermahnen konnte, beginnt bereits der Verfall des Ordens. Der General verschwindet mehr und mehr in seinen Gemächern im Gesu zu Rom. Er regiert nicht mehr, er repräsentiert nur den Orden. Die Regierung reißen mehr und mehr der Generalstab und die Offiziere, d. i die Professen an sich, so daß schließlich der Orden nicht mehr als eine Autokratie, sondern als eine vielköpfige Oligarchie erscheint, die ebenso eifersüchtig ihre Rechte und ihren Einfluß gegenüber dem General wahrt, wie einst zu Venedig die Signorie gegenüber den Dogen.

Dieser Umschwung offenbart sich äußerlich vor allem in der veränderten Stellung der Professen. Statt, wie es das Statut vorschrieb, in ihren Häusern das arme demütige Leben der Bettelmönche zu führen oder als Sendboten des Papstes unter Ketzern oder Heiden zu wirken, drangen die Professen jetzt in die Kollegien ein, die statutengemäß nur den Scholastikern oder Koadjutoren offen standen, nicht bloß um die einflußreichen Posten zu besetzen, sondern auch um die reichen Einkünfte dieser Anstalten in Ruhe mit zu genießen. Denn um die Arbeit war es ihnen nicht so sehr zu tun, wie um den ruhigen Genuß des Daseins, die Geschäfte „überließen sie nur zu gern den jüngeren Leuten".

Wie verderblich diese Erschlaffung des militärisch-mönchischen Geistes in der Kerntruppe des Ordens auf die Haltung der übrigen Ordensklassen wirkte, darüber besitzen wir sehr instruktive Zeugnisse nicht nur in den Berichten der Jesuitenfeinde, sondern auch in den Dekreten der Generalkongregationen und in den Zirkularschreiben der Generäle. Statt, wie es das Statut vorschrieb, sogleich bei ihrem Eintritt in den Orden auf ihr Vermögen zu verzichten, verschoben die Jesuiten jetzt die Abdikation auf das 4. Jahr nach dem Eintritte. Aber es kam vor, daß sie auch dann noch ausdrücklich an diese Pflicht gemahnt werden mußten, daß sie sich durch allerlei Vorwände noch eine längere Frist auszubedingen suchten. Statt, wie Ignatius dringend riet, zugunsten des Ordens zu verzichten, taten sie das jetzt in der Regel zugunsten einer bestimmten Anstalt, und statt sich nach dem Verzichte nicht weiter um ihr Vermögen zu bekümmern, behielten sie sich jetzt oft ausdrücklich die Verwaltung desselben vor, blieben also faktisch Eigentümer, leisteten das Armutsgelübde

Digitized by Google

nur noch zum Schein. Da sie aber ihr eigenes Vermögen ruhig verwalten konnten, so scheuten sie sich auch nicht, für viel beschäftigte Verwandte die Verwaltung zu übernehmen, Prozesse über Mein und Dein vor den weltlichen Gerichten zu führen, den Zwangsvollstrecker zu machen und sich mit allerlei für einen Ordensmann unpassenden weltlichen Geschäften zu befassen. Niemand hätte diese arge Verweltlichung schärfer getadelt als Ignatius. Allein der Orden nahm zum guten Teil daran keinen Anstoß. Er duldete sogar noch schlimmere Mißbräuche. Er hatte einst mit großem Nachdrucke betont, daß in seinen Schulen der Unterricht unentgeltlich sei. An diesem Grundsatze hielt er auch jetzt noch fest, aber nur dem Buchstaben nach. Denn er schämte sich jetzt nicht, bei jeder Gelegenheit Geschenke zu nehmen, so reiche Geschenke, daß von Unentgeltlichkeit füglich keine Rede mehr sein konnte. Auch fahndete er jetzt mit Bedacht auf möglichst reiche Schüler und suchte sie, wenn es anging, zum Eintritt in den Orden zu bewegen, mochten sie auch das dazu erforderliche Alter noch nicht besitzen. Noch übler vermerkte man den Eifer, mit dem die Patres sich jetzt überall, um ihr Einkommen zu erhöhen, auf den Handel und die Industrie warfen. Das römische Kolleg ließ in Macerata massenhaft Tuch fabrizieren und dasselbe sogar auf den Messen öffentlich feil halten. Die Missionen in Indien trieben einen schwunghaften Handel mit Kolonialwaren und die Missionen auf den Antillen, in Mexiko und Brasilien standen ihnen darin nicht nach. Auf Martinique konnte ein besonders anschlägiger Prokurator unbehelligt durch die Oberen zu diesem Zwecke sogar große Plantagen gründen, die er ganz nach der Weise der großen Pflanzer mit gekauften Negersklaven bewirtschaftete!

Noch anstößiger erschien den Zeitgenossen, daß die Patres eine so große Vertrautheit mit den Usancen des Bank- und Geldverkehrs zeigten. Die Kollegien machten nicht nur untereinander ihre Geschäfte per Wechsel ab, sie übernahmen auch für Fremde Geschäfte dieser Art: so leistete z. B. die Ordenskasse in Rom im Auftrage der portugiesischen Regierung die Zahlungen an die portugiesische Gesandtschaft. So eröffneten die Patres in Wien, als August der Starke nach Polen ging, dem geldbedürftigen Monarchen einen Kredit bei ihren Ordensbrüdern in Warschau. So liehen die Patres in China an Kaufleute Kapitalien aus und zwar, wie es heißt, zu recht hohen

Digitized by Google

Zinsen, 25, 27, selbst 100 %. Man begreift darnach, daß der Orden allgemein für sehr habsüchtig galt Vitelleschi bemerkt bereits 1617, daß man dies Laster ihm überall zum Vorwurfe mache, der General Carrafa ermahnte im Hinblick darauf besonders die Prokuratoren, auch bei der Einziehung gerechter Forderungen möglichst den Schein der Begehrlichkeit zu vermeiden und der General Nickel erließ sogar ein großes Zirkularschreiben, um den Orden wieder zu apostolischer Armut zu bekehren. Allein die Verweltlichung hatte schon so weit um sich gegriffen, daß die Jesuiten bei ihrer Erwerbspolitik bisweilen nicht einmal mehr die Rechte anderer respektierten. Selbst ein so aufrichtiger Freund des Ordens wie König Johann Sobieski von Polen konnte sich im Hinblicke auf einige besonders widerwärtige Fälle dieser Art nicht enthalten, dem General Oliva zu schreiben: „ich nehme mit großem Kummer wahr, wie sehr ihr durch euern Eifer, euer Vermögen ohne Rücksicht auf die Rechte anderer zu vermehren, dem guten Rufe der Gesellschaft schadet. Ich fühle mich verpflichtet, Euer Ehrwürden zu ersuchen: die Jesuiten von Polen vor der Ansteckung durch die Habsucht und die Herrschsucht zu bewahren, die anderwärts im Orden nur zu offenkundig sind. Die Rektoren suchen ihre Kollegien mit allen Mitteln zu bereichern. Das ist ihre einzige Sorge."

Solche schwere Vorwürfe mußten die Jesuiten zur Zeit Olivas (1664—1681) schon überall sich gefallen lassen. Auf ihn selber, der im Gesu und in seiner schönen Villa bei Albano das faule Leben eines Schlemmers führte, werden sie keinen Eindruck gemacht haben. Aber auch wenn er ein anderer gewesen wäre, hätte er schwerlich dem Unwesen steuern können. Er wäre zweifellos gegen den Orden nicht aufgekommen. Denn die Professen und die großen Ordensbeamten in Rom waren bereits unter Vitelleschi so mächtig geworden, daß sie einen energischen General nicht mehr ertrugen. Der General Goswin Nickel wurde 1661, nur weil er durch seine Rücksichtslosigkeit den einflußreichen Ordensleuten in Rom lästig geworden war, genötigt, die Geschäfte einem Generalvikar zu überlassen, also faktisch abgesetzt, und Thyrsus Gonzalez de Santillana, der sich vorgenommen hatte, die verderblichen Morallehren im Orden zu unterdrücken, hätte sicher dasselbe Schicksal erlitten, hätte er nicht beizeiten zu Zugeständnissen sich bequemt, die seiner innersten Überzeugung widersprachen. Damit war auch

Digitized by Google

für Fernerstehende der Beweis geliefert, daß der Nachfolger des Ignatius nicht mehr ein unbeschränkter Autokrat, sondern der Untergebene einer argwöhnischen Oligarchie geworden war. Was die spanische Opposition einst unter Aquaviva erstrebt hatte, das war Ende des 17. Jahrhunderts also mehr als erreicht. Die Ordensverfassung war faktisch eine andere geworden, so geflissentlich man auch bemüht war, das Statut formell nicht zu verletzen.

Diese verhängnisvolle Entwickelung, von der die Welt nur wenig merkte, wäre nicht möglich gewesen, hätte in dem Orden noch die eiserne Disziplin der alten Zeit geherrscht. Aber wie die Jesuiten ihr Armutsgelübde auf alle mögliche Weise unwirksam zu machen wußten, so fühlten sie auch sich nicht mehr zu jener unbedingten Subordination und jenem strengen „Kadavergehorsam" gegenüber dem General verpflichtet, welchen Ignaz mit solcher Energie gefordert hatte. Und wenn sie schon dem General nicht mehr unbedingt gehorchten, so noch weniger ihrem obersten Kriegsherrn, dem Papste. Als Innocenz XI. mit Ludwig XIV. in Konflikt geriet, nahm der Orden in Frankreich nicht etwa für die Kurie Partei, sondern für den König, und als der französische Klerus sich in schärfster Weise gegen die Lehre von der Unfehlbarkeit und von der unbeschränkten Oberhoheit des Papstes über die Kirche erklärte, trat er nicht etwa für diese einst von Lainez mit solcher Schärfe und Konsequenz verteidigten Sätze ein, sondern schlug sich zu der Opposition, ja wagte es sogar literarisch die sogenannten gallikanischen Anschauungen zu empfehlen, so daß 1687 Schriften von Jesuiten in Rom von Henkershand verbrannt werden mußten. Und derartige Fälle kecker Auflehnung wurden immer häufiger. Als 1707 der päpstliche Legat Tournon den chinesischen Christen die Verehrung der Ahnen und des Konfutse untersagte, gehorchten die jesuitischen Missionare nicht nur nicht, sondern intriguierten auch so lange gegen ihn, bis der chinesische Kaiser den unbequemen Mann aus dem himmlischen Reiche verbannte. Nicht anders machten sie es, als dann auch die Kurie 1715 und 1735 in feierlichster Form die sogenannten chinesischen Riten verbot. Von jener unbedingten und in ihrer Art großartigen Hingabe, mit der Ignatius einst sich und die Seinen dem Stuhle von Rom geweiht hatte, war jetzt nichts mehr in dem Orden zu spüren. Er gehorchte nur dann, wenn der

Digitized by Google

Gehorsam seinem Interesse entsprach. Im übrigen gerierte er sich dem Papsttum gegenüber ganz nach Prätorianerart. Sobald nur ein Papst, wie der ernste tüchtige Innocenz XI., es wagte, seine Absichten zu durchkreuzen, bewies er ihm unverzüglich, daß er auch wider den Papst trefflich zu fechten verstehe.

Noch rücksichtsloser als der Kurie begegneten die Jesuiten aber überall den anderen geistlichen Behörden und den älteren Mönchsorden. Sie schienen es sich zum Grundsatze gemacht zu haben, niemanden neben sich aufkommen zu lassen. Wo sie daher z. B. in ein Missionsgebiet eindrangen, in welchem bereits andere Orden missionierten, ruhten und rasteten sie nicht, bis die Rivalen das Feld räumten. Wo aber gar andere Orden es wagten, ihre Kreise zu stören, wie in China, verbündeten sie sich unter Umständen selbst mit der heidnischen Obrigkeit, um die Störenfriede los zu werden. Nicht anders verfuhren sie mit den Bischöfen, die ihnen nicht zu Willen waren. Kein Wunder, daß man in vielen Kreisen der Kirche, namentlich unter den älteren Orden sie nicht bloß beneidete, sondern schließlich geradezu verabscheute und haßte.

Allein diese Herrschsucht und Habsucht, diese skrupellose Mißachtung der Gelübde, dieser Abfall von den alten Idealen wären noch zu ertragen gewesen, wenn sie durch überlegene Leistungen bewiesen hätten, daß die Kirche ihrer nicht entbehren könne. Allein davon war seit Ende des 17. Jahrhunderts nichts mehr zu spüren. Nur auf dem Gebiete der Heidenmission zeigt sich noch ein wirklicher Fortschritt. In allen anderen Zweigen der Ordenstätigkeit offenbart sich dagegen ein wahrhaft erschreckender Mangel an Talenten und in dem jesuitischen Schulwesen tritt sogar schon ein bedenklicher Rückgang zutage. Während überall in Mittel- und Westeuropa neue Ideen und Ideale in den Unterrichtsbetrieb Eingang fanden, blieb die Jesuitenschule bei dem veralteten Lehrplane der großen Studienordnung von 1599. Nicht einmal das alte schlechte System des häufigen Lehrerwechsels gab sie auf, geschweige denn die üblen pädagogischen Praktiken, die sie von den Humanisten übernommen hatte. Aber sie blieb nicht bloß stehen, sie verfiel auch. Die Unwissenheit des Klerus war im 18. Jahrhundert nirgends so groß, wie in den Ländern, wo die Jesuiten die geistlichen Seminare beherrschten, die geistige Produktion nirgends so gering,

Digitized by Google

wie in den Gebieten, wo der Orden noch ein unbeschränktes Unterrichtsmonopol besaß, die Universitäten nirgends so gesunken wie da, wo die Patres als Professoren das Heft in der Hand hatten. Auch die einst so viel gerühmte Disziplin ihrer Anstalten war jetzt zum Teil bedenklich verfallen, und sogar das Latein ihrer Schüler nicht mehr über allen Zweifel erhaben, obwohl Latein noch das einzige war, was sie in den Kollegien lernten. Man begreift, daß die Regierungen von Österreich und Bayern, schließlich selbst von Spanien, diesem Unwesen zu steuern versuchten. Allein der Orden besaß zu einer durchgreifenden Reform weder Kraft noch Neigung. Damit bewies er augenfällig, daß er auch als Präzeptor seine Rolle ausgespielt hatte Nur in Mittel- und Südamerika stiftete er als solcher noch wirklich Gutes. Aber das wollte bei dem Tiefstande der geistigen Kultur in jenen Gebieten nicht allzuviel bedeuten.

Der Orden war somit schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts so verfallen, daß Ignatius seine Schöpfung kaum wieder erkannt haben würde. Die Begeisterung, die ihn groß gemacht, war verflogen, die Disziplin, auf der seine Leistungsfähigkeit nicht zuletzt beruht hatte, stark gelockert, die Verfassung, der er seine großen Siege in erster Linie zu verdanken hatte, desorganisiert und zerrüttet. Wer ihn nicht nach vereinzelten Ausnahmen, sondern nach seiner gesamten Wirksamkeit beurteilte, konnte schon damals nicht mehr zweifeln, daß seine Uhr abgelaufen sei, denn zu einer Reform aus eigener Kraft fehlte es ihm an Einsicht und Energie und an eine Zwangsreform von außen war nicht zu denken.

Keine geistliche Genossenschaft hat seit ihrem ersten Auftreten so aufregend auf Freund und Feind gewirkt, so anhaltend die öffentliche Meinung Europas beschäftigt, so viel Stoff zum Fabulieren geliefert und so viel Federn in Bewegung gesetzt, wie die Gesellschaft Jesu. — Überblicken wir diese leider längst noch nicht gesichtete ungeheure Literatur und beachten wir auch all die gelegentlichen Äußerungen hervorragender Staatsmänner, Philosophen, Dichter*) über diese oder jene Seite der

*) Selbst der große Dichter der englischen Renaissance, Shakespeare, fehlt darunter nicht. Er hat sich aus Anlaß der Pulververschwörung sehr satirisch über die jesuitische Lehre von der zweideutigen Rede ausgesprochen, vgl. Macbeth Akt 2 die Pförtnerszene.

Digitized by Google

Ordenstätigkeit, so gewahren wir bald, daß das Urteil der öffentlichen Meinung über den Orden im Laufe der Zeit immer ungünstiger wird. In seinen Jugendtagen erntet er namentlich als Präzeptor selbst von Protestanten hie und da großes Lob. In der katholischen Kirche begrüßt man damals seine Fortschritte mit fast einmütiger Bewunderung und Freude. Aber seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ändert sich das Bild. Selbst aus katholischem Lager schleudert man damals schon Schmähschriften gegen ihn, wie den Anticoton und die Monita secreta, die an Feindseligkeit alles übertreffen, was je Protestanten über ihn geschrieben haben. Ehe er sich's versieht, wenden sich dann die Gebildeten fast überall von ihm ab, um ihm im Namen der Bildung den Krieg zu erklären, und schließlich steht er fast überall ganz isoliert da. Fast überall gilt er selbst in den katholischen Ländern als eine Macht der Finsternis und des Verderbens, deren Sturz man herbeiwünscht und mit allen Mitteln fördert.

Das Land, in welchem sich diese Umstimmung der öffentlichen Meinung am raschesten und energischsten vollzog, war Frankreich. Zwei mächtige Feinde hatten hier von Anfang an dem Orden gegenüber gestanden, das Pariser Parlament und die Pariser Universität. Beide hatten, wie wir wissen, mit allen Mitteln seine Niederlassung zu verhindern gesucht. Beide blieben auch in der Folgezeit fast unversöhnliche Gegner. Zu diesen beiden trat aber schon in den 40er Jahren des 17. Jahrhunderts ein dritter Feind, die Frommen von Port Royal, die nach einer Vertiefung und Erneuerung des religiösen Lebens im Geiste Augustins strebten, die Jansenisten. Schon der Umstand, daß diese Jansenisten in den Kreisen der Macht und Bildung so viel Beifall und Anhänger fanden, genügte, um die Jesuiten gegen sie aufzubringen. Als nun vollends der gewaltige innere Gegensatz zwischen ihnen und den neuen Frommen klar an den Tag trat, ruhten sie nicht, bis die Kurie und das absolute Königtum den Jansenismus mit allen Mitteln unterdrückten. Aber dieser Sieg sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Schon im Jahre 1656 veröffentlichte der Jansenist Pascal, einer der reichsten und tiefsten Geister, die Frankreich hervorgebracht hat, eine Satire auf die Theologie und die Morallehre der Jesuiten, die nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch wegen ihrer Form ungeheures Aufsehen erregte. Das ganze

Digitized by Google

gebildete Frankreich verschlang die „Provinzialbriefe“ und bewunderte sie. Vergebens wiesen die Jesuiten nach, daß der geistreiche Verfasser öfters etwas flüchtig gearbeitet und bisweilen ihre Moraltheologen falsch verstanden habe. Den Nachweis, daß er die ganze Tendenz ihrer Moraltheologie unrichtig aufgefaßt habe, auf den doch alles ankam, konnten sie nicht führen, geschweige denn dies erste klassische Werk der französischen Prosa durch ein gleich witziges, geist- und temperamentvolles Gegenstück überbieten. So mußten sie denn zum ersten Male an sich selbst erfahren, daß in Frankreich der Spott tötet. Was Pascal begonnen, das setzten dann die Aufklärer fort. Sie überlieferten den Orden vollends dem Hasse und der Verachtung der Gebildeten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte er daher in Frankreich nur noch zwei Freunde, den König und den hohen Klerus. Aber diese Freundschaft schadete ihm mehr, als sie ihm nützte und, was das schlimmste war, sie hielt nicht stand, sondern brach gleich beim ersten mächtigen Ansturm der öffentlichen Meinung zusammen.

Hätte nun der Orden nur Frankreich zu fürchten gehabt, so hätte er beruhigt in die Zukunft blicken können. Aber Frankreich bestimmte damals die öffentliche Meinung von ganz Europa. Die Kriegserklärung der französischen Aufklärer bedeutete daher für ihn nicht nur Krieg in Frankreich, sondern Krieg mit dem ganzen gebildeten Europa. Und in welchem Zustande traf ihn dieser Krieg: verfallen, innerlich zerrüttet, arm an Begeisterung, an Talent, an sittlicher Kraft! Man brauchte kein Prophet zu sein, um zu erkennen, daß er fallen mußte, fallen ohne langen Kampf, sobald sich die brutalste und stärkste Gewalt der Zeit mit den Aufklärern wider ihn verband: der absolute Staat. Aber merkwürdig genug geschah das nicht zuerst in Frankreich, sondern in dem Staate, den die Gesellschaft am raschesten erobert, am längsten und vollkommensten beherrscht hatte, in Portugal, auch nicht auf Antrieb eines alten Gegners, sondern eines ehemaligen Zöglings, dessen sie ganz sicher zu sein glaubte und den sie daher selber an die Spitze der Regierung gebracht hatte, des Joseph Carvalho Marquis von Pombal. Endlich gab den ersten Anlaß dazu nicht etwa der unbestreitbare Mißbrauch ihrer Machtstellung, dessen sie auch in Portugal sich schuldig gemacht hatte, sondern der wohlbegründete Widerstand, den sie bei der Zerstörung einer

Digitized by Google

ihrer größten Schöpfungen leistete, des sogenannten Jesuitenstaates in Paraguay.

Noch vor Pombals Eintritt ins Ministerium, am 15. Januar 1750, war zwischen Spanien und Portugal ein Grenztraktat zustande gekommen, in welchem die erstere Macht die sieben östlich vom Uruguay gelegenen Reduktionen des sogenannten Jesuitenstaates an Brasilien abtrat. Im Hinblicke darauf befahl die spanische Regierung kurz darauf den Patres jener Reduktionen samt ihren 30 000 Indianern binnen Jahresfrist ihre herrlichen blühenden Ansiedelungen zu räumen und im spanischen Gebiete jenseits des Stromes sich neue Wohnsitze zu suchen, d. i. in der Wildnis wieder von vorn anzufangen. Dieser Befehl beweist nicht nur, daß die Jesuiten auch in Madrid nicht mehr das Heft in der Hand hatten, er beweist auch, daß die spanische Regierung die Kolonialpolitik jetzt mit einer Brutalität und Dummheit betrieb, die für die Zukunft ihres ungeheuren Kolonialreiches die schlimmsten Katastrophen in Aussicht stellte. So geschah denn, was die beiden Regierungen sich von vornherein hätten sagen können. Nicht nur die Indianer, auch einige ihrer Patres widersetzten sich der portugiesischen Grenzkommission. Als darauf die Traktatmächte 1756 zwei kleine Armeen in das Uruguaygebiet einrücken ließen, traten die roten Christen den Soldaten unter der Führung des Korregidors Nikolaus von Conception bei San Juan sogar mit den Waffen in der Hand entgegen. Es entspann sich eine regelrechte Schlacht, der Sieg fiel natürlich den Europäern zu. Aber nun gingen die Indianer zu einem äußerst hartnäckigen Kleinkriege über, der namentlich die portugiesischen Truppen schwer schädigte. Erschöpft, dezimiert und demoralisiert zogen sie sich endlich zurück, und da die beiden Regierungen auch aus anderen Gründen keine Freude an dem Traktate hatten, so wurde die unheilvolle Grenzregulierung 1761 widerrufen und das Uruguaymissionsgebiet wieder an Spanien abgetreten.

Diese Vorgänge bezeichnen den Anfang vom Ende nicht nur des Jesuitenstaates, sondern auch des Jesuitenordens.

Längst tief erbittert über den Einfluß der Patres auf Hof und Regierung beschloß Pombal jetzt den Untergang des Ordens in Portugal. Bereits am 19. September 1756 ließ er alle Jesuiten vom Hofe verweisen. Kurz darnach, 1757, veröffentlichte er seinen berühmten „kurzen Bericht über das Reich der Jesuiten in Paraguay" — selbstverständlich

Digitized by Google

trotz der Kälte des Tones kein Bericht, sondern ein Kriegsmanifest gegen die gemeingefährliche Gesellschaft, welche sich erdreistet habe, ohne weltliche Autorität einen eigenen Staat zu gründen und damit einmal ganz deutlich die politischen Absichten enthülle, von denen sie immer und überall sich leiten lasse. Aber eben als Manifest machte der Bericht einen ungeheuren Eindruck. Selbst Papst Benedikt XIV. geriet darüber in äußerste Bestürzung und ordnete auf Pombals fast drohendes Ansuchen sofort eine Visitation des Ordens in Portugal durch den Kardinal Saldanha an. Diese Visitation, bei der Pombal seine Hand selbstverständlich im Spiele hatte, schien die allerschlimmsten Gerüchte namentlich über die Handels- und Wechselgeschäfte der Jesuiten zu bestätigen. Aber mochten die Anklagen des Kardinals auch übertrieben sein, ganz aus der Luft gegriffen waren sie nicht. Und was die Hauptsache war, ganz Portugal glaubte sie. Nun brauchte Pombal gegen den öffentlich von der höchsten kirchlichen Autorität gebrandmarkten Orden nur noch den letzten Streich zu führen, zumal ihm das mysteriöse Attentat auf König José am 3. September 1758 dazu eine Gelegenheit bot. Aber es charakterisiert ihn, daß er in tiefster Heimlichkeit noch monatelang sich vorbereitete, um dann nicht nur über dies Opfer, sondern zugleich über den gegnerischen Adel plötzlich herzufallen. Erst am 13. Dezember wurden die Jesuiten von Lissabon als Mitschuldige an dem Attentat verhaftet, am 19. Januar 1759 folgte dann die Festnahme der übrigen und die Konfiskation des gesamten ungeheuren Ordensvermögens und am 3. September endlich die Verbannung des Ordens aus dem ganzen portugiesischen Reiche. Die Mehrzahl der Verbannten wurden darauf wie Heringe in einige Handelsschiffe gepackt und fast mittellos an der Küste des Kirchenstaates ausgesetzt. Aber nicht wenige behielt Pombal in den Kerkern zurück, um seine Rache an ihnen zu ersättigen, darunter den einflußreichsten und darum für ihn gefährlichsten, den 80jährigen Pater Malagrida. Diesem Manne ließ er in aller Form den Prozeß machen, zunächst wegen Hochverrats, und da er damit nicht zum Ziele kam, dann vor der Inquisition wegen Ketzerei! Die Inquisition tat ihm denn auch endlich seinen Willen. Am 20. September 1761 wurde der Unglückliche in feierlichem pomphaftem Autodafé erdrosselt und verbrannt. — Pombal war zweifellos von der Staatsgefährlichkeit der Jesuiten überzeugt. Aber die tiefe Heuchelei, die tückische Hinterlist, die brutale Grausamkeit seines Vorgehens wird dadurch nicht entschuldigt. Das Raubtierhafte, was so oft in dem Charakter der großen Staatsmänner liegt, offenbart sich als Grundzug seines Wesens auch in diesem Falle mehr, als für seinen Ruhm und namentlich für den Erfolg seiner großen Reinigungsarbeit in dem verkommenen Staate gut war. Er hat unnötigerweise Märtyrer geschaffen und damit selber der späteren Reaktion den Weg bereitet.

Weit glimpflicher verfuhr man mit dem Orden in Frankreich. Die Jesuiten selber sind noch heute überzeugt, daß ihr Fall in diesem Lande letztlich die Folge einer mannhaften Tat gewesen sei. Da der Pater De Sacy, behaupten sie, sich weigerte, die Maitresse Ludwigs XV., die Marquise von Pompadour, zu absolvieren, habe diese Weibsperson in ihrem Zorne mit dem Minister Choiseul sich zu ihrem Sturze verschworen. Allein diese Verschwörung ist eine Legende. In Wahrheit

Digitized by Google

war die Ursache ihres Sturzes der Haß und die Verachtung der Gebildeten, den ersten Anlaß dazu aber gab der große Lavalette-skandal. Der Pater de Lavalette hatte als Prokurator der Antillenmissionen den Kolonialwarenhandel neu organisiert und mit Unterstützung verschiedener französischer Bankhäuser im großen Stile auf Martinique als kaufmännischer Gründer sich versucht. Aber wie so viele Gründer, verspekulierte er sich und wurde darum in mehrere große Zivilprozesse verwickelt. Dieser Fall ist charakteristisch für den Geist und die Disziplin, die damals in dem Orden herrschten: Lavalette ging Riesengeschäfte ein, ohne daß die Oberen, wie man später behauptete, davon auch nur das Geringste wußten. Aber es kam noch besser. Statt den Skandal in aller Stille zu begraben und Lavalettes Schulden zu bezahlen — 2 400 000 Livres, also eine stattliche Summe, aber der Orden besaß auf Martinique allein liegende Güter im Werte von 4 Millionen — hingen die französischen Oberen, da die Gläubiger sich mit Seelenmessen nicht begnügen wollten, den Skandal förmlich an die große Glocke, indem sie einen Kabinettsbefehl erwirkten, der alle Prozesse in Sachen Lavalette an die große Kammer des Pariser Parlamentes verwies. Hier wurde nun, wie man richtig geurteilt hat, aus dem Zivilprozeß gegen Lavalette ein Kriminalprozeß gegen den ganzen Orden. Denn das Parlament verurteilte nicht nur den Jesuitengeneral zur Zahlung aller Forderungen gegen Lavalette, sondern es benutzte die Gelegenheit gleich, um die Konstitutionen des Ordens zu prüfen, und erklärte auf Grund dieser Prüfung am 8. Juli 1761 die Niederlassung des Ordens in Frankreich für ungesetzlich. Da griff noch einmal der König zugunsten der bedrängten Väter ein. Er gebot am 2. August dem Parlament, die definitive Entscheidung über die Gesetzlichkeit der Ordensverfassung auf ein Jahr zu verschieben. Aber die Väter erhielten damit doch nur eine Henkersfrist. Nicht nur setzte das Parlament in anderer Weise seinen Feldzug gegen sie fort, auch der König verlangte jetzt zum mindesten eine Änderung der Ordensverfassung. Aber weder der General Ricci noch Papst Clemens XIII. waren dafür zu haben, ja der letztere erkannte so wenig den Ernst der Lage, daß er kurz und bündig erklärte: Sint ut sunt aut non sint! Das bedeutete für Frankreich: non sint! Am 6. August 1762 beschloß das Pariser Parlament die Aufhebung des Ordens. Am 14. Juni 1763 erklärte der König alle Ordensgüter für Staatseigentum. Damit hatte der Orden nach über 200jähriger Wirksamkeit auch in Frankreich aufgehört zu existieren.

Selbst in Rom sah jeder Verständige ein, daß man diese von ganz Frankreich mit Jubel begrüßten Maßnahmen schweigend dulden müsse. Allein Papst Clemens XIII. gehörte nicht zu den Verständigen. Er ließ sich, wie sein Nachfolger Clemens XIV. sagt, von dem General Ricci eine Konstitution abpressen, in der er den Orden nicht nur aufs neue bestätigte, sondern auch in feierlichster Weise für seine Unschuld und Tugend eintrat. Das hieß nicht nur Portugal und Frankreich, sondern alle bourbonischen Höfe und die öffentliche Meinung in allen romanischen Ländern unnötig herausfordern. Der einzige Erfolg war denn auch eine furchtbare Demütigung des päpstlichen Stuhles. In Neapel, Sizilien, Mailand, Venedig wurde die Konstitution alsbald verboten, in Frankreich mehrfach von Henkershand verbrannt, in

Digitized by Google

Portugal jeder, der sie verbreite oder heimlich behalte, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung für schuldig erklärt. Aber was das schlimmste war, von den vielen hundert katholischen Bischöfen fühlten nur 23 sich veranlaßt, den Papst ihrer Zustimmung zu versichern.

Noch hatte die Kurie diesen Schlag nicht verwunden, als auch aus den übrigen bourbonischen Staaten die aufregendsten Nachrichten in Rom anlangten. Am 2. April 1767 wurden in Spanien fast um dieselbe Stunde etwa 6000 Jesuiten verhaftet und der Orden in allen Teilen des Reiches aufgehoben. Die Verhafteten schickte König Karl III. dem Papste zum Präsent. Aber als die Unglücklichen in Civita Vecchia landen wollten, wurden sie auf Wunsch ihres eigenen Generals, der schon an den vertriebenen Portugiesen genug hatte, mit Kanonenschüssen empfangen. Sie mußten froh sein, daß sie vorläufig auf Korsika ein Unterkommen fanden. In der Nacht vom 8. auf den 4. November entledigte sich dann in derselben Weise der König von Neapel und Sizilien seiner Jesuiten, in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1768 der Herzog von Parma und am 23. April 1768 der Großmeister von Malta. Gleichzeitig nahmen sämtliche bourbonische Höfe wegen eines Streitfalls zwischen der Kurie und dem Herzoge von Parma gegen Clemens XIII. eine sehr drohende Haltung an. Noch im Juni ließen sie die päpstlichen Besitzungen in Südfrankreich und Süditalien besetzen und wenige Monate darnach, im September 1768, überreichte der französische Gesandte in ihrer aller Namen dem Papste eine Denkschrift, worin er mit nackten Worten von der Kurie die „völlige und gänzliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu" verlangte. Da nun auch Portugal alle Beziehungen zu dem päpstlichen Hofe abgebrochen hatte und der einzige Freund, den Clemens noch besaß, Maria Theresia von Österreich, nicht die geringste Neigung zeigte, ihn zu unterstützen, so konnte man auch in Rom sich nicht mehr verhehlen, daß das Papsttum entweder sich entschließen müsse, den Orden fallen zu lassen oder seine eigene Weltstellung aufzugeben.

So lagen die Dinge, als Clemens XIII. in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1769 starb. Ganz Europa erwartete mit Spannung die Neuwahl. Denn diese mußte, darüber waren weder die Jesuiten, noch die Mächte im Zweifel, über Sein oder Nichtsein des Ordens und die zukünftige Stellung des Papsttums entscheiden. Gewählt wurde endlich nach über dreimonatlichem Konklave am 19. Mai der Franziskaner Lorenzo Ganganelli, der sich als Papst Clemens XIV. nannte. Ganganelli galt weder für einen Freund noch für einen Feind des Ordens. Aber da er von Natur friedlich gesinnt war und sich stets als ein maßvoller verständiger Priester erwiesen hatte, so durfte man von ihm erwarten, daß er nichts unterlassen werde, um die von seinem unklugen Vorgänger in so heillose Verwirrung gebrachten Beziehungen zu den großen katholischen Höfen zu bessern. In der Tat entschloß er sich alsbald zu dem Schritte, der allein

Digitized by Google

den Frieden wieder herstellen und das Papsttum aus seiner Bedrängnis befreien konnte: schon am 29. September kündigte er dem Könige von Frankreich und am 30. November auch den Höfen von Madrid und Lissabon an, daß er den Orden aufheben werde. Aber fast 4 volle Jahre vergingen, ehe dieser Ankündigung die entscheidende Tat folgte. Erst am 21. Juli 1773 unterzeichnete er das berühmte Breve „Unser Herr und Erlöser", welches über den mächtigsten Orden, den die Kirche je gesehen, das Todesurteil aussprach.

Hatte einst die Bulle, welche den Jüngern Loyolas das Daseinsrecht in der Kirche verlieh, mit einem Hinweise auf das Regiment der streitenden Kirche begonnen, so beginnt der Friedenspapst charakteristischerweise mit einem Hinweise auf den Friedensfürsten Jesus, der auch seine Jünger und Diener zu Boten des Friedens bestimmt habe. Der Jesuitenorden habe von Anfang an friedestörend gewirkt. Das weist Clemens ausführlich nach. Aber das ist auch die einzige Anklage, die er nachdrücklich geltend macht. Über die übrigen Vorwürfe, die man gegen den Orden erhob, referiert er nur in sehr vorsichtigem, maßvollem, diplomatischem Tone, ohne sie auf ihre Berechtigung genauer zu untersuchen. Weiter hebt er hervor, daß der Orden „die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr stiften könne", durch die er einst sein Dasein gerechtfertigt habe. Er erklärt also den Orden für nicht mehr zeitgemäß. Im Hinblicke darauf und in der Erwägung, daß es, „so lange sie besteht, kaum oder gar nicht möglich ist, den Frieden in der Kirche wieder herzustellen — erklären wir nach reiflicher Überlegung, auf Grund gründlicher Information, kraft apostolischer Machtvollkommenheit besagte Gesellschaft für aufgelöst, unterdrücken sie, heben sie auf, schaffen sie ab" usw.

Die Jesuiten haben alsbald über die Geschichte dieses ungemein maßvollen Aktenstücks, das dem politischen Takte seines Urhebers alle Ehre macht, die abenteuerlichsten Legenden verbreitet. Nach der einen soll Clemens behauptet haben: nur gezwungen habe ich das getan. Nach einer anderen hätte er das Breve nachts an einem Fenster des Quirinals mit Bleistift unterschrieben, wäre dann ohnmächtig zusammengebrochen und hätte den ganzen folgenden Tag fast nackt auf seinem Bette zugebracht, immer jammernd: ich bin verflucht, die Hölle ist meine Behausung. Nach einer dritten wäre er, sobald er unterzeichnete, verrückt geworden. Erst kurz vor seinem Tode habe er den Gebrauch seiner Vernunft wieder erlangt. Nur durch ein Wunder sei er der Hölle entrissen worden. Nach einer vierten hätte er gar das Breve widerrufen. Sogar das Schriftstück, durch welches dies geschehen sein sollte, zeigte man vor — natürlich, wie schon der Passus zeigt, in dem sich der Papst vor aller Welt als unwürdigsten Nachfolger des hl. Petrus bezeichnet, eine ganz plumpe Fälschung. Wichtiger war, daß man auch die Rechtskraft des Breve zu bestreiten wagte, obwohl der Orden, so lange die Kurie ihm zu Willen war, grundsätzlich für die Unbeschränktheit der päpstlichen Macht eingetreten war. Heute hat man diese

Digitized by Google

Legenden und rechtlichen Bedenken fallen lassen. Man begnügt sich, darauf hinzuweisen, daß das Schriftstück das Produkt einer Zwangslage war, in der das Papsttum um seiner selbst willen kaum anders habe handeln können. Das ist richtig, aber daraus folgt noch nicht, daß aus dem Breve die wahre Meinung des Papstes über den Orden nicht zu erkennen sei. Der Papst hatte zweifellos die Überzeugung gewonnen, daß der Orden ein Friedensstörer und dem Gedeihen der Kirche schädlich sei, und er war darin durch einige Kardinäle bestärkt worden. Denn schon seit dem Pontifikat Benedikts XIV. hatten die Patres auch im Kardinalskolleg manche erbitterte Gegner. Kein Wunder daher, daß auch die Kurie ihn endlich nach langen, gewissenhaften Erwägungen völlig preisgab.

Am 16. August wurde den Jesuiten in Rom das Breve mitgeteilt und der General Ricci als Gefangener in die Engelsburg abgeführt. Hier behandelte man ihn glimpflich, aber das Licht der Freiheit sah er niemals wieder, obwohl man ihm schwere Vergehen nicht nachweisen konnte. Er starb im Gefängnis am 22. November 1775 als ein Opfer des Hasses und Argwohns, den sein Orden fast in ganz Europa wider sich erregt hatte. Clemens XIV. war ihm bereits am 22. September 1774 vorangegangen. Daß er von Jesuiten vergiftet worden sei, ist eine längst widerlegte Sage. Aber die Sage ist doch lehrreich, sie zeigt, was Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur die Aufklärer, sondern selbst Kardinäle der römischen Kirche den Jesuiten zutrauten.

Wie nahm nun der Orden, wie nahm die katholische Christenheit das Aufhebungsbreve auf? Der Orden fügte sich ohne weiteres nur da, wo die Regierungen das Breve vollzogen, aber er fügte sich oft nicht ohne öffentlich oder anonym gegen die Aufhebung zu protestieren und vor allem nicht ohne das Andenken Clemens' XIV. in unsagbarer Weise zu verunglimpfen, ja zu besudeln. Das gebildete Europa aber jubelte und das Volk sah fast überall teilnahmlos der Aufhebung zu. Nur hie und da erhoben die Klosterfrauen und andere Fromme, die der von dem Orden gepflegten Frömmigkeit huldigten, laute Klage. Von einem ernstlichen Widerstande der Massen gegen den Vollzug des Breve wird uns aber aus keinem europäischen oder nichteuropäischen Lande berichtet. Daraus gewinnt man doch den Eindruck, daß der Orden fast überall, wie man zu sagen pflegt, völlig „abgewirtschaftet hatte". Für die Tragik seines Falles zeigte die öffentliche Meinung nirgends Verständnis, die Grausamkeiten, die Pombal sich hatte zu

Digitized by Google

schulden kommen lassen, beachtete sie kaum. Auch das Unrecht, das einzelnen Patres hie und da bei der Auflösung widerfuhr, betrachtete sie als ein gerechtes Gericht oder hielt es jedenfalls für notwendig im Interesse des Fortschrittes, der „Aufklärung und der Tugend". —

Rom hatte gesprochen. Der Orden war offiziell tot. Aber nun zeigte es sich wieder einmal, wie prompt er seinem obersten Kriegsherrn gehorchte. Nur da, wo die Regierungen dem Breve Folge leisteten, löste er sich wirklich auf. Wo der Wille des Papstes nichts galt, da trotzte er offen dem päpstlichen Befehle, da ließ er sich nur zu gern den Schutz ketzerischer, ja atheistischer Fürsten gefallen, als wollte er noch in seinem Untergange aller Welt beweisen, daß sein Interesse ihm höher stehe, als das Treugelübde, welches nach dem Willen des Stifters ihn unauflöslich an den heiligen Stuhl binden sollte.

Seltsam genug waren es gerade die gefeiertsten Fürsten der Aufklärung, welche den Orden gegen den Papst und die Aufklärung in Schutz nahmen: Friedrich der Große von Preußen und Katharina II. von Rußland, beide, weil sie den Orden als Schulorden nicht entbehren zu können glaubten. Aber in Preußen war die Gunst der Regierung von kurzer Dauer. Bereits 1776 befahl der König den schlesischen Patres auf Antrag des Bischofs Hohenzollern von Kulm den Namen Jesuiten abzulegen und sich fortan Priester des Königlichen Schulinstitutes zu nennen. 1781 wurde auch dies Institut aufgehoben, 1786 der Rest der jesuitischen Genossenschaft in Schlesien genötigt, sich aufzulösen. Besser erging es den Patres in Rußland. Katharina verbot nicht nur die Publikation des Aufhebungsbreves, sie gestattete 1782 den in den weiland polnischen Provinzen ansässigen Patres sogar sich einen Generalvikar zu wählen, also sich förmlich wieder als selbständige geistliche Genossenschaft zu konstituieren. Noch freundlicher zeigte sich der sonst so unberechenbare Kaiser Paul: er zog den Orden selbst nach Petersburg, übergab ihm wieder die Universität Wilna, förderte seine Missionsarbeit unter den deutschen Kolonisten an der Wolga, dotierte, um ihm stärkeren Zuzug zu verschaffen, reichlich sein Probationshaus zu Polock, ja wagte endlich sogar in aller Form die Kurie aufzufordern, den Ungehorsam der polnischen Patres gutzuheißen, den Fortbestand des Ordens zu sanktionieren.

Papst Clemens XIV. hatte „die Söhne des Mißtrauens" nicht darüber in Zweifel gelassen, wie er über ihr Verhalten denke. Allein bereits sein erster Nachfolger Papst Pius VI. nahm allem Anscheine nach in der Jesuitenfrage eine andere Stellung ein. Er hat, wie es scheint, schon insgeheim die polnischen Patres ermutigt, auszuharren, obgleich er offiziell dies feierlichst dementieren ließ, er duldete es daher auch stillschweigend, daß der Herzog von Parma sich schon 1793 wieder etliche Jesuiten aus Rußland verschrieb. Noch mehr durfte der Orden von Pius VII. Chiaramonti erwarten. Denn es war allbekannt,

Digitized by Google

daß Pius als Bischof von Tivoli 1773 nur widerstrebend die Aufhebung vollzogen und die Exjesuiten in hohen Ehren gehalten hatte. In der Tat stellte er den Orden bereits am 7. März 1801 für Rußland und auf Antrag König Ferdinands IV. am 30. Juli 1804 auch für Neapel und Sizilien wieder her. Damit war in aller Form der Bruch mit der Politik Clemens' XIV. eingeleitet, der Wunsch der Kurie, den Orden in seinem alten Umfange zu erneuern, der ganzen christlichen Welt unverhüllt kundgetan.

Inzwischen hatte sich auch anderwärts das Bedürfnis nach einer Wiederherstellung des Ordens kräftig geregt. In Belgien hatte schon 1794 Leon de Tournely vornehmlich zu Unterrichtszwecken die Gesellschaft des Herzens Jesu gegründet, der sich alsbald viele Exjesuiten anschlossen. In Italien war ein etwas abenteuerlicher und herrschsüchtiger Schwärmer, der Südtiroler Paccanari, gar als ein zweiter Ignatius aufgetreten, indem er 1797 die Gesellschaft vom Glauben Jesu stiftete, mit der ausgesprochenen Absicht, den Jesuitenorden unter anderem Namen zu erneuern. Beide Gesellschaften vereinigten sich 1799, schlossen sich seit 1803 den russischen Jesuiten an, und bereiteten in aller Stille schon in den stürmischen Tagen der napoleonischen Herrschaft die Rückkehr des Ordens auch in den Gebieten vor, die ihm vorderhand noch für ewig verschlossen schienen.

Fast noch wichtiger war für die Zukunft des Ordens der gewaltige Umschwung, der sich eben jetzt in der Stellung der Gebildeten zu den Idealen des 18. Jahrhunderts vollzog. Die Romantik erklärte der Aufklärung den Krieg und aus ihrem Schoße entsprang alsbald der moderne Ultramontanismus, dessen Devise war alles zu verbrennen, was die Aufklärung angebetet, und anzubeten, was jene verbrannt hatte. Von dieser Strömung emporgetragen, durfte das Papsttum es wagen wieder offen in die ungern verlassenen Bahnen der alten römischen Politik einzulenken. Die Einleitung dazu aber bildete das Breve Sollicitudo omnium, die feierliche Verkündigung der Wiederherstellung des Jesuitenordens in der alten Hauptkirche des Ordens, dem Gesu zu Rom, am 7. August 1814.

Allein so klug der Moment zur Publikation des Breve gewählt war, die Macht der Aufklärung über die Geister war doch noch so stark und das Mißtrauen der Regierungen gegen den Orden noch so groß, daß die Jesuiten von Staats wegen vorerst nur in den Ländern zugelassen wurden, in denen die alte halbfeudale Staatsordnung der vorrevolutionären Zeit völlig wiederhergestellt wurde: im Kirchenstaate, in Neapel-Sizilien, Modena, Parma, Sardinien, Spanien und in den schweizerischen Kantonen Wallis und Freiburg. Ihr Hauptarbeitsfeld und Sitz der Ordensleitung blieb daher vorerst Rußland. Aber auch hier

Digitized by Google

verdarben sie sich durch ihre Agitation gegen die Bibelgesellschaft des Zaren und ihre eifrige Proselytenmacherei in der Armee und Aristokratie bald die Situation. Schon im Januar 1816 ward der General samt allen Patres aus Petersburg ausgewiesen und im März 1820 erfolgte die Verbannung aller Ordensglieder aus sämtlichen russischen und polnischen Provinzen. Dazu kamen nach dem Tode des Generals Thaddäus Brzozowski, 5. Februar 1820, schwere innere Kämpfe wegen der Neubesetzung des Generalates. Kurz, die Lage des Ordens war zunächst nichts weniger als glänzend.

Aber gerade der Schlag, der ihn im ersten Augenblicke fast vernichtend zu treffen schien, öffnete ihm die Bahn zu neuen Siegen und Triumphen. Mit Hilfe der 358 vertriebenen russischen Patres konnte er jetzt sofort die Arbeit in Italien, Frankreich, England, Amerika mit größerem Nachdrucke aufnehmen und sogar schon einen Vorstoß in das österreichische Gebiet wagen. Aber wichtiger war, daß der innere Zwist nach Ausstoßung einiger jüngerer Patres glücklich beigelegt wurde und der neue General Aloys Fortis 1820—29 wieder Rom zu seinem Sitze wählte. Denn dadurch ward der Orden allererst in den Stand gesetzt, seine alte Stellung an der Kurie wieder zu gewinnen. Das deutsche Kolleg war bereits wiederhergestellt, nun erhielt er auch das römische Kolleg und das römische Priesterseminar wieder, sowie die Aufsicht über das Pensionat der päpstlichen Nobelgarde. Der ganze geistliche Nachwuchs des Kirchenstaates geriet dergestalt wieder unter seinen Einfluß. Im nächsten Jahrzehnte drang er dann auch außerhalb Roms siegreich vor. Portugal öffnete sich ihm 1829 wieder, Belgien 1831, Holland 1832, das lombardisch-venetianische Königreich 1836, Tirol 1838, ja selbst in ganz altprotestantischen Gebieten, wie Anhalt-Cöthen, (1830) ließ er sich wieder häuslich nieder. Man sieht hieraus zur Genüge, daß ihn jetzt wieder der alte Kriegseifer, der alte opferwillige Kampfesmut belebte, und daß er auch seine alte Schlagfertigkeit und politische Gewandtheit wieder gewonnen hatte. Das Hauptverdienst hieran gebührt wohl dem General Johann Philipp Roothaan. Ernst, kalt, unerschütterlich, ganz Jesuit und doch nicht ohne Verständnis für die Bedürfnisse der neuen Zeit hat dieser Holländer in einer für die Entwickelung der katholischen Kirche besonders folgenreichen Zeit 24 Jahre hindurch, von 1829—1853, den Orden

Digitized by Google

mit so großem Geschicke geleitet, daß das römische Volk seitdem den Jesuitengeneral als schwarzen Papst bezeichnet. Seine Nachfolger, der Belgier Pater Beckx (1853—1883), der Schweizer Anton Maria Anderledy (1883—1892) und der Spanier Luis Martin (1892—1906) haben dies Erbe klug verwaltet und namentlich die Beziehungen zu der Kurie so klug zu pflegen gewußt, daß der Orden hier am Mittelpunkte der Hierarchie im 19. Jahrhundert einen Einfluß erlangt hat, wie er ihn nie zuvor, auch nicht in den Tagen Gregors XIII., besessen hatte. Die Heiligsprechung des Alfons Liguori (1839) und die Erhebung Liguoris zum Doktor der Kirche (1871), durch welche die im Orden übliche Methode der Moraltheologie für den Betrieb dieser Wissenschaft offiziell als vorbildlich anerkannt wurde, die eigenmächtige Definition des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä (1854), der große Syllabus von 1864, der als ketzerische Irrtümer nicht nur gewisse theologische Meinungen, sondern auch einige der wichtigsten Grundsätze des modernen Staatsrechts verdammt, die Dogmatisierung des päpstlichen Primats, der päpstlichen Unfehlbarkeit und des päpstlichen Universalepiskopates durch das vatikanische Konzil von 1870, der kleine Syllabus vom 4. Juli 1907 und die scharfen Maßregeln des Vatikans gegen alle Versuche katholischer Gelehrter, Lehre und Einrichtungen ihrer Kirche dem Geiste der modernen Kultur anzupassen — das alles sind mittelbar oder unmittelbar Ergebnisse der rührigen Arbeit des Ordens, Wahrzeichen seiner Macht und zugleich charakteristische Beispiele für die Richtung, in der er seinen Einfluß geltend macht. In diesen äußerlich besonders hervortretenden Erfolgen offenbart sich zugleich, daß der Schwerpunkt der Ordenstätigkeit seit 1820 mehr als je in Rom liegt, und daß der Orden in der Regel nicht mehr durch direkten Eingriff und Angriff, sondern indirekt durch Vermittelung der Kurie auf die Kirche einwirkt. Aber das bedeutet durchaus keine Minderung seiner Macht, sondern im Gegenteile eine Machterhöhung. Was er in früherer Zeit nur durch eine unbequeme Kleinarbeit an 1000 zerstreuten Punkten erreichen konnte, das erreichte er seit 1820 schon durch kluge, zielbewußte Arbeit am Mittelpunkte der Hierarchie. Denn jetzt gab es keine selbstbewußten Nationalkirchen mehr, die den Befehlen des von ihm geleiteten Papsttums sich widersetzten, jetzt beugte sich der hohe Klerus allenthalben der Kurie, jetzt wurde die Kirche wirklich,

Digitized by Google

was sein größter Kontroversist Bellarmin einst als Forderung aufgestellt hatte, eine absolute Monarchie, deren Entwickelung er von einem Punkte aus bestimmen, ja beherrschen konnte.

Aber freilich diese feste Position an der Kurie war für den Orden im 19. Jahrhundert fast der einzige „ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht". Als er seine Arbeit wieder aufnahm, war seine Todfeindin, die Aufklärung, noch überall am Leben und wo die altersschwache alsbald vom Schauplatze verschwand, trat auf dem europäischen Kontinent an ihrer Statt immer sofort ihr rüstiger Erbe auf den Plan, das liberale Bürgertum. Mit diesem neuen, rücksichtslosen und bisweilen geradezu fanatischen Gegner gerieten die Patres seit den 20er Jahren nach und nach in halb Europa und Amerika hart aneinander. Siegten irgendwo die Liberalen, so wurden sie meist ausgetrieben. Siegte dagegen die Reaktion, dann stellten auch sie bald in aller Stille sich wieder ein, um Thron und Altar zu verteidigen. So wurden sie in Portugal 1834, in Spanien 1820, 1835 und 1868, in der Schweiz 1848, in Deutschland 1872, in Frankreich 1880 ausgewiesen, in Italien seit 1859 allmählich all ihrer Schulen und Häuser beraubt, so daß sie darauf verzichten mußten, in der durch das Statut vorgeschriebenen Form zu wirken. Nicht anders erging es ihnen aber in den Republiken des lateinischen Amerika. In Guatemala wurde der Orden 1872, in Mexiko 1873, in Brasilien 1874, in Ekuador und Columbien 1875, in Costarika 1884 unterdrückt. Ganz unbehelligt blieb er nur in den überwiegend protestantischen Staaten England, Schweden, Dänemark, den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese Tatsache erscheint auf den ersten Blick sehr wunderlich. Aber sie erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Patres hier nie daran denken konnten und daher auch meist nie daran dachten, Einfluß auf die innere Politik zu gewinnen. Das taten sie jedoch auch hier mehr der Not gehorchend, als dem eigenen Triebe. Denn anderwärts waren sie durchaus nicht so zurückhaltend, sondern benutzten jede Gelegenheit, um auf Gesetzgebung und Verwaltung in ihrem Sinne einzuwirken, sei's direkt durch geschickte Bearbeitung der regierenden Kreise, sei's indirekt durch fleißige Agitation unter den katholischen Massen. Am lebhaftesten waren sie in dieser Weise tätig in den Republiken des lateinischen Amerika, in Spanien, Frankreich, Belgien und in der Schweiz.

Digitized by Google

Eines ihrer Hauptziele war dabei immer die Unterwerfung des Unterrichtswesens unter die Herrschaft der Kirche oder, wo das nicht möglich war, die Unterrichtsfreiheit, d. i. die Aufhebung der staatlichen Unterrichtshoheit und die Anerkennung des Grundsatzes, daß Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes eine Privatangelegenheit der Eltern und Vormünder sei. Die Kampfmittel, deren sie sich dabei vornehmlich bedienten, waren die Literatur und die Presse, die Bearbeitung der Massen durch Volksmissionen und die Gründung religiös-politischer Vereine mit streng ultramontanem Programme.

Ein solcher religiös-politischer Verein trat schon 1814, als die Patres kaum wieder zu wirken begonnen hatten, in Frankreich und Spanien ans Licht. Es war das die sogenannte Kongregation, eine schon in der Zeit des Direktoire von dem Exjesuiten Delpuits gegründeter Männerbund, der sich nicht nur allerlei sehr löbliche Werke der Nächstenliebe, sondern auch den Kampf für Thron und Altar zum Ziele setzte. Durch ihre Verbindungen in den höchsten Kreisen übte diese Kongregation in Frankreich und Spanien auf die Besetzung der Ämter und die ganze innere Politik einen so gewaltigen Einfluß aus, daß selbst erklärte Royalisten wie der französische Graf Montlosier den Jesuiten deswegen den Krieg erklärten und für die liberale Opposition jesuitisch und royalistisch schließlich geradezu zu Wechselbegriffen wurden. Allein nach der Julirevolution hat auch der Orden allenthalben mit der legitimistischen Reaktion gebrochen. Er ist modern geworden. Er hat selbst literarisch die Rechts- und Staatslehre, die soziale Frage in modernem Stile behandelt, ohne doch je die alten Ideale aufzugeben: die freie Schule, die freie Kirche, die volle und unbeschränkte Herrschaft der freien Kirche über die Welt. Um dies Ziel zu erreichen, hat er sich aber mit dem feinen Instinkt für den Erfolg, der ihn jederzeit auszeichnete, im 19. Jahrhundert vor allem auf die Literatur und die Presse geworfen. Nicht weniger als 25 erbauliche und wissenschaftliche Zeitschriften in 8 verschiedenen Sprachen hat er nach und nach gegründet. Die verbreitetsten und einflußreichsten darunter sind vielleicht die verschiedenen Sendboten des Herzens Jesu. Sie dienen, wie schon der Name besagt, dem Herz-Jesukult und liefern darum die interessantesten Belege für den Geist, aber auch für den Ungeist der von dem Orden gepflegten Volksfrömmigkeit. In der Literatur betätigt er sich vornehmlich als Kampforden. Er kämpft gegen die „ungläubige" Philosophie, die „ungläubige" Nationalökonomie und Rechtslehre, die „ungläubige" Historie, den „ungläubigen" Sozialismus, die „ungläubige" Naturwissenschaft, die „ungläubige" Theologie. Kurz, er ist auf diesem Gebiete ein echter „Protestant", er protestiert unaufhörlich gegen die ganze akatholische Wissenschaft, immer mit Argusaugen die Schwächen der Gegner erspähend und immer geneigt, ihre Vorzüge zu verkleinern oder zu ignorieren. Daneben hat er im 19. Jahrhundert mit besonderem Eifer die Volksmissionen gepflegt, in Frankreich bereits seit 1818, in Deutschland, von der preußischen Regierung

Digitized by Google

als „Würgengel der Revolution" dankbar unterstützt, besonders in den 50er Jahren. Sein nächstes Ziel, die Herrschaft der Kirche über die Schule und die Gründung eigener freier Lehranstalten hat er aber nur selten und in der Regel auch nicht auf die Dauer erreicht. Nur in Belgien, in England, in den Vereinigten Staaten und in einigen südamerikanischen Republiken konnte er ungehindert als Schulorden sich ausbreiten. Am mächtigsten ist er als solcher heute vielleicht in den Vereinigten Staaten: 23 große Lehranstalten mit über 5000 Schülern nannte er hier schon 1896 sein eigen. In den übrigen Ländern hat aber der Kampf um die Schule bis jetzt meist mit einer Niederlage des Ordens geendet. In Frankreich hatte er bis 1828 12 Anstalten gegründet, die sich sehr großen Zuspruchs namentlich seitens des legitimistischen Adels erfreuten. Aber in eben jenem Jahre wurden sie sämtlich aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung von dem Ministerium Martignac geschlossen. Nach der Julirevolution eröffnete der Orden nach und nach wieder 47 Schulen. Aber 1845 erhob sich in der Volksvertretung ein solcher Sturm des Unwillens über diese gesetzlich unzulässige Tätigkeit der Patres, daß die Regierung den General Roothaan bewog, eine Anzahl seiner Jünger zu versetzen. Das Jahr 1850 brachte dann endlich der Kirche die ersehnte Unterrichtsfreiheit. Denn, da der Lehrerstand zum guten Teile sozialistisch war, so meinte selbst der alte Voltairianer Thiers: Frankreich habe nur die Wahl zwischen „Katechismus und Sozialismus". Diese Furcht vor dem roten Gespenst kam dem Orden während des ganzen zweiten Kaiserreiches und auch noch in den ersten 10 Jahren der dritten Republik außerordentlich zugute. Namentlich gewann er Einfluß auf die Ausbildung des Offizierstandes und erhielt so Gelegenheit, jenes berühmte Bündnis zwischen „Säbel und Weihwedel" zu stiften, dessen Wirksamkeit über die Republik die schwersten inneren Kämpfe brachte und schließlich den Radikalen und Sozialisten den erwünschten Vorwand gab, nicht nur das Band zwischen Kirche und Staat zu lösen, sondern alle religiösen Gesellschaften einer chikanösen Polizei zu unterwerfen. Aber mit der Niederlage der Klerikalen in der Kammer waren auch seine Tage als Schulorden gezählt. 42 Ordenshäuser und 28 Schulen wurden 1880 aufgelöst, über 1400 Jesuiten ausgewiesen. In Deutschland kam der Orden gar nicht dazu, im größeren Maßstabe als Schulorden zu wirken. Maria-Laach bei Andernach war hier seine einzige Lehranstalt, wurde aber nach 9jährigem Bestande 1872 schon wieder aufgelöst. In Österreich-Ungarn konnte er Dank der Gunst der Regierung sich etwas freier bewegen, doch leitet er jetzt auch hier nur noch 4 Kollegien, 2 Priesterseminare, 1 bischöfliches Knabenseminar und 1 Konvikt, außerdem hatte er bis vor kurzem die Mehrzahl der Lehrstühle an der theologischen Fakultät zu Innsbruck inne. In Italien beherrschte er bis 1848 fast das ganze gelehrte Unterrichtswesen. Aber durch die Revolution und die Einheitsbewegung hat er fast all seine Anstalten wieder verloren. In Spanien widerfuhr ihm 1820, 1835, 1868 dasselbe Schicksal, aber mit der Reaktion gewann er regelmäßig die verlorene Position wieder. In Portugal zog er 1829 wieder als Schulorden ein, wurde aber bereits 1834 wieder vertrieben. In der Schweiz glückte es den Patres seit 1814 in den Kantonen Wallis, Frei-

Digitized by Google

burg und Schwyz mehrere vielbesuchte Erziehungsanstalten zu gründen, aber als 1845 auch der Kanton Luzern beschloß, sie zur Leitung des Jugendunterrichts zu berufen, und nach einem verunglückten Einfalle der Radikalen aus den Nachbarkantonen die katholischen Kantone sich zu einem Sonderbunde vereinigten, kam es im November 1847 zu einem Bürgerkriege, der mit der Ausweisung der Jesuiten aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft endete. So ist die Geschichte des Ordens als Schulorden im 19. Jahrhundert wesentlich eine Geschichte schwerer Niederlagen. Einst überall begeistert begrüßt ist die Jesuitenschule heute den Gebildeten wie den Regierenden ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus, bei den Fachleuten aber gilt sie auch nach den Reformen Rothaans für veraltet und unzeitgemäß. Daß sie jemals wieder eine solche Rolle spiele wie vor 1773, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß es nirgends heute an gelehrten Schulen fehlt. Denn die Staaten und Städte sorgen dafür jetzt mit einem Eifer, der in der Geschichte einzig dasteht. Nur ein Unterrichtsgebiet haben die öffentlichen Gewalten bisher meist vernachlässigt, das höhere Mädchenschulwesen. Daher hat sich der Orden bemüht, wenigstens dies Gebiet für die Kirche zu retten, indem er die Gründung mehrerer weiblicher Kongregationen für den höheren Mädchenunterricht anregte. Die berühmteste und einflußreichste derselben ist die Kongregation der Damen des hl. Herzens Jesu (dames du sacré coeur); sie zählte 1880 bereits 105 Häuser mit 4700 Arbeiterinnen und besitzt namentlich in den vornehmen Kreisen einen großen Einfluß.

Durch seine Arbeit in der Schule diente der Orden wesentlich der inneren Mission in der eigenen Kirche. Daneben ist er aber selbstverständlich auch im 19. Jahrhundert eifrig bemüht gewesen, durch äußere Mission unter den Heiden und Akatholiken der katholischen Kirche neue Provinzen zu erobern. Seine Erfolge waren auf diesem Gebiete durchschnittlich jedoch nicht sehr bedeutend. Die protestantische Welt erwies sich ihm in der Regel nur in den Kreisen zugänglich, in denen katholisch für vornehmer gilt als evangelisch. In Deutschland machte vielleicht der Übertritt des Herzogs Friedrich Ferdinand von Anhalt-Cöthen (1825) am meisten von sich reden, aber auch er nützte der katholischen Kirche nicht viel, denn der Herzog starb ohne Erben bereits 1830.

Wie stellte sich der Orden nun in diesem ganzen Zeitraume zu den Staatsgesetzen, die seine Wirksamkeit hemmten oder direkt ausschlossen? Respektierte er sie oder suchte er sie wie in alter Zeit zu umgehen? Zur Beantwortung dieser Frage nur ein charakteristisches Beispiel! Der Orden war in Frankreich nicht nur nicht anerkannt, sondern auch durch die nie aufgehobenen Gesetze des 18. Jahrhunderts verboten. Gleichwohl organisierte er sich in Frankreich als selbständige Korporation, gründete die beiden Ordensprovinzen Lyon und Francia, erwarb eigenes Vermögen, kurz kehrte sich nicht im mindesten an die bestehenden Gesetze. „Obgleich man die Jesuiten nirgends sah, roch man sie doch überall", bis sie sich endlich einmal in den 40er Jahren offen demaskierten und verrieten, daß sie allein in Francia über 200 Mitglieder zählten und in liegenden Gütern ein Vermögen von 2 Millionen Franken besaßen. Unter dem 2. Kaiserreiche und in den

Digitized by Google

ersten 10 Jahren der 3. Republik befolgten sie ganz dieselbe Methode: sie wirkten schließlich in einer Stärke von 1850 Mann in Frankreich, aber immer gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit, bis endlich das Gesetz Ferry sie 1880 in alle Winde zerstreute.

Als in Deutschland der Kulturkampf ausbrach, glaubten daher die verbündeten Regierungen und die maßgebenden politischen Parteien gegen den Jesuitenorden ganz außergewöhnliche Maßregeln ergreifen zu sollen. Man untersagte seinen Angehörigen in § 1 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872 nicht nur die Errichtung von Niederlassungen, die Abhaltung von Volksmissionen und jedwede andere Tätigkeit in Kirche und Schule, sondern ermächtigte auch die verbündeten Regierungen in § 2, die Ordensangehörigen, falls sie Ausländer seien, auszuweisen, falls Inländer, ihnen den Aufenthalt in bestimmten Bezirken und Orten zu versagen. Dieser § 2 war zweifellos unnötig, ungerecht und unpolitisch: unnötig, insofern er bezüglich der ausländischen Jesuiten den Regierungen ein Recht zusprach, das ihnen ohnehin gegenüber jedem Ausländer zusteht, ungerecht, insofern er Inländern wegen ihrer bloßen Zugehörigkeit zu einem katholischen Orden ohne weiteres wichtige staatsbürgerliche Rechte absprach, und unpolitisch, insofern er den Katholiken Deutschlands ein Recht gab, sich über Zurücksetzung zu beschweren, und eine Drohung enthielt, die immer eine bloße Drohung bleiben mußte. Denn hätten die Regierungen von der ihnen darin gewährten Befugnis energisch Gebrauch machen wollen, so hätten sie erst eine Geheimpolizei nach napoleonischem Muster einrichten müssen. Daß der Bundesrat endlich, nachdem der Reichstag schon wiederholt darauf angetragen, am 8. März 1904 diesen Paragraphen aufhob, war daher durchaus gerechtfertigt. Die Substanz des Gesetzes ist durch die Aufhebung des untauglichen Zusatzes jedenfalls nicht berührt worden. Der Jesuitenorden als solcher ist nach wie vor in Deutschland nicht anerkannt. Auch eine Betätigung einzelner Jesuiten im Sinne der Ordensstatuten ist nach wie vor ausgeschlossen oder kann doch jederzeit, wo ein Jesuit einen Versuch dazu macht, unterdrückt werden. Mehr aber vermag der Staat in solchen Dingen nicht zu erreichen. Nicht so einfach ist die Entscheidung über eine andere viel erörterte Aktion aus der Zeit der Vorherrschaft des Zentrums im deutschen Reichstage: die Verordnung des preußischen Unterrichtsministers über die Zulassung der religiösen Schülervereine an den Mittelschulen des preußischen Staates vom 23. Januar 1904. Zwar die Befürchtung, daß die religiösen Schülervereine katholischer Konfession, die Marianischen Kongregationen, unter die Leitung der Jesuiten geraten würden, ist unbegründet, so lange § 1 des Jesuitengesetzes besteht. Denn eine persönliche Beteiligung der Jesuiten an jenen Vereinen ist dadurch ausgeschlossen, und gerade diese direkte persönliche Beeinflussung ist es, auf die es in solchen Verbindungen ankommt. Aber man kann zweifeln, ob es pädagogisch richtig ist, Schülervereine an und für sich zu gestatten, mögen auch ihre Bestrebungen noch so lobenswert und harmlos erscheinen.

Aus alledem ergibt sich, daß der Orden in seinem Wesen im 19. Jahrhundert sich nicht verändert hat: er ist ein Kriegsorden geblieben, er hat keines seiner Ideale, keinen seiner

Digitized by Google

Grundsätze aufgegeben und trotzdem immer noch nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt: er zählte 1906 fast wieder ebensoviel Mitglieder wie im Jahre 1625, nämlich 15 564 Köpfe, davon entfielelen auf die Assistenzen Frankreich und Deutschland je 4336, auf die Assistenz Spanien 3414, auf die Assistenz England mit Nordamerika 2804, auf die Assistenz Italien 1922. Daß Deutschland und Frankreich, wo der Orden nicht wirken darf, trotzdem einen so starken Zuzug liefern, daß ein Deutscher, Franz Xaver Wernz aus Rottweil in Württemberg, seit dem 8. September 1906 als General an der Spitze des Ordens steht, beweist, welche Begeisterung die Ideale des Ordens auch in diesen Ländern noch heute in den Reihen der gebildeten katholischen Jugend zu wecken vermögen. Allein wenn auch der Orden in seinen Idealen und Grundsätzen der alte geblieben ist, so ist doch seine Stellung in der christlichen Welt heute eine ganz andere, wie vor 200 Jahren: von seinen alten Herrschaftsgebieten stehen ihm nur Österreich-Ungarn, Spanien und Belgien zu ungehemmtem Wirken offen. Für den Verlust der anderen Provinzen hat er allerdings in dem englischen Weltreich in den Vereinigten Staaten, in Schweden und Dänemark eine Art Ersatz erhalten. Aber auch da, wo er ungestört arbeiten kann, spielt er nicht mehr die alte Rolle. Als Schulorden besitzt er nur in Spanien und in den Vereinigten Staaten bedeutenderen Einfluß, sonst nirgends. Als Missionsorden ist er heute nur ein Schatten seiner alten Größe. Auch als Beichtväter, Prediger, Veranstalter von Volksmissionen machen seine Jünger heute nur wenig von sich reden. Dafür hat die Literatur und die Presse für ihn eine außerordentliche Bedeutung erlangt, d. i. seine Kampfmittel sind feiner, geistiger, indirekter geworden. Trotzdem stehen ihm aber auch in den katholischen Ländern die Kreise der Macht und Bildung fast überall feindlich gegenüber, und während er in so durch und durch protestantischen Ländern wie England und den Vereinigten Staaten fast wohlwollend behandelt wird, hat er gerade in den überwiegend katholischen Staaten immer mit der erbitterten Gegnerschaft des liberalen Bürgertums zu rechnen, dem sich in dieser Frage die sozialistischen Massen fast überall anschließen. Nur auf die Kurie und die streng katholischen Kreise kann er heute unbedingt zählen. Aber die Kurie beherrscht heute mehr als je das innere Leben der katholischen Kirche, mag auch ihr politisches Ansehen seit dem

Digitized by Google

Tode Papst Leos XIII. schon wieder etwas gesunken sein. Durch Vermittelung der Kurie kann der Orden daher immer wieder die ganze Kirche für seine Ideale und Tendenzen in Anspruch nehmen, und er hat noch nie gezögert, das zu tun, wenn es ihm die Umstände geboten erscheinen ließen. Solange seine Richtung an der Kurie maßgebend ist, wird er also eine Macht bleiben, eine Macht, der gegenüber andere Richtungen der Kirche einen sehr schweren Stand haben. Denn man kann ihn kaum bekämpfen, ohne zugleich das Papsttum zu bekämpfen, und seinen Einfluß nicht erschüttern, ohne zugleich die religiöse Autorität des Papsttums zu gefährden, die ihn heute wirksamer deckt und schützt, als einst die Gunst der großen katholischen Höfe.

Digitized by Google

Übersicht über die wichtigsten Quellen und Hilfsmittel.

Monumenta historica societatis Jesu. Seit 1898 bis 1907 29 Bde. = M. J. — Historiae societatis Jesu. 6 Bde. bis 1625. — Institutum societatis Jesu 3 voll. Romae 1869. — J. Crétineau-Joly, Histoire réligieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus. 6 voll.[3] Paris 1859. (Apologetisch.) — Joh. Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte. Berlin 1873. (Polemisch.) — Ranke, Geschichte der römischen Päpste. 3 Bde. — Wetzer-Welte, Kirchenlexikon 6, 137 ff. — Hauck-Herzog, Real-Enzyklopädie 8, 742 ff. — M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Bd. 2, 2. Aufl.: Bd. 3.

1. Der Stifter. Cartas de san Ignacio de Loyola. 6 Bde. Madrid 1874—89, hier vor Bd. 1 auch eine gute Wiedergabe des einzigen guten Portraits des Ignatius von Sanchez Coello. Vollständiger: Epistolae et Instructiones S. Ignatii in M. J., bis jetzt 2 Bde. — Reste des Tagebuches des Ignatius bei Nolarci, Vita del patriarca Ignazio. Venetia 1687. p. 197 ff. — Die Bekenntnisse des Ignatius nach einer Kopie der Niederschrift des Gonzalez. M. J. 1904. — Monumenta Ignatiana 1, 31 ff., deutsch von H. Böhmer. Die Bekenntnisse des Ignatius von Loyola 1902. M. J. ebda. Bd. 1 auch andere alte Berichte über Ignatius. — Biographien von Ribadeneira, Maffei, Bartoli (auch deutsch), Bouhours (auch deutsch), Genelli (neu herausgegeben von Kolb, Wien 1884). — E. Gothein, Ignatius von Loyola und die Anfänge der Gegenreformation. Halle 1895. — A. Astrain, Historia de la compania de Jesus en la Asictencia de Espana. T. 1. Madrid 1902. T. 2. 1905. S. 1. — Die Akten über die Prozesse des Ignatius in Azpeitia und Alcala. Mon. Ign. M. J. 1, p. 588 ff. — Ignatius de Loyola, Exercitia spiritualia cum versione litterali ex autographo Hispano, ed. W. A. Maier, Ratisbonnae 1855. — J. M. Bosse in der „Röm. Quartalschrift", 1897, 2, p. 22 ff. — H. Watrigant, La génèse des exercices de Saint Ignace. Amiens 1897. — K. Holl, Die geistlichen Übungen des Ignatius. Tübingen 1905. — Phantastisch: Hermann Müller, Les origines de la compagnie de Jésus. Paris 1898.

2. Die Entstehung der Kompagnie Jesu. Annalen des Polanco, Sekretärs des Ignatius, erschienen in M. J. 6 Bde.

3. Der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa. Italien: Ranke, Gesch. der Päpste. 3 Bde. — Brosch, Gesch. des Kirchenstaates. Portugal und Spanien: Schäfer, Gesch. Portugals Bd. 3—5. — Gams, Kirchengeschichte Spaniens Bd. 3, Astrain a. a. O. Frankreich: Aug. Carayon, Documents inédits concernants la Compagnie de Jésus. 23 voll. Poitiers 1863 ss. — J. Prat, La compagnie de Jésus en France. 4 voll. Paris 1877. — E. Piaget, Hist. de l'établissement des Jésuites en France. Leyden 1895. — Ranke, Französische Geschichte. 6 Bde. Deutschland: Jesuitische Darstellungen: Agricola-Flotto-Kropf, Historia provinciae Germaniae superioris. 2 voll. Aug. Vind. 1727 ss. — Fr. Reiffenberg, Historia Soc. Jesu ad Rhenum inferiorem, 1764. —

Digitized by Google

Locher, Hist. provinciae Austriacae 1790. — B. Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. 1. Freiburg 1907. S. 67. — Otto Braunsberger, Canisii epistolae et acta, 4 voll., Friburgi 1896—1905. — M. Ritter, Dtsche Gesch. im ZA der Gegenreformation und des 30jähr. Krieges. 3 Bde. 1887ff. — J. Hansen, Rheinische Akten zur Gesch. des Jesuitenordens, 1542—82. Bayern: Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Bayern, 1816. — A. von Bucher, Die Jesuiten in Bayern, 1819. — S. Riezler, Gesch. Bayerns. Bd. 4—6. Österreich: A. Huber, Gesch. Österreichs. Bd. 5. — Loserth, Gesch. der Gegenreformation in Inner-Österreich. — Gindely, Gesch. der Gegenreformation in Böhmen. — L. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage in Grauerts Studien-Darstellungen Bd. 5. 1906. — Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte von 1648—1740. 2 Bde. Schweiz: J. Dierauer, Gesch. der schweiz. Eidgenossenschaft. Bd. 3. 1907. Polen: Th. Fischer, Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. 2 Bde. 1855. — A. F. Pollard, The Jesuits in Poland, Oxford 1892. Schweden: A. Theiner, Schweden und seine Stellung zum hl. Stuhl. 2 Bde. 1838. England: Ranke, Englische Geschichte. 9 Bde. — Challoner, Denkwürdigkeiten der Missionspriester. 2 Bde. Paderborn 1852. — A. Bellesheim, Kardinal Allen, Mainz 1888. — Fr. Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Elisabeth bis 1583, Freiburg 1888. — Derselbe, Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung in „Stimmen aus Maria-Laach". Bd. 22—25.

4. **Die Eroberungen des Ordens in den heidnischen Ländern.** Lettres édifiantes [2] Paris 1785ff. 26 Bde. Zum Teil übersetzt in Stöcklein, Der neue Welt-Bott, Augsburg 1728ff., 38 Teile. — Heinrich Hahn, Gesch. der katholischen Missionen. Bd. 4 u. 5. — Vieles Einzelne in der Zeitschrift: „Die katholischen Missionen". — Supan, Entwicklung der europäischen Kolonieen, Gotha, 1906. — Über Javier vgl. Monumenta Xaveriana in M. J. t. 1. 1899/1900. — Biographie von Horaz Tursellino, deutsch von F. Hueber, München, 1615. — Coleridge, Life and letters of Fr. X. London 1874, 2 voll. — S. 100. Saint-Cyr, La mission de la Madme Paris, 1859. — S. 102. Bartoli, Istoria della Comp. di Gesù, il Giappone, 2 voll. Roma 1659. — S. 105. Derselbe, La Cina Roma 1658. 8 Bde. — S. 110. Colleccion de documentos ineditos por la historia de Espana, vol. 70. — K. Häbler, Gesch. Spaniens unter Karl I. Bd. 1. Gotha 1907. — Southey, History of Brazil, 3 voll. — H. Handelmann, Gesch. Brasiliens, Berlin 1860. — S. 115. Bourne, Spain in America 1904. — P. A. Schirmbeck, Messis Paraquarensis, Monachii 1649. — N. del Techo, Hist. prov. Paraquariae, Leodii 1673. — Fernandez, Erbauliche Geschichte derer Chiquitos. Wien 1729. 2 Bde. — M. Dobrizhoffer, Gesch. der Abiponer. Wien 1783. 3 Bde. — J. Fraß, Pater Florian Paukes Reise in die Missionen nach Paraguay. Wien 1829. — A. Kobler, Florian Baucke. Regensburg 1870. — Rusdorfer, Beitrag zur Geschichte von Paraguay, Frankfurt 1768. — Charlevoix, Histoire de Paraguay. Paris 1757. 5 voll. (auch deutsch: Nürnberg 1768, hier auch als Beilage die Beschreibung der Reise Antonii Sepp).

Digitized by Google

— C. Gothein, Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay, Leipzig 1883. — J. Pfotenhauer, Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. 3 Bde. Gütersloh 1891 ff. (polemisch). — Chr. von Murr, Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika. Nürnberg 1785. 2 Bde. — J. Humbert, Origines Vénézuliennes. Paris 1905. — Histoire de la Californie. Paris 1766. 3 voll. — S. 119. Sepps Bericht Weltbott n. 48, vgl. den Plan der Reduktion Candelaria in kath. Missionen 1894. S. 153. — d'Orbigny, Voyage dans l'Amérique méridionale. Ansicht und Plan der Mission San-José in Tschiquitos, Vues n° 14, pl. XXV. Fig. 1. — Derselbe, Fragment d'un voyage au centre de l'Amérique méridionale. Paris 1845 (über Tschiquitos und Mochos). — Alexander von Humboldt, Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents, übersetzt von Hauff. 4 Bde. — Derselbe, Description de la nouvelle Espagne. 2 Bde. — W. Ballentin, Das Land der Guaranis, Berlin 1907. — S. 126. P. G. Thwaites, The Jesuit relations and allied documents Cleveland 1896 ss. 70 voll. — Charlevoix, Histoire de la Nouvelle-France. 3 Bde. 1744 ff. — Émile Salone, La colonisation de la Nouvelle France. Paris 1906.

5. Machtbereich und Machtmittel der Gesellschaft Jesu. Zur Statistik: vgl. Historiae Societatis Jesu, Kataloge von 1616, 1710 t. 5, 2, p. 351 ff., 953 ff. Katalog von 1626. Imago primi saeculi p. 287 ff., Anhang zur Ausgabe des Institutum von 1679. — Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica t. 2, p. XX ff. — S. 136. Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica vol. 2, 5, 9. — C. A. Schmid, Gesch. der Erziehung 3, 2, S. 1 ff. — Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. Bd. 2. — S. 141. Carlos Sommervogel, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, bis jetzt 9 Bde. — S. 113. Doctrina Moralis Jesuitarum, Die Moral der Jesuiten quellenmäßig nachgewiesen aus ihren Schriften von einem Katholiken[2] 1874. — Döllinger-Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche. 2 Bde. 1889. — Reusch, Beiträge zur Gesch. des Jesuitenordens 1894. — Über den Satz „der Zweck heiligt das Mittel": Hoensbroech, Der Zweck heiligt das Mittel[3], 1906. — Derselbe in Zeitschrift für Kirchengesch. 27, 239 ff. — Über den Probabilismus: Mandonnet in: Revue Thomiste 1902. — Joseph Mausbach, Die ultramontane Moral 1902. S. 29 ff. — S. 149. B. Duhr, Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Erläuterungen zu Janssens Deutscher Geschichte 1901. — L. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage. S. 1 ff. 12 ff. — S. 151. J. Diefenbach, Der Hexenwahn 1880. — Derselbe, Der Zauberglaube des 16. Jahrhunderts. 1900.

6. Verfall, Aufhebung, Neugründung. Ranke, Geschichte der Päpste. Bd. 3. — Peter Philipp Wolf, Allgem. Geschichte der Jesuiten. 4 Teile. p 803. — A. Theiner, Gesch. des Pontificates Clemens XIV. 2 Bde. 1852. — Rippold, Kirchengesch. des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. (polemisch). — Brück, Gesch. der kath. Kirche im 19. Jahrhundert[2]. 3 Bde.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

Digitized by Google

Zur Religionswissenschaft

erschien ferner in der Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

Jeder Band geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1.25

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel.

Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha, eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu seinem Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. v. Soden. Mit 2 Karten, 1 Plan v. Jerusalem u. 6 Ansichten d. Heil. Landes. 2. Aufl.

Ein Bild nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht.

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor K. Bonhoff.

Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht. Dies Verständnis will dieses Büchlein vertiefen, verbreiten und für die Gegenwart fruchtbar machen helfen.

Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Divisionspfarrer Aug. Pott. Mit 8 Tafeln.

Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik bekundende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testaments überhaupt noch herzustellen?" durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten" Text einführen, den „ältesten" Spuren des Textes nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften", wie die „ältesten Übersetzungen" geben und in „Theorie und Praxis" zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Dr. P. Mehlhorn.

Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundsätze, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umrankenden Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des biblischen „Leben Jesu".

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor H. Weinel. 2. Aufl.

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken.

Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer.

Versucht, durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Digitized by Google

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. H. Braasch.

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen, ihr geschichtliches Verständnis vermitteln und einen jeden in den Stand setzen, selbst bestimmte Stellung zur künftigen Entwicklung zu nehmen.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche.

Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Verschmelzung beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG U. IHRE ZIELE. HRSG. V. PROF. P. HINNEBERG

DIE CHRISTLICHE RELIGION

MIT EINSCHLUSS DER ISRAELIT.-JÜD. RELIGION

[Teil I Abt. IV der K. d. G.] geh. M. 16.–, in Leinwand geb. M. 18.–

Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. geh. M. 9.60, geb. M. 11.–

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: **J. Wellhausen.** Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): **A. Jülicher.** Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: **A. Harnack.** Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: **N. Bonwetsch.** Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: **K. Müller.** Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: **F. X. Funk.** Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: **E. Troeltsch.**

II. Systematische christliche Theologie. geh. M. 6.60, geb. M. 8.–

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: **E. Troeltsch.** Christlich-katholische Dogmatik: **J. Pohle.** Christlich-katholische Ethik: **J. Mausbach.** Christlich-katholische praktische Theologie: **C. Krieg.** Christlich-protestantische Dogmatik: **W. Herrmann.** Christlich-protestantische Ethik: **R. Seeberg.** Christlich-protestantische praktische Theologie: **W. Faber.** Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: **H. J. Holtzmann.**

DIE ORIENTAL. RELIGIONEN

[Teil I Abt. III,1 der K. d. G.] geh. M. 7.–, in Leinwand geb. M. 9.–

Inhalt: Einleitung: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: **E. Lehmann.** I. Die ägyptische Religion: **A. Erman.** II. Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: **C. Bezold.** Die indische Religion: **H. Oldenberg.** Die iranische Religion: **H. Oldenberg.** Die Religion des Islams: I. Goldziher. Der Lamaismus: **A. Grünwedel.** Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: **K. Florenz,** b) Der Buddhismus: **H. Haas.**

Probeheft und Spezial-Prospekte (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst u. postfrei vom Verlage B. G. Teubner in Leipzig versandt.

Digitized by Google

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Eine unparteiische Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)

Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)

Behandelt Geschichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)

Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)

Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)

Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)

Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)

Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

Digitized by Google

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 299.)
Bietet einen anregenden Überblick über das Gesamtgebiet des gegenwärtigen deutschen Unterrichtswesens.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. (Bd. 266.)
Gibt einen zusammenfassenden Überblick über das für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtige Volksbildungswesen.

Schulkämpfe der Gegenwart. Von Johannes Tews. (Bd. 111.)
Stellt die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschulen handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, Abhängigkeit vom Zeitgeist und Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. In 2 Bänden.
Band I: Von Schiller bis Lange. (Bd. 188.) Band II: In Vorbereitung.
Eine feinsinnige Auslese von Aussprüchen und Aufsätzen unserer führenden Geister über eine allseitig harmonische Ausbildung von Leib und Seele.

Schulhygiene. Von Prof. Dr. Leo Burgerstein. 2. Auflage. Mit 33 Figuren. (Bd. 96.)
Ein alle in Betracht kommenden Fragen gleichmäßig berücksichtigendes Gesamtbild der modernen Schulhygiene.

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. Johannes Petersen. 2 Bände. (Bd. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. (Bd. 161.)
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend. (Bd. 162.)
Behandelt das gesamte öffentliche Fürsorgewesen, dessen Vorzüge und Mängel sowie die Möglichkeit der Reform.

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. Edward Delavan Perry. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 206.)
Schildert die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, belehrt über das dortige innere und äußere akademische Leben und bietet interessante Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Hochschulwesen.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlreichen Abbildungen, Karte und Lageplan. (Bd. 190.)
Schildert, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, die Einrichtungen und den Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen in ihrer Eigenart.

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. Franz Kuppers. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 150.)
Schildert anschaulich das amerikanische Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend.

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Sucht durch systematische Darstellung der Prinzipien Pestalozzis und ihrer Durchführung eine von seiner zeitlichen Bedingtheit losgelöste Würdigung des Pädagogen anzubahnen.

Digitized by Google

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit einem Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)
Sucht durch liebevolle Darstellung von Herbarts Werden und Lehre seine durch eigenartige Terminologie und Deduktionsweise schwer verständliche Philosophie und Pädagogik weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Hierzu siehe ferner:

Gaupp, Psychologie des Kindes S. 6. Hensel, Rousseau S. 5. Zander, Die Leibesübungen S. 18.

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete, durchaus objektive Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise und Lehre sowie der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edvin Lehmann. (Bd. 217.)
Verfolgt die Erscheinungen der Mystik von der niedrigsten Stufe durch die orientalischen Religionen bis zu den mystischen Phänomenen in den christlichen Kirchen aller Zeiten.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte, in deren Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösten.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. (Bd. 260.)
Will, indem es die wichtigsten bis in das 4. Jahrtausend vor Christi zurückreichenden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Palästina zum ersten Male gemeinverständlich darstellt, zugleich ein Führer sein zu neuem und tieferem Eindringen in die geschichtlichen Grundlagen unserer Religion.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Friedrich Giesebrecht. 2. Auflage. (Bd. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, und wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. Heinrich Weinel. 2. Auflage. (Bd. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. Paul Mehlhorn. (Bd. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als geschichtlich beglaubigter Tatbestand festzuhalten und was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist.

Digitized by Google

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor Carl Bonhoff. (Bd. 89.)
Sucht der ganzen Fülle und Eigenart der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden, indem es ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht.

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer August Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
Will die Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch eine Darstellung seiner Entwicklung von der ersten schriftlichen Fixierung bis zum heutigen „berichtigten" Text beantworten.

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297. 298.)
Zeigt durch eingehende Charakterisierung der schöpferischen Persönlichkeiten die Wechselbeziehungen zwischen Kulturentwicklung und Christentum auf.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. Johannes Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)
Ein Bild der vielseitigen, kultur- und religionsgeschichtlichen Bedingtheiten, unter denen die Werdezeit des Christentums steht.

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. Eberhard Vischer. (Bd. 309.)
Zeigt durch eingehende Darstellung von Leben und Lehre die Persönlichkeit des Apostels in ihrer zeitlichen Bedingtheit und in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen Luthers. (Bd. 113.)
Gibt auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde eine unparteiische, Schwächen und Stärken gleichmäßig beleuchtende Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Sucht durch eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens sowie der Persönlichkeit des Genfer Reformators, sowie der Wirkungen, welche von ihm ausgingen, Verständnis für seine Größe und bleibende Bedeutung zu wecken.

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. vermehrte Auflage. (Bd. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens nach seiner bleibenden geschichtlichen Bedeutung.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. August Heinrich Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
Will durch eine großzügige historische Übersicht über das an Richtungen und Problemen so reiche religiöse Leben der Gegenwart den innerlichsten und höchsten Lebenswerten gegenüber einen eigenen Standpunkt finden helfen.

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. (Bd. 225.)
Will das Verhältnis der Religion zu dem übrigen Geistesleben, insbesondere zu Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst klarlegen, indem es die bedeutsamsten Anschauungen darüber erörtert.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. August Pfannkuche. (Bd. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen.

Hierzu siehe ferner:

von Negelein, Germanische Mythologie S. 10.
Wachtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage S. 8.

Digitized by Google

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)
Bietet eine anschauliche, zugleich wissenschaftlich-gründliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtungen ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems, und nimmt dabei, nach einer vorherigen Abgrenzung des Gebietes der Philosophie und Bestimmung ihrer Aufgabe, zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die Fragen der Moral- und Religionsphilosophie zu beleuchten.

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor Hans Richert. (Bd. 186.)
Will die Stellung der Philosophie im Geistesleben der Gegenwart beleuchten, ihren Wert als Weltanschauung sicher stellen, ihre Grundprobleme und deren Lösungsversuche charakterisieren und in die philosophische Literatur einführen.

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Bd. 176.)
Will durch Geschichte in die Philosophie einführen, indem es von sechs großen Denkern, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. Ludwig Busse. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)
Eine sich auf die Darstellung der großen klassischen Systeme beschränkende, aber deren beherrschende und charakteristische Grundgedanken herausarbeitende und so ein klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauungen entwerfende Einführung in die neuere Philosophie.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 4. Auflage. (Bd. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der modernen deutschen Philosophie: den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus unter eingehender Würdigung der bedeutendsten Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse. (Bd. 180.)
Stellt Rousseau als Vorläufer des deutschen Idealismus, seine Lebensarbeit als unumgängliche Voraussetzung für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte dar.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 2. Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. (Bd. 146.)
Eine Einführung in das Verständnis Kants und eine Würdigung seiner Philosophie in ihrer unvergleichlichen und schier unerschöpflichen Kraft der Anregung, wie seiner Persönlichkeit in ihrer echten in sich geschlossenen Eigenart.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Realschuldirektor Hans Richert. 2. Auflage. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Bd. 81.)
Gibt, in das Werden dieses großen deutschen Philosophen und Schriftstellers mit seinen geschichtlichen Bedingungen und Nachwirkungen einführend, einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines Systems.

Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)
Gibt eine klar gefaßte Darstellung des Lebens und des auf dem Entwicklungsgedanken aufgebauten Systems Herbert Spencers nach seinen verschiedenen Seiten, nämlich philosophische Grundlegung, Biologie, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Digitized by Google

Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Josef Petzoldt. (Bd. 133.)
Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Auflage. (Bd. 12.)
Stellt sich in den Dienst einer nationalen Erziehung, indem es zuversichtlich und besonnen eine von konfessionellen Schranken unabhängige, wissenschaftlich haltbare Lebensanschauung und Lebensordnung begründet und entwickelt.

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Kirn. (Bd. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, des Utilitarismus, des Evolutionismus, an der ästhetischen Lebensauffassung, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. Max Verworn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Bd. 200.)
Schildert vom monistischen Standpunkt aus die modernen Anschauungen über die physiologischen Grundlagen der Gehirnvorgänge.

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. Ernst Trömner. (Bd. 199.)
Bietet eine rein sachliche Darstellung der Lehre von Hypnotismus und Suggestion und zeigt deren Einfluß auf die wichtigsten Kulturgebiete.

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. Rob. Gaupp. Mit 18 Abbildungen. (Bd. 213.)
Behandelt die wichtigsten Kapitel aus der Kinderpsychologie unter Betonung der Bedeutung des psychologischen Versuchs für die Erkenntnis der Eigenart geistiger Tätigkeit wie der individuellen Verschiedenheiten im Kindesalter.

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. Paul Pollitz, Strafanstaltsdirektor. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)
Gibt eine umfassende Übersicht und psychologische Analyse des Verbrechens als Produkt sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, defekter geistiger Anlage wie persönlicher, verbrecherischer Tendenz.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Joh. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
Gibt allgemeinverständlich eine eingehende wissenschaftliche Antwort auf die Grundfrage: „Was ist die Seele?"

Hierzu siehe ferner:

Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum S. 3. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 3. Flügel, Herbarts Lehre und Leben S. 3. Pfannkuche, Naturwissenschaft und Religion in Kampf und Frieden S. 4. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst S. 8. Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert S. 14.

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 267)
Gibt einen auf den Resultaten moderner Sprachforschung aufgebauten, umfassenden Überblick über die Sprachstämme des Erdkreises, ihre Verzweigungen in Einzelsprachen sowie über deren gegenseitige Zusammenhänge.

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 268.)
Will durch Erklärung je eines charakteristischen Textes aus acht Hauptsprachtypen einen unmittelbaren Einblick in die Gesetze der menschlichen Sprachbildung geben.

Digitized by Google

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 4.)
Verfolgt Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken von den Bibliotheken der Babylonier und den Zeitungen im alten Rom bis zu der großartigen Entwicklung des Schrift- und Buchwesens seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger. 2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. (Bd. 175.)
Schildert in einer durch Abbildungen und Papier- und Illustrationsproben unterstützten Darstellung Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches unter eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken.

Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 84.)
Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Rhetorik. Von Dr. Ewald Geißler. (Bd. 310.)
Eine zeitgemäße Rhetorik für den Berufsredner wie für jeden nach sprachlicher Ausdrucksfähigkeit Strebenden.

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)
Gibt einen vollständigen historischen Überblick über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen und erklärt ihre Entstehung und Bedeutung nach ihren verschiedenen Gattungen.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Bd. 7.)
Eine von warmem Empfinden getragene, durch reiche Proben belebte Einführung in das Verständnis des Werdens und Wesens des deutschen Volksgesanges.

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. (Bd. 262.)
Bietet zum erstenmal eine vollständige Übersicht über die reichen Schätze der deutschen Volkssage, als des tiefverschütteten Grundes deutscher Anschauungs- und Denkweise.

Schiller. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. 2. Auflage. (Bd. 74.)
Will durch eingehende Analyse der Einzelwerke in das Verständnis von Schillers Leben und Gedankenwelt einführen.

Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 238.)
Gibt eine eindringende Analyse des Werkes und der Weltanschauung des großen deutschen Tragikers.

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)
Sucht durch eindringende Analyse des Einzelwerkes in die Gedankenwelt Gerhart Hauptmanns einzuführen.

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. (Bd. 232.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen ein knappes, lebendiges Bild jener Epoche, deren Wichtigkeit für unser Bewußtsein ständig wächst, und die an Reichtum der Gefühle, Gedanken und Erlebnisse von keiner anderen übertroffen wird.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. Georg Witkowski. 3. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Digitized by Google

Das Drama. Band I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abbildungen. (Bd. 287.)
Verfolgt die Entwicklung des Dramas von den primitiven Anfängen über Altertum, Mittelalter und Renaissance bis zum französischen Klassizismus.

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Christian Gaehde. Mit 20 Abbild. (Bd. 230.)
Eine Geschichte des Theaters vom griechischen Altertum durch Mittelalter und Renaissance bis auf die Schauspielkunst der Gegenwart, deren verschiedene Strömungen in ihren historischen und psychologischen Bedingungen dargestellt werden.

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)
Schildert unter liebevoller Würdigung der größten und feinsten Meister des Liedes an der Hand wohlgewählter Proben die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik.

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen. (Bd. 193.)
Sucht Entwicklung und Schaffen Ibsens und Björnsons sowie der bedeutendsten jungen norwegischen Dichter auf Grund der Veranlagung und Entwicklung des norwegischen Volkes verständlich zu machen und im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen.

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Bd. 185.)
Schildert Shakespeare und seine Zeit, seine Vorgänger und eigenartige Bühne, seine Persönlichkeit und seine Entwicklung als Mensch und Künstler und erörtert die vielumstrittene Shakespeare-Bacon-Frage.

Hierzu siehe ferner:

Gerber, Die Stimme S. 19. Das Buchgewerbe und die Kultur S. 11.

Bildende Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)
Gibt an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophags eine Entwicklungsgeschichte der gesamten griechischen Plastik in ihrem Zusammenhang mit Kultur und Religion.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 8.)
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters über das Wesen der Baukunst aufklären, indem es zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern.

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

Digitized by Google

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen. (Bd. 198.)
Zeigt an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die angewandte Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers, verbunden mit einer eingehenden Analyse seiner vorzüglichsten Werke.

Rembrandt. Von Prof. Dr. Paul Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Darstellung des menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Rembrandts.

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. Richard Graul. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 87.)
Bringt unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials die mehr als einmal für die Entwicklung der Kunst bedeutsame Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung.

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 77.)
Zeigt, daß gesunde Kunstpflege zu wahrem Menschentum gehört, und wie es jedermann in seinen Verhältnissen möglich ist, sie zu verwirklichen.

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Rauch. Mit 41 Abbildungen. (Bd. 274.)
Eine Geschichte des Gartens als Kunstwerk, vom Altertum bis zu den modernen Bestrebungen.

Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Bd. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche, äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Bd. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus Eignem hinzugebracht hat.

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. (Bd. 178.)
Ein anschauliches Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen, des Stoffes der Tonkunst, wie seiner Bearbeitung und der Musik als Tonsprache.

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. Carl R. Hennig. (Bd. 119.)
Untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials, prüft die Natur der musikalischen Darstellungsmittel und erörtert die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel zur Darstellung gebracht werden können.

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette von E. T. A. Hoffmann. (Bd. 239.)
Gibt eine erstmalige Gesamtdarstellung der Epoche Schuberts und Schumanns, der an Persönlichkeiten, Schöpfungen und Anregungen reichsten der deutschen Musikgeschichte.

Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. Fritz Volbach. Mit Partiturbeispielen und 2 Instrumententabellen. (Bd. 308.)
Gibt zum ersten Mal einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Orchestrierung vom Altertum bis auf Richard Strauß.

Digitized by Google

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Bd. 93.)
Behandelt als Einführung in die Kulturprobleme der Gegenwart den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung sowie der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 131.)
Sucht auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler ein anschauliches Bild von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr zu entwerfen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Prof. Dr. Friedrich v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)
Sucht an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage. (Bd. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)
Bietet durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten und doch so wichtigen mittelalterlichen Byzanz.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. 2. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)
Beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanische Mythologie. Von Dr. Julius v. Negelein. (Bd. 95.)
Gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem es die Äußerungen religiösen Lebens, namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht und sich überall bestrebt, das ihnen zugrunde liegende psychologische Motiv aufzudecken.

Mittelalterliche Kulturideale. Band I. Heldenleben. Von Prof. Dr. V. Vedel. (Bd. 292.)
Zeichnet auf Grund besonders der griechischen, germanischen, persischen und nordischen Heldendichtung ein Bild des heroischen Kriegerideals, um so Verständnis für die bleibende Bedeutung dieses Ideals für die Ausbildung der Kultur der Menschheit zu wecken.

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Christian Rauck. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)
Gibt eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses von der germanischen Urzeit über Skandinavien und Mittelalter bis zur Gegenwart.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbild. (Bd. 192.)
Schildert die Entwicklung des deutschen Dorfes von den Anfängen dörflicher Siedelungen an bis in die Neuzeit, in der uns ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen entgegentritt.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)
Will das Interesse an dem deutschen Hause, wie es geworden ist, fördern, indem es das „Herdhaus", das oberdeutsche Haus, die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät schildert und einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat gibt.

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Digitized by Google

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Hermann S. Rehm. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 214.)
Will durch die Schilderung der wichtigsten deutschen Volksfeste und Bräuche Teilnahme und Verständnis für sie als Äußerungen des Seelenlebens unseres Volkes neu erwecken und beleben.

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Regierungs-Baumeister a. D. Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)
Will dem Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine Schilderung der eigenartigen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegen kommen.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Otto. 3. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. Eduard Otto. 2. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abbildung. (Bd. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. Rudolf Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. Georg Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent Lic. Dr. Heinrich Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. Robert Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. Heinrich Waentig.
Will für das mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpfte Buchgewerbe verständnisvolle Freunde, tatkräftige Berufsgenossen werben.

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 91.)
Zeigt, wie Münzen zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen; legt die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung in historischer Entwicklung dar und gibt im Anschluß daran Münzensammlern beherzigenswerte Winke.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2 Bände. (Bd. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Privatdozent Theodor Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Schildert in knapper, wohldurchdachter, durch charakteristische Selbstzeugnisse und authentische Äußerungen bedeutender Zeitgenossen belebter Darstellung des großen Königs Leben und Wirken, das den Grund gelegt hat für die ganze spätere geschichtliche und kulturelle Entwicklung Deutschlands.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel. (Bd. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse im 19. Jahrhundert, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht, und wobei der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)

Digitized by Google

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 102.)

Die 3 Bände geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Sucht in kritischer, abwägender Darstellung den einzelnen Ständen und Parteien, den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden und hebt besonders den großartigen deutschnationalen Aufschwung jenes Jahres hervor.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. Siegmund Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Schildert die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Kolumbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. Wilh. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Eine großzügige und fesselnde Darstellung der für uns so bedeutsamen Entwicklung des britischen Weltreichs, seiner inneren und äußeren Ausgestaltung als einer der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Bd. 195.)

Will zum Verständnis für das System Napoleons führen und zeigen, wie die napoleonischen Kriege nur unter dem Gesichtswinkel der imperialistischen Politik zu verstehen sind.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bände. (Bd. 242. 243.)

Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Gibt zum ersten Male in lebendiger und klarer Sprache eine Gesamtdarstellung der Entstehung des modernen Österreichs, seiner interessanten, durch das Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren bedingten innerpolitischen Entwicklung seit 1848.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Ernst Daenell. (Bd. 147.)

Gibt eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart.

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Gegenwart.

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Alfred Meyer, Hauptmann im Kgl. Sächs. Inf.-Reg. Nr. 133 in Zwickau. Mit 3 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. (Bd. 271.)

Stellt die ungeheuren Umwälzungen dar, welche die Entwicklung des modernen Verkehrswesens und der modernen Technik auf das Kriegswesen ausgeübt hat, wie sie bei einem europäischen Krieg der Zukunft in die Erscheinung treten würden.

Digitized by Google

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem es zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt.

Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Bd. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang sowie des Abrüstungsproblemes und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegung und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Käthe Schirmacher. 2. Auflage. (Bd. 67.)

Unterrichtet eingehend und zuverlässig über die moderne Frauenbewegung aller Länder auf den Gebieten der Bildung, Arbeit, Sittlichkeit, Soziologie und Politik.

Hierzu siehe ferner:

H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. S. 3. Thomsen, Palästina nach den neuesten Ausgrabungen. S. 3. **Neurath,** Antike Wirtschaftsgeschichte. S. 15. Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. S. 4. **Sell,** Christentum und Weltgeschichte. S. 4. **Weise,** Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 17. Matthaei, Deutsche Baukunst im Mittelalter. S. 8. **Bähnisch,** Die deutschen Personennamen. S. 7. Böckel, Die deutsche Volkssage. S. 7. **Bruinier,** Das deutsche Volkslied. S. 7. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. S. 1. Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. S. 1. **Bruchmüller,** Der Leipziger Student von 1409—1909. S. 1. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. S. 4. **Sodeur,** Johann Calvin. S. 4. Boehmer, Die Jesuiten. S. 4. **Muckle,** Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. S. 14. **Pohle,** Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. S. 14. **Laughlin,** Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. S. 14. Schmidt, Geschichte des Welthandels. S. 14. Fried, Internationales Leben der Gegenwart. S. 14. Wislicenus, Der Kalender. S. 24. Weise, Schrift- und Buchwesen. S. 7. **Ranck,** Geschichte der Gartenkunst. S. 9.

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Prof. Dr. Eduard Hubrich. (Bd. 80.)

Zeigt den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Edgar Loening. 3. Auflage. (Bd. 34.)

Eine durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche das Verständnis des geltenden Rechtes fördernde Einführung in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches, soweit seine Kenntnis für jeden Deutschen erforderlich ist.

Finanzwissenschaft. Von Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Ein Überblick über das Gesamtgebiet der Finanzwissenschaft, der jedem die Möglichkeit einer objektiv-wissenschaftlichen Beurteilung der Reichsfinanzreform bietet.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 4. Auflage. (Bd. 2.)

Schildert die sozialen Bewegungen und Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den altorientalischen und antiken Kulturvölkern an durch das Mittelalter bis zur Entstehung des modernen Sozialismus.

Digitized by Google

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)

Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)

Gibt eine seine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)

Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)

Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)

Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)

Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)

Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)

Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Digitized by Google

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 78.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Digitized by Google

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Dampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:

Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. Barth, Uns. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. Pollitz, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Digitized by Google

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der arische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Digitized by Google

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. O. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Digitized by Google

Der Alkoholismus. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)
Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leick. (Bd. 152.)
Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)
Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)
Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gefährliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)
Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)
Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd. 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Vererbung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)
Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)
Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnzerstörung und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Digitized by Google

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)
Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)
Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Raupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)
Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Sticher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)
Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)
Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)
Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)
Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Digitized by Google

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Digitized by Google

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Giesius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Reukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Digitized by Google

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)

Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Luboſch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)

Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)

Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldſchmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)

Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)

Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)

Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)

Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)

Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)

Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)

Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)

Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Digitized by Google

Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Bd. 94.)
Faßt die Ergebnisse der Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, und über die Sinnestätigkeit der Ameisen zusammen.

Das Süßwasser-Plankton. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Figuren. (Bd. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende Darstellung, wobei besonders die Kampfmittel beider Gegner, hier Schußwaffen, Fallen, Gifte oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit geschildert werden.

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. Leonhard Weber. 2. Auflage. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Auflage. Mit 26 Figuren. (Bd. 24.)
Gibt eine anschauliche Darstellung vom Bau des Weltalls wie der einzelnen Weltkörper und der Mittel zu ihrer Erforschung.

Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. D. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
Zeigt, wie die Frage der Entstehung der Welt und der Erde in den Sagen aller Völker und Zeiten und in den Theorien der Wissenschaft beantwortet worden ist.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. Samuel Oppenheim. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 110.)
Schildert den Kampf des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Der Mond. Von Prof. Dr. Julius Franz. Mit 31 Abbild. (Bd. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde, anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Die Planeten. Von Prof. Dr. Bruno Peter. Mit 18 Figuren. (Bd. 240.)
Bietet unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung unserer Erkenntnis eine eingehende Darstellung der einzelnen Körper unseres Planetensystems und ihres Wesens.

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Erklärt die für unsere Zeitrechnung bedeutsamen astronomischen Erscheinungen und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben.

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fritz Frech. In 5 Bänden. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 207—211.)
In 5 Bänden wird eine vollständige Darstellung der Fragen der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde gegeben, wobei Übersichtstabellen die Fachausdrücke und die Reihenfolge der geologischen Perioden erläutern und auf neue, vorwiegend nach Original-Photographien angefertigte Abbildungen und auf anschauliche, lebendige Schilderung besonders Wert gelegt ist.

Digitized by Google

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Band I: Gebirgsbau, Erdbebenlehre und Vulkanismus. (Bd. 207.)
Band II: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 208.)
Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. Mit 51 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Bd. 209.)
Behandelt als eines der interessantesten Gebiete der Geologie die Arbeit fließenden Wassers, Talbildung u. Karstphänomen, Höhlenbildung u. Schlammvulkane, Wildbäche, Quellen u. Grundwasser.
Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Textabbildungen. (Bd. 210.)
Behandelt die grundlegenden erdgeschichtlichen Vorgänge der Bodenbildung und Abtragung, der Küstenbrandung und maritimen Gesteinsbildung und schließlich die Geographie der großen Ozeane in Vergangenheit und Zukunft.
Band V: Gletscher und Eiszeit. (Bd. 211.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Paul Crantz. In 2 Bänden. Mit Figuren. (Bd. 120. 205.)
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Auflage. Mit 9 Figuren. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Figuren. (Bd. 205.)
Band I unterrichtet in leicht faßlicher, für das Selbststudium geeigneter eingehender Darstellung unter Beifügung ausführlich berechneter Beispiele über die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, Band II ebenso über Gleichungen höheren Grades, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, komplexe Zahlen und über den binomischen Lehrsatz.

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
Will, ohne große Kenntnis vorauszusetzen, in die moderne Behandlungsweise der Infinitesimalrechnung einführen, die die Grundlage der gesamten mathematischen Naturwissenschaft bildet.

Mathematische Spiele. Von Dr. Wilhelm Ahrens. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
Ein kurzweiliger und doch zuverlässiger Führer für jeden, dem das tiefere Verständnis der täglich von ihm geübten Unterhaltungsspiele Freude macht.

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. Max Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darstellungen von Übungsspielen. (Bd. 281.)
Sucht durch eingehende, leichtverständliche Einführung in die Spielgesetze sowie durch eine größere, mit Erläuterungen versehene Auswahl interessanter Schachgänge berühmter Meister diesem anregendsten und geistreichsten aller Spiele neue Freunde und Anhänger zu werben.

Hierzu siehe ferner:
Janson, Meeresforschung und Meeresleben S. 17.

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ing. Wilhelm Launhardt. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. (Bd. 23.)
Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abbild. (Bd. 216.)
Behandelt Grundlagen und Technik der Zeitmessung, sowie eingehend, durch zahlreiche technische Zeichnungen unterstützt, den Mechanismus der Zeitmesser und der feinen Präzisionsuhren nach seiner theoretischen Grundlage wie in seinen wichtigsten Teilen.

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Aegypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Digitized by Google

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Bd. 28.)
Führt eine Reihe interessanter Ingenieurbauten, die Gebirgsbahnen und die Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
Gibt eine fachmännische und dabei doch allgemein verständliche Darstellung dieses neuesten, in seiner Bedeutung für Hoch- und Tiefbau, Brücken- und Wasserbau stetig wachsenden Zweiges der Technik.

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Hermann Wedding. 3. Auflage. Mit 15 Figuren. (Bd. 20.)
Schildert, wie Eisen erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird, wobei besonders der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen dargestellt und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. Karl Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften, Verwendung und Verbreitung.

Mechanik. Bd. I. Die Mechanik der festen Körper. Von Geh. Regierungsrat Albrecht von Ihering. Mit 61 Abbildungen. (Bd. 303.)
Durch Anwendung der graphischen Methode und Einfügung instruktiver Beispiele eine ausgezeichnete Darstellung der Grundlehren der Mechanik der festen Körper.
Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. (In Vorbereitung.)
Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorbereitung.)

Maschinenelemente. Von Prof. Richard Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Eine Übersicht über die Fülle der einzelnen ineinandergreifenden Teile, aus denen die Maschinen zusammengesetzt sind, und ihre Wirkungsweise.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen. (Bd. 196.)
Eine für weitere Kreise bestimmte, durch zahlreiche einfache Skizzen unterstützte Abhandlung über die Hebezeuge, wobei das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stande der Forschungen eingehend behandelt wird.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 3. Auflage. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 21.)
Gibt eine die neuesten Fortschritte berücksichtigende Darstellung des Wesens, Betriebes und der Bauart der immer wichtiger werdenden Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. (Bd. 86.)
Will ein Urteil über die Konkurrenz der modernen Wärmekraftmaschinen nach ihren Vor- und Nachteilen ermöglichen und weiter in Bau und Wirkungsweise der Dampfturbine einführen.

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Regierungsrat Albrecht v. Ihering. Mit 73 Figuren. (Bd. 228.)
Führt von dem primitiven Mühlrad bis zu den großartigen Anlagen, mit denen die moderne Technik die Kraft des Wassers zu den gewaltigsten Leistungen auszunutzen versteht.

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. Gust. Fischer. (Bd. 316.)
Ein Überblick über die verschiedenen Arten der landwirtschaftlichen Maschinen und ihre modernsten Vervollkommnungen.

Digitized by Google

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur Johann Eugen Mayer. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 241.)
Will über die verschiedenen Lüftungs- und Heizungsarten menschlicher Wohn- und Aufenthaltsräume orientieren und zugleich ein Bild von der modernen Lüftungs- und Heizungstechnik geben, um dadurch Interesse und Verständnis für die dabei in Betracht kommenden, in gesundheitlicher Beziehung so überaus wichtigen Gesichtspunkte zu erwecken.

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. Ernst Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
Behandelt die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abbild. (Bd. 166.)
Gibt einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, wobei besonders das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Steuerung, Bereifung usw. besprochen werden.

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rudolf Blochmann. Mit 128 Abbildungen. (Bd. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der rechtlichen und technischen Grundlagen sowie der Organisation und der verschiedenen Betriebsformen des Telegraphie- und Fernsprechwesens der Erde.

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor Helmuth Brick. Mit 47 Abb. (Bd. 285.)
Gibt, ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, durch Illustrationen unterstützt, nach einer elementaren Darstellung der Theorie der Leitung, einen allgemein verständlichen Überblick über die Herstellung, Beschaffenheit und Wirkungsweise aller zur Übermittlung von elektrischem Strom dienenden Leitungen.

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Bd. 167.)
Nach eingehender Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen Konstruktionstypen vorgeführt, wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und Wirtschaftsleben sowie die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Nautik. Von Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
Gibt eine allgemeinverständliche Übersicht über das gesamte Gebiet der Steuermannskunst, die Mittel und Methoden, mit deren Hilfe der Seemann sein Schiff sicher über See bringt.

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. Raimund Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
Bietet eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Entwicklung der Luftschiffahrt, indem es vor allem das Problem des Vogelfluges und das aerostatische und aerodynamische Prinzip des künstlichen Fluges behandelt und eine ausführliche, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung der verschiedenen Konstruktionen von Luftschiffen, von der Montgolfiere bis zum Motorballon und zum modernen Aeroplan gibt.

Digitized by Google

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen. (Bd. 108.)
Behandelt die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung.

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 191.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik im allgemeinen, wie der wichtigsten Gebiete (z. B.: Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure, Teerdestillation, Farbstoffe) im besonderen.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abbild. (Bd. 314.)
Eine allgemeinverständliche Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Methoden, Resultate und Erfolge dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Zweiges der angewandten Chemie.

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rud. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)
Gibt eine allgemeinverständliche, umfassende Schilderung des Gebietes der Sprengstoffe, ihrer Geschichte und ihrer Herstellung bis zur modernen Sprengstoffgroßindustrie, ihrer Fabrikation, Zusammensetzung und Wirkungsweise sowie ihrer Anwendung auf den verschiedenen Gebieten.

Photochemie. Von Prof. Dr. Gottfried Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
Erklärt in einer für jeden verständlichen Darstellung die chemischen Vorgänge und Gesetze der Einwirkung des Lichtes auf die verschiedenen Substanzen und ihre praktische Anwendung, besonders in der Photographie, bis zu dem jüngsten Verfahren der Farbenphotographie.

Elektrochemie. Von Prof. Dr. Kurt Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)
Eröffnet einen klaren Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen dieses modernsten Zweiges der Chemie, um dann seine glänzenden technischen Erfolge vor Augen zu führen.

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. Johannes Bongardt. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 125. 126.)
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)
Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. Gustav Abel. 2. Aufl. von Dr. Joseph Klein. Mit einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Bd. 76.)
Gibt eine vollständige Übersicht und Belehrung über die Natur der in Küche und Haus sich vollziehenden mannigfachen chemischen Prozesse.

Hierzu siehe ferner:

Unger, Wie ein Buch entsteht. S. 7. **Bruns**, Die Telegraphie. S. 15. **Graetz**, Das Licht und die Farben. S. 20. **Alt**, Die Physik der Kälte. S. 21. **Bavink**, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. S. 21. **Kaiser**, Der Luftstickstoff. S. 21.

Digitized by Google

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene und einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Teil I: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** I. Hälfte. Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst (mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk).

Teil II: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** 2. Hälfte. Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

Teil III: **Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete.** Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: **Die technischen Kulturgebiete.** Bautechnik, Maschinentechnik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Die „Kultur der Gegenwart" soll **eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung** unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine **Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis** und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten **in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.**

„... Wenden wir aber unseren Blick zu den einzelnen Leistungen, die hier in reichlichster Fülle geboten sind, dann wissen wir in der Tat nicht, was wir herausgreifen und nennen sollen. Aus jedem der angedeuteten Gebiete hat ja ein Meister seines Faches das Wichtigste kurz und übersichtlich gegeben, bald aus seiner Geschichte das Wesen des behandelten Gegenstandes erläuternd, bald ihn in mehr prinzipieller und schematischer Form vor dem Leser ausbreitend. Abgesehen von dem Wert der hervorragenden Einzelleistungen erhält das ganze Unternehmen, zu dem es gehört, seinen besonderen Wert dadurch, daß es versucht, unser Wissen und Können zu einer möglichst systematischen Einheit zu verarbeiten. Damit wird es einem gebieterischen Bedürfnis unserer aus der seelischen Zerklüftung zur Einheit strebenden Zeit gerecht und steht so da als ein bedeutsames Zeichen der Zeit." **(Deutsche Zeitung.)**

Probeheft und Sonder-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag versandt.

Digitized by Google

Bisher sind erschienen:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

(I. 1.) [XV u. 671 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—.

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die orientalischen Religionen mit Einleitung „Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker".

(I. III. 1.) [VII u. 267 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 9.—.

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — I. Die ägyptische Religion: Adolf Erman. — II. Die asiatischen Religionen. Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. Die indische Religion: H. Oldenberg. Die iranische Religion: H. Oldenberg. Die Religion des Islams: J. Goldziher. Der Lamaismus: A. Grünwedel. Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz. b) Der Buddhismus: H. Haas.

Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion.

(I. 4.) [X u. 752 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—. Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. Geh. ℳ 9.60, geb. ℳ 11.—.

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

II. Systematische christliche Theologie. Geh. ℳ 6.60, geb. ℳ 8.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie.

(I. 5.) [VIII u. 572 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: Wilhelm Wundt. I. Die indische Philosophie: Hermann Oldenberg. II. Die islamische und die jüdische Philosophie: Ignaz Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: Wilhelm Grube. IV. Die japanische Philosophie: Tetsujiro Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: Hans von Arnim. VI. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Clemens Bäumker. VII. Die neuere Philosophie: Wilh. Windelband.

Systematische Philosophie.

(I. 6.) 2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: Wilhelm Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: Alois Riehl. II. Metaphysik: Wilhelm Wundt. III. Naturphilosophie: Wilhelm Ostwald. IV. Psychologie: Hermann Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: Rudolf Eucken. VI. Ethik: Friedrich Paulsen. VII. Pädagogik: Wilhelm Münch. VIII. Ästhetik: Theodor Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Friedrich Paulsen.

Digitized by Google

Die orientalischen Literaturen mit Einleitung „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker". (I. 7.) [IX u. 419 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Lit. der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Lit.: A. Erman. Die babylonisch-assyrische Lit.: C. Bezold. Die israelitische Lit.: H. Gunkel. Die aramäische Lit.: Th. Nöldeke. Die äthiopische Lit.: Th. Nöldeke. Die arabische Lit.: M. J. de Goeje. Die indische Lit.: R. Pischel. Die altpersische Lit.: K. Geldner. Die mittelpersische Lit.: P. Horn. Die neupersische Lit.: P. Horn. Die türkische Lit.: P. Horn. Die armenische Lit.: F. N. Finck. Die georgische Lit.: F. N. Finck. Die chinesische Lit.: W. Grube. Die japanische Lit.: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.

(I. 8.) 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. Die griechische Sprache: J. Wackernagel. II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.

(I. 9.) [VIII u. 396 S.] 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die russische Literatur: A. Wesselovsky. Die polnische Literatur: A. Brückner. Die böhmische Literatur: J. Máchal. Die südslawischen Literaturen: M. Murko. Die neugriechische Literatur: O. Thumb. Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. Die finnische Literatur: E. N. Setälä. Die estnische Literatur: G. Suits. Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. Die lettische Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. (I. XI. 1.) [VII u. 499 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: I. Die keltischen Literaturen. 1. Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen: Heinrich Zimmer. 2. Die einzelnen keltischen Literaturen. a) Die irisch-gälische Literatur: Kuno Meyer. b) Die schottisch-gälische und die Manx-Literatur. c) Die kymrische (walisische) Literatur. d) Die kornische und die bretonische Literatur: Ludwig Christian Stern. — II. Die romanischen Literaturen. 1. Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. 2. Italien bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 3. Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 4. Frankreich bis zur Romantik. 5. Die übrige Romania bis zur Romantik. 6. Das 19. Jahrhundert: Heinrich Morf. — III. Die romanischen Sprachen: Wilhelm Meyer-Lübke.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französ. Revolution).

(II. V. 1.) Bearb. v. F. v. Bezold, E. Gothein und R. Koser. [VI] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 9.—, in Lwd. geb. ℳ 11.—.

[illegible] Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters. a) Staatensystem und Ma[illegible]ängen. b) Der moderne Staat und die Revolution. c) Die gesellschaftlichen [illegible] und die neue Geisteskultur: Friedrich von Bezold. II. Staat und Gesell[illegible]s Zeitalters der Gegenreformation: Eberh. Gothein. III. Staat und Gesellschaft zur [illegible]it des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zu[illegible]r Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: Reinh. Koser.

[illegible]emeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte [illegible]s Staates und der Gesellschaft. (II. 2.)

Inhalt: I. Anfänge der Verfassung und der Verwaltung; Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Orientalische Verfassung und Verwaltung des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Nordafrikanische und westafrikanische (islamische) Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. b) Ostasiatische Verfassung und Verwaltung: O. Franke. III. Europäische Verfassung und Verwaltung. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter: A. Luschin v. Ebengreuth. 3. Neuzeit: O. Hintze.

Digitized by Google

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 14.—, in Leinwand geb. ℳ 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)

Digitized by Google

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

Von deutscher Art und Arbeit
Geb. 5 M.

Des Menschen Sein und Werden
Geb. 5 M.

Unter Mitwirkung von R. Bürkner, H. Dade, R. Deutsch, A. Dominicus, K. Dove, E. Fuchs, P. Klopfer, E. Koerber, O. Lyon, E. Maier, G. Maier, C. v. Maltzahn, †A. v. Reinhardt, F. A. Schmidt, O. Schnabel, G. Steinhausen, E. Teichmann, A. Thimm, K. Vorländer, A. Witting, G. Wolff, Th. Zielinski. — Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb.

Das Buch will der deutschen Jugend ein Führer ins Leben sein. Es möchte ihr Augen und Herzen öffnen, um sie tüchtig zu machen, schaffend und schauend am Bau unseres nationalen Lebens tatkräftigen Anteil zu nehmen, möchte sie in diesem Sinne zu tüchtigen Staatsbürgern erziehen helfen und sie deshalb besonders bei der Berufswahl vor kurzsichtig befangenem, oder einseitig vorschnellem Urteil bewahren. Dazu sucht es einen lebensvollen, aber objektiven Überblick zu geben über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes bewegen, und in deren inneres Wesen hineinzuführen, ihr geschichtliches Werden und Bedingtsein aufzuweisen. In dieser Absicht werden im ersten Band das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt. Im zweiten Band werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur in Antike, Christentum und Volkstum, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Inhaltsübersicht.

I. Band. Das deutsche Land. Das deutsche Volk. Wie das Deutsche Reich geworden. Das Deutsche Reich im Zeitalter der Weltmächte. — Die Grundlagen der Volkswirtschaft. Die deutsche Volkswirtschaft der Gegenwart. Land- und Forstwirtschaft. Der Bergbau. Die Industrie. Die Technik. Das Kunstgewerbe und die Architektur. Der Handel. Das Verkehrswesen. — Der Staat. Die Wehrmacht des Staates. Die äußere Vertretung. Das Recht. Das Bildungswesen. Sonstige Verwaltungsaufgaben des modernen Staates. Organisation der Staats- und Gemeindeverwaltung. Wirtschaftspolitische Fragen (Steuerpolitik. Handelspolitik. Kolonialpolitik. Die Boden- und Wohnungsfrage. Das Bevölkerungsproblem. Die Frauenarbeit. Sozialpolitik). Staatsbürgerliche Bestrebungen (Politische Parteien. Wirtschaftliche Vereine. Soziale Bestrebungen. Bildungsbestrebungen. Frauenbewegung. Die Presse). — Die Vorbildung. Der Beruf. Die wichtigsten Berufe. — **II. Band.** Des Menschen Herkunft und Stellung in der Natur. Des menschlichen Körpers Bau und Leben. Des Menschen Seele. Die Entwicklung der geistigen Kultur. — Die Wissenschaft und ihre Pflege. Die mathematischen Wissenschaften. Die Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaften. — Die Philosophie. Die Kunst. Die Religion. — Das Leben. Der Beruf. Volk und Staat. Persönliches Leben. Lebensgemeinschaften. Der Wert des Lebens.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Digitized by Google

89097243554

B89097243554A

Heim mehr zu uns als dessen Bildschmuck?

d er oft gewählt! Wir wollen gar nicht von Öldrucken
Reproduktion eines berühmten Gemäldes, oft undeutschen
Wand verschwindend, das Beste des Kunstwerkes durch
Kleinheit und Farblosigkeit vernichtend, was vermag sie uns als Wandschmuck in unserem
Heim zu sagen, wenn wir nach des Tages verwirrendem Getriebe Sammlung in ihm suchen?

Welcher Art soll vielmehr ein Bild im deutschen Hause sein?

Vor allem muß **deutsches Empfinden, deutsche Innigkeit, deutsche Heimatliebe** darin zum Ausdruck kommen. Nur so vermag es zu uns zu sprechen, nur so wird es aus unerschöpflichem Quell immer Neues zu sagen wissen.

Darum darf ein Bild vor allem auch **keine alltäglichen Plattheiten und Süßlichkeiten** bieten, deren wir als ernsthafte Menschen in kurzer Zeit überdrüssig sind. Es muß uns sodann nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch die **Kunst der Darstellung** des Geschauten immer aufs neue fesseln. Das vermag eine Reproduktion nun überhaupt kaum, das kann nur ein **Originalkunstwerk**. Das Bild endlich muß eine gewisse **Kraft der Darstellung** besitzen, es muß den Raum, in dem es hängt, durchdringen und beherrschen.

Teubners Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) bieten all das, was wir von einem guten Wandbild im deutschen Hause fordern müssen. Sie bieten Werke großer, ursprünglicher, farbenfroher Kunst, die uns das Schöne einer Welt von Formen und Farben mit den Augen des Künstlers sehen lassen und sie in dessen unmittelbarer Sprache wiedergeben. In der Original-Lithographie führt der Künstler eigenhändig die Zeichnung auf dem Stein aus, bearbeitet die Platten, bestimmt die Wahl der Farben und überwacht den Druck. Das Bild ist also bis in alle Einzelheiten hinein das Werk des Künstlers, der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Keine Reproduktion kann dem gleichkommen an künstlerischem Wert und künstlerischer Wirkung.

Teubners Künstler-Steinzeichnungen sind Werke echter Heimatkunst, die stark und lebendig auf uns wirken. Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und seine Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und seine Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und seine Lieder bieten vor allem den Stoff zu den Bildern.

Sie enthalten eine große Auswahl **verschiedenartiger Motive und Farbenstimmungen in den verschiedensten Größen,** unter denen sich für jeden Raum, den vornehmsten wie das einfachste Wohnzimmer, geeignete Blätter finden. Neben ihrem hohen künstlerischen Wert besitzen sie den Vorzug der **Preiswürdigkeit.** All das macht sie zu willkommenen Geschenken zu Weihnachten, Geburtstagen und Hochzeiten und macht sie zum besten, zu

dem künstlerischen Wandschmuck für das deutsche Haus!

Die **großen Blätter** im Format 100×70, 75×55 und 60×50 kosten M. 6.—, bzw. M. 5.— und M. 3.—. Die Blätter in dem Format 41×30 nur M. 2.50 und die **Bunten Blätter** gar nur M. 1.—. Preiswerte **Rahmen,** die auch die Anschaffung eines gerahmten Bildes ohne nennenswerte Mehrkosten gestatten, liefert die Verlagshandlung in verschiedenen Ausführungen und Holzarten für das Bildformat 100×70 in der Preislage von M. 4.50 bis M. 16.—, für das Format 75×55 von M. 4.— bis M. 12.—, für das Format 41×30 von M. 1.75 bis M. 4.50.

Digitized by Google

Urteile über B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen

„.... Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil d[illegible] handenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargebotenen e[illegible] Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werd[illegible] müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentl[illegible] bäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche [illegible], werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Da[illegible] man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene G[illegible] zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine derartige große Lithographie in den dazu vorrätigen Rahmungen ist ein Geschenk, das auch den verwöhntesten Geschmack befriedigt. An den kleinen Blättern erhält man für eine Ausgabe, die auch dem bescheidensten Geldbeutel erschwinglich ist, ein dauernd wertvolles Geschenk." (Türmer-Jahrbuch.)

[illegible]s Fischerboot. 41×30 cm. M. 2.5

Verkleinerte farbige Wiedergabe der Original-Lithographie.

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen 'ästhetischen Bewegung' entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den 'künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus', den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt.... Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!" (Kunstwart.)

„Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Öldruckbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenübertreten kann." (Die Hilfe.)

... Es ist unseres Erachtens wertvoller, an dieser originalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verbilden und totes Wissen zu lernen, statt lebendige Kunst mitzuerleben. (Illustrierte Zeitung.)

Illustrierter Katalog mit 150[illegible] Abbildungen und beschre[illegible]n-dung von 30 Pfennigen (Ausland[illegible]g B. G. Teubner in Leip[illegible]

Digitized by Google

b89097243554
b89097243554a